JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS

2011



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS



JAHRBUCH DES FREIEN DEUTSCHEN HOCHSTIFTS

2011

HERAUSGEGEBEN VON
ANNE BOHNENKAMP



WALLSTEIN VERLAG

Berichte des Freien Deutschen Hochstifts 1861–1901

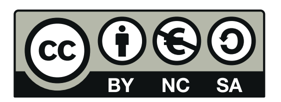
Jahrbuch des Freien Deutschen Hochstifts 1902–1940

Neue Folge seit 1962

Redaktion:
Dietmar Pravida

Freies Deutsches Hochstift
Großer Hirschgraben 23–25
60311 Frankfurt am Main

Diese Publikation wurde im Rahmen des Fördervorhabens 16TOA031
mit Mitteln des Bundesministeriums für Bildung und Forschung
im Open Access bereitgestellt.



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über http://dnb.d-nb.de abrufbar.

Publikation: Wallstein Verlag GmbH, Göttingen
www.wallstein-verlag.de
Vom Verlag gesetzt aus der Aldus
ISBN 978-3-8353-1124-4
ISSN 0771-9463
DOI https://doi.org/10.46500/83531124

Inhalt

Freies Deutsches Hochstift
Aus den Sammlungen / Jahresbericht 2010

Charlotte Lee

Fausts Credo in wechselnder Beleuchtung

Vom ›Urfaust‹ zum ›Faust‹

Die 1808 erschienene Fassung von ›Faust. Eine Tragödie‹[1] ist so vertraut, dass man sie sich anders kaum vorstellen kann. Die Vertrautheit des Textes kann jedoch allzuleicht vergessen lassen, dass sich die Entstehungsgeschichte des Stücks über viele Jahre hinweg erstreckt: Begonnen wurde die Arbeit an dem Drama im Jahr 1774, zur Veröffentlichung des endgültigen Textes kam es aber erst 34 Jahre später. In der Zwischenzeit hatte der Verfasser tiefgreifende Änderungen vorgenommen. Dass diese Umarbeitungen von großer Bedeutung für unser Verständnis des Stücks sind, lässt sich an dem sogenannten Credo zeigen,[2] das heißt der Antwortrede Fausts auf die Gretchenfrage in der Szene ›Marthens Garten‹. Denn obwohl Goethe während der Bearbeitung der verschiedenen Fassungen den eigentlichen Wortlaut des Credos nicht wesentlich verändert hat, wirft die Neuordnung der Szenen ein völlig verändertes Licht auf die Rede. Im ›Urfaust‹ konnte sie durchaus als eine aufrichtige Äußerung von Fausts Gefühlen gedeutet werden, wofür auch die frappanten Ähnlichkeiten der Rede mit der Frankfurter Hymne ›Ganymed‹ sprechen. In ›Faust. Eine Tragödie‹ allerdings erscheint das Credo kaum besser als, mit den Worten Reinhard Buchwalds zu sprechen, »ein verlegenes Reden im Dienste des ganz anderen

1 Auf dem Titelblatt der Buchausgabe von 1808 steht ›Faust. Eine Tragödie‹. Nach Zueignung, Vorspiel und Prolog folgt ein Zwischentitel ›Der Tragödie Erster Theil‹. Im Inhaltsverzeichnis der Ausgabe letzter Hand heißt es ›Faust, erster Theil‹. Im Folgenden wird das Werk als ›Faust. Eine Tragödie‹ bezeichnet, in Zitatnachweisen als ›Faust I‹.

2 So nennen die Rede beispielsweise John Williams, Goethe's ›Faust‹,London 1987, S. 106 oder Elizabeth Wilkinson, The Theological Basis of Faust's *Credo*, in: German Life and Letters, N. S. 10 (1956–57), S. 229–239; deutsch u. d. T. ›Theologischer Stoff und dichterischer Gehalt in Fausts sogenanntem Credo‹, in: Aufsätze zu Goethes ›Faust I‹, hrsg. von Werner Keller, Darmstadt 1974 (= Wege der Forschung 145), S. 551–571.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-001

Zieles, auf das Faust jetzt zusteuert«.[3] Es stellt sich die Frage, ob dieser dunkle Schatten, der durch die Änderungen an ›Faust‹ auf das Werk geworfen wird, von einer kritischeren Einstellung des Autors zeugt, die nicht nur den Protagonisten und seine Beweggründe betrifft, sondern auch die frühere Dichtung als ganze: das heißt, ob dieser subtile aber entscheidende Wechsel als Zeichen einer gewissen distanzierten oder selbstironischen Haltung verstanden werden muss, die Goethe in späteren Jahren seinen früheren Werken gegenüber einnimmt.

I

›Urfaust‹ und ›Ganymed‹ gehören einer Gruppe von Werken an, die in den frühen 1770er Jahren entstanden und die untereinander eng verbunden sind. Der dichterische Impuls zu den Frankfurter Hymnen (›Mailied‹, ›Prometheus‹, ›Mahomets Gesang‹, ›Ganymed‹ usw.) ist zum größten Teil derselbe wie bei ›Urfaust‹ und bei ›Die Leiden des jungen Werthers‹. Das Weltbild dieser Werke ist nicht zuletzt von der Philosophie Herders geprägt, die Goethe 1770 während seines Straßburger Aufenthalts stark beeinflusste. Am Beispiel des ›Werther‹ wird die Verbindung zwischen den Werken besonders deutlich. Viele Interpreten haben auf die Ähnlichkeit zwischen ›Ganymed‹ und Werthers Brief vom 10. Mai hingewiesen, die beide – das Gedicht wie der Briefroman – auf den Frühling 1774 zurückgehen:[4] Die ekstatische Stimmung, die Ahnung der Unendlichkeit, die Natur als Liebhaberin und Geliebte, all diese Themen finden sich gleichermaßen im Brief wie in dem Gedicht. Auch ›Faust‹ ist mit dem Roman eng verbunden: Goethe selbst sagte 1827 zu Eckermann: »Der Faust entstand mit meinem Werther«.[5] ›Urfaust‹, ›Werther‹ und ›Ganymed‹ bilden gleichsam eine Trias. Die Werke sind nahezu zur selben Zeit entstanden, und die Szene ›Marthens Garten‹, in der Fausts Credo enthalten ist, wurde sechs

3 Reinhard Buchwald, Führer durch Goethes Faustdichtung. Erläuterung des Werkes und Geschichte seiner Entstehung, 4., neubearb. Aufl., Stuttgart 1955, S. 98.

4 Siehe den Kommentar zur ›Münchner Ausgabe‹ (im Folgenden MA), Band 1.1, hrsg. von Gerhard Sauder (München 1985), S. 873. Alle Zitate beziehen sich, wenn nicht anders angegeben, auf diese Ausgabe.

5 MA 19, hrsg. von Heinz Schlaffer, 1986, S. 282.

Monate nach ›Ganymed‹ geschrieben, im Herbst 1774.[6] Erstaunlich ist jedoch, dass diese Parallele, oder vielmehr ihre Bedeutung, der Aufmerksamkeit der Interpreten bislang entgangen ist. Ulrich Gaier erwähnt in seinem Kommentar kurz allgemeine Ähnlichkeiten zwischen dem Credo und der Dichtung der Frankfurter Epoche: »der Vers, sonst madrigalisch gebraucht, [erhebt sich] zum hymnisch-dithyrambischen Stil prosaischer Verse der Frankfurter Hymnen Goethes«,[7] allerdings geht er auf Einzelheiten nicht ein. Karl Eibl macht auf Ähnlichkeiten zwischen ›Ganymed‹ und Gretchens Monolog »Meine Ruh ist hin …« aufmerksam, bezieht aber Fausts Credo nicht in die Diskussion ein.[8] Andere wichtige ›Faust‹-Studien erwähnen die Überschneidung gar nicht.

Auf den ersten Blick liegt die auffälligste Ähnlichkeit zwischen ›Ganymed‹ und dem Credo in der Form. Beide strömen gleichsam über das Papier. Die freien Rhythmen und die Abwesenheit formaler Beschränkungen (wie z.B. ein regelmäßiges Reimschema) sind ja typisch für die Dichtung der Epoche. Diese rhythmisch-metrischen Merkmale zusammen mit den absatzlos fortlaufenden Zeilen und den zahlreichen Ausrufen schaffen ein Gefühl der Befreiung und eine atemlose, ekstatische Stimmung. Die wichtigsten Parallelen sind jedoch vornehmlich im Vokabular zu finden, vor allem im mittleren Teil des Credos (zwischen den Versen 3439 und 3453 in ›Faust I‹ und Z. 1130–1344 im ›Urfaust‹). Die das Credo eröffnende und abschließende Frage, in welcher Weise adäquat von Gott zu sprechen wäre, spielt nämlich in ›Ganymed‹ keine Rolle. Doch obwohl Faust nicht bereit ist, sich auf einen einzigen Begriff des Göttlichen zu beschränken, sind die Umschreibungen, die er

6 Siehe Gerhard Sauder, in: MA 1.2, 1987, S. 760.

7 Ulrich Gaier, Goethes Faust-Dichtungen. Ein Kommentar, Bd. 1: Urfaust, Stuttgart 1989 (= Universal-Bibliothek 8587), S. 403. Die Kommentare von Erich Trunz in der ›Hamburger Ausgabe‹ und von Albrecht Schöne in der ›Frankfurter Ausgabe‹ betonen gleichermaßen die Ähnlichkeiten mit den Werken der Sturm und Drang-Periode, ohne aber spezifisch Bezug auf ›Ganymed‹ zu nehmen. Auch in den älteren ›Faust‹-Kommentaren von Heinrich Düntzer, Karl Julius Schröer, Erich Schmidt, Max Morris, Georg Wittkowski und Ernst Beutler findet sich kein Hinweis, was um so bemerkenswerter ist, als einige der Genannten zu ›Ganymed‹ geschrieben haben.

8 Karl Eibl, Das monumentale Ich – Wege zu Goethes ›Faust‹, Frankfurt am Main 2000, S. 48 f.

benutzt – »Der Allumfasser / Der Allerhalter« (Urfaust, Z. 1130 f., Faust I, V. 3349 f.) – offenbar mit Ganymeds Schlussworten in Vers 30 »Allfreundlicher Vater!« (oder in der 1788/89 überarbeiteten Fassung, »Allliebender Vater!«) verwandt. Beidemal wird die Absolutheit des angerufenen göttlichen Wesens durch die Vorsilbe »All« vermittelt. Dieses Göttliche kennt keine Grenzen außer denen des Alls selbst und es umfasst alle Geschöpfe der Erde: »drängt nicht alles / Nach Haupt und Herzen dir« (Faust I, V. 3448 f.), »Mit tausendfacher Liebeswonne / Sich an mein Herz drängt / Deiner ewigen Wonne / Heilig Gefühl«, »Und deine Blumen dein Gras / Drängen sich an mein Herz« (Ganymed, V. 3–6, 12–13). Das Wort »drängen«, das in beiden Fällen (in ›Ganymed‹ sogar zweimal) verwendet wird, suggeriert eine intensive Energie, womöglich erotischer Natur. In ›Ganymed‹ wird es durch »Liebeswonne« näher bestimmt, und was ›Faust‹ angeht, so ist das Wort, wie Nicholas Boyle bemerkt, »used in the previous scene by Gretchen herself in an unashamedly sexual sense«.[9] Es ist bemerkenswert, dass das Wort ebenso auch in Verbindung mit einem religiösen Erlebnis gebraucht wird; und es trägt zur Verwischung der Grenzen zwischen Andacht und Liebesaffäre bei, die ›Ganymed‹ ebenso wie auch, in ominöserer Art, das Credo Fausts kennzeichnet. Beidemal ist die Verehrung des Heiligen eine eher emotionale und sinnliche als geistige Angelegenheit: »Deiner ewigen Wonne / Heilig Gefühl / Unendliche Schöne!« (Ganymed, V. 5–7), »Und wenn du ganz in dem Gefühle selig bist« (Urfaust, Z. 1143, Faust I, V. 3453). Jedesmal wird »Gefühl« neben ein religiös gefärbtes Wort gestellt, und im zweiten Zitat suggeriert »selig« eine emotionale Ekstase und eine höhere geistige Ebene zugleich.

Die wiederholte Anspielung auf die Unendlichkeit in Worten wie »tausendfach«, »ewig«, ja auch »unendlich«, entspricht ebenso dem absoluten Status der angerufenen Gottheit wie den expansiven Emotionen der beiden Texte. Diese Worte vermitteln zudem das Gefühl der restlosen Vertiefung in die Natur, die das quasi-religiöse Erlebnis für Ganymed wie für Faust kennzeichnet. Durch eine potentiell unendlich kreisende Bewegung wird der Einzelne mit dem Absoluten in liebende Verbundenheit gebracht. In der letzten Strophe von ›Ganymed‹ wird das Streben der irdischen Dinge nach oben von der Bewegung der

9 Nicholas Boyle, Goethe. Faust. Part One, Cambridge 1987, S. 83.

Wolken nach unten ausgeglichen, und ihr Treffen vom internen Reim der Worte »streben« und »schweben« besiegelt; woraufhin das Ich von der liebenden Kraft aufgefasst wird, die sich ihm herabneigt, und mit »umfangend umfangen« wird ein neuer Impuls nach oben erzeugt, eine unendliche Bewegung in und zu dem »allfreundliche[n] Vater«. Die auffallende Redewendung »umfangend umfangen« findet im Credo in der Phrase »unsichtbar sichtbar« ihr Echo. Im Einklang mit der letzten Strophe von ›Ganymed‹ deuten Fausts Worte das Zusammenkommen entgegengesetzter Kräfte und das Aufheben der Unterschiede in der Tätigkeit eines höheren Wesens an. In seiner Rede spielt er auch auf die Polarität des »Himmel[s] […] dadroben« und der »Erde […] hierunten« an und führt sie zusammen im »Weben« des »ewigen Geheimnisses«, das nicht zuletzt in der gegenseitigen Liebe einzelner Menschen wie Faust und Gretchen zum Ausdruck gebracht wird. In beiden Fällen findet daher der Einzelne Freiheit, indem er in eine größere Ordnung, ob göttlich oder natürlich, entlassen wird und seine Tatkraft mit der des Absoluten zusammenkommt. Das in diesem Zusammenhang sich wiederholende Wort »fassen« suggeriert einen energischen Funken: »Faßt und erhält er nicht / Dich, mich, sich selbst!« (Urfaust, Z. 1132 f., Faust I, V. 3441 f.), »Daß ich dich fassen mögt / In diesem Arm!« (Ganymed, V. 8 f.). Im Credo wird »fassen« der göttlichen Kraft zugeschrieben, während in ›Ganymed‹ der Impuls aus dem Einzelnen und seinem Willen (»mögt«) stammt. Beidemal aber suggeriert das Verb eine *aktive* Gleichsetzung: es ist die besondere Leistung des Wortes »fassen«, dass in der Verschmelzung von Subjekt und Objekt die Identität des einen bei seiner Aufnahme in das andere gewahrt wird und nicht der Eindruck entsteht, eines der beiden würde dem anderen aufgeopfert. Im Gegenteil wird die produktive Kraft jenes »Fassens« nur durch ein gewisses Maß an aufrechterhaltener Differenz ermöglicht.

Allerdings handelt es sich hier nicht um dasselbe Gedicht, und einige wichtige Unterschiede sind zu bemerken. In ›Ganymed‹ befindet sich das lyrische Ich vollständig im Zentrum des Geschehens: Es ist im Absoluten, und dieses ist um ihn herum, aber, wie die drängende Formulierung »Mir! mir!« in Zeile 26 andeutet, strahlt die Energie abwechselnd auf das lyrische Ich hin und geht von ihm aus. Impliziert wird, dass das Subjekt die Möglichkeit in sich birgt, sich genausoweit auszudehnen wie der »allliebende Vater«. Im Gegensatz dazu, und vielleicht überraschenderweise, spielt der Einzelne in Fausts Credo eine

etwas bescheidenere Rolle. Zwar sagt er Gretchen in den Versen 3447 f., dass alles auf sie zu *drängt*, wie durch eine magnetische Anziehungskraft angezogen; doch stehen sie und er nur vorübergehend im Mittelpunkt, denn auf diese Behauptung folgt unmittelbar das Bild der geheimen, unsichtbar-sichtbaren Tätigkeit, welche, obwohl sie jeden Einzelnen umfasst, in gewisser Hinsicht auch davon unabhängig und selbständig ist. Zudem deuten Fausts Worte »Faßt und erhält er nicht / Dich, mich, sich selbst?« darauf hin, dass das Subjekt definitiv *nicht* das Absolute ist, aus dem alles entspringt und das alles umkreist, sondern bloß Teil eines größeren, transzendenten Ganzen. Während ›Ganymed‹ einen innigen Austausch zwischen dem Einzelnen und der Natur beschreibt, ist im Credo noch eine zusätzliche Dimension vorhanden, nämlich die der menschlichen Intersubjektivität. Die Worte »Schau ich nicht Aug' in Auge dir« bringen die Gegenseitigkeit der Beziehung zum Ausdruck, die sich zwischen Faust und Gretchen entwickelt hat: Die Doppelung des Wortes »Aug« – die vielleicht ein Beispiel des »specular moment« darstellt, um mit David Wellbery zu sprechen[10] – deutet einen zwangsläufig zu erwidernden Blick an, sowie die Stärkung des eigenen Ichs im Austausch mit seinem Gegenüber. Die Verbundenheit mit anderen ist, so lässt das Credo vermuten, genauso wichtig wie die Verbundenheit mit der Natur; und in dieser Hinsicht weichen Fausts Rede und ›Ganymed‹ voneinander ab.

Dennoch haben beide Stücke viel gemein, und gewiss mehr, als allgemein erkannt wird. Es ist also interessant, dass sie, wenn sie unabhängig voneinander gelesen werden, zu höchst unterschiedlichen Deutungen Anlass geben. »[I]n ›Ganymed‹, as in so many poems, feeling is transformed into purest form«, schreiben Martin Swales und

10 Im Mittelpunkt von David Wellberys Studie über Goethes frühe Lyrik steht »[the] figure of visual reciprocity, a chiastically organized structure in which the poetic subject's desire finds fulfillment in the loving regard of the beloved/addressee. Their common dream, the focus of their poetic *Wunsch*, is the specular moment.« D.W., The Specular Moment. Goethe's Early Lyric and the Beginnings of Romanticism, Stanford, California 1996, S. 51. Neben anderen Gedichten zitiert Wellbery das ›Mailied‹: »O Mädchen, Mädchen, / Wie lieb ich dich! / Wie blickt dein Auge! / Wie liebst du mich!« Das ›Mailied‹ gehört auch zur Gruppe der in den frühen 1770er Jahren entstandenen Gedichten, und die Parallele zu den Worten Fausts ist nicht zu übersehen.

Erika Swales,[11] und diese Formulierung kann als repräsentativ angesehen werden. Doch scheint Fausts Credo, trotz der zahlreichen Ähnlichkeiten mit ›Ganymed‹, nicht dieselbe Zuversicht beim Leser zu erwecken.

II

Die Interpreten sind sich zwar über den genauen Sinn von Fausts Worten nicht einig, stehen aber seinem Verhalten oft kritisch, seinen Motiven misstrauisch gegenüber. Laut John Williams beispielsweise scheint die Rede im Zusammenhang der Dramenhandlung »specious and evasive, […] the rhetorical smokescreen of a subtle and complex mind against a forthright if literal challenge.«[12] Noch deutlicher gibt Nicholas Boyle seine Vorbehalte zu erkennen:

> These are not formulations of theological belief but attempts at persuasion – and not just theological persuasion either. […] This ›credo‹ of Faust's […] is an immensely sophisticated exercise in the art of seduction.[13]

Ziel der Rede ist natürlich, Gretchens Herz zu gewinnen, und mehr. Doch spricht einiges dafür – wie Boyle in der Fortsetzung seines Arguments feststellt –, dass Fausts Bekenntnis nicht bloß aus beredten, aber hohlen Worten besteht, die zielstrebig allein auf Verführung hinauslaufen. In einem frühen Artikel warnt Elizabeth Wilkinson davor, die Rede pauschal abzutun, entweder wegen der Hintergedanken, die Faust mit ihr verbindet, oder aber weil sie sich für viele Leser einfach wie »the subjective outpouring of an individual faith« ausnimmt.[14] Wilkinson zeigt, dass Fausts Worte »Wer darf ihn nennen? / Und wer bekennen?« (Urfaust, V. 1124 f., Faust I, V. 3433 f.) in einer langen theologischen Tradition stehen, in der über die angemessene Weise der Benennung Gottes diskutiert worden ist. Aus dieser Beobachtung zieht sie überzeugend den Schluss:

11 Martin Swales und Erika Swales, Reading Goethe: A Critical Introduction to the Literary Work, New York 2002, S. 22.

12 Williams, Goethe's ›Faust‹ (Anm. 2), S. 106.

13 Boyle, Faust. Part One (Anm. 9), S. 82 f.

14 Wilkinson, The Theological Basis of Faust's *Credo* (Anm. 2), S. 236.

> we should not let our knowledge of Faust's attitudes and aims, especially of his aim in this particular scene, blind us to the nature of the intellectual material which he employs in order to achieve that aim.[15]

In einem jüngeren Beitrag zur Debatte bringt Heinz Rölleke ein ähnliches Argument vor. Obwohl er Fausts Worte letztendlich als Zeichen dafür deutet, dass ihn der Teufel fest im Griff habe, betont er ebenfalls, dass

> Fausts Darlegungen […] zugleich ernsthafte, weitgehend durch Spinoza geprägte Vorstellungen [sind], die man gewiss nicht ausschließlich als »Vernebelung« der Tatsachen und ganz und gar nicht als bloßes »Geschwafel« abtun kann.[16]

Aber selbst wenn der Inhalt von Fausts Rede mehr als bloßer »Schall und Rauch« ist, sind die Interpreten doch meist nicht bereit, ihn beim Wort zu nehmen; und der Grund dafür liegt meines Erachtens in den äußerst wichtigen Änderungen, die den ›Urfaust‹ und ›Faust. Eine Tragödie‹ voneinander trennen.

Obwohl Goethes Frühwerk keineswegs »naiv« ist,[17] wird die Selbstreflexion in ›Faust. Eine Tragödie‹ besonders deutlich, sowohl im Verhalten des Protagonisten wie auch in der Dichtung selbst. Während die Endfassung in reichlichem Maß Pausen mit stillstehender äußerer Handlung aufweist, die Gelegenheit zum Nachdenken über das Geschehene bieten, folgen die Ereignisse im ›Urfaust‹ einander Schlag auf Schlag. Nach der erste Szene gibt es in der Urfassung einen einzigen Einhalt zum Monolog (in ›Abend‹). Dieser frühe Faust ist nicht einfältig: im Zentrum der Szene ›Nacht‹ geht es um die Kenntnis der eigenen Grenzen, ja derjenigen des Menschen überhaupt. Allerdings ist er nicht so tief desillusioniert wie der späte Faust, und wir sehen nicht, wie er die zynische Wette mit Mephistopheles abschließt, die einen der wichtigsten Momente des Ersten Teils ausmacht. In der Tat ist uns im ›Urfaust‹ überhaupt nicht klar, wer oder was Mephistopheles eigentlich ist. Gretchen tritt ebenfalls unangekündigt auf, bis auf eine unbestimmte

15 Ebd.

16 Heinz Rölleke, »Denn du hast kein Christentum«. Zum Religionsgespräch in Goethes ›Faust‹, in: Jahrb. FDH 2009, S. 137–145, hier: S. 139.

17 David Wellbery legt in ›The Specular Moment‹ großes Gewicht auf die Selbstreflexivität der frühen Lyrik Goethes – auf der die ganze Studie gründet.

Sehnsuchtsstimmung in ›Nacht‹ ohne jegliches Anzeichen dafür, dass Faust auf der Suche nach einer Geliebten ist. Aus der Schnelligkeit der Entwicklungen lässt sich schließen, dass Faust seine Empfindungen aufrichtig beschreibt. Sein Verhalten in ›Abend‹ ist zwar sentimental, doch gibt es kaum Anlass zur Vermutung, seine Worte »Armsel'ger Faust! ich kenne dich nicht mehr« (Urfaust, Z. 572, Faust I, V. 2720) beschrieben keine echte und unwillkürliche Verwandlung durch Liebe. Obwohl Faust in ›Marthens Garten‹ Gretchen gewiss beeindrucken möchte, entspricht der Glaube, zu dem er sich im Credo bekennt, dem, was er selbst in seinem Monolog in der Szene ›Nacht‹ glauben möchte. Auch da spricht er vom unendlichen zyklischen Austausch, der uns nun aus dem Credo und ›Ganymed‹ vertraut ist:

Wie alles sich zum Ganzen webt
Eins in dem andern würkt und lebt
Wie Himmels kräffte auf und nieder steigen
Und sich die goldnen Eimer reichen!
Mit Seegenduftenden Schwingen
Vom Himmel durch die Erde dringen
Harmonisch all das all durchklingen.
(Urfaust, Z. 94–100, Faust I, V. 447–453)

In ›Marthens Garten‹ sind seine Worte nicht mehr von der Enttäuschung gefärbt, von der die kurz auf diese Rede folgenden Zeilen »Welch Schauspiel! aber ach ein Schauspiel nur« (Urfaust, Z. 101, Faust I, V. 454) bestimmt sind; und im ›Urfaust‹ sehen wir zu wenig Zynismus vonseiten Fausts, als dass die Schlussfolgerung ausgeschlossen wäre, diese neue Zuversicht sei wirklich seiner Beziehung mit Gretchen zu verdanken. Aber die Interpreten konzentrieren sich zumeist auf ›Faust. Eine Tragödie‹; Äußerungen, denen im ›Urfaust‹ wie in ›Ganymed‹ einige Aufrichtigkeit zugeschrieben werden könnte (je nach dem Grad des Wohlwollens, das man Faust gegenüber aufzubringen vermag), müssen wegen der vielen Änderungen und Zusätze in der späteren Fassung mit Vorsicht behandelt werden.

Besonders wichtig ist die Entscheidung, den Austausch zwischen Faust und Mephistopheles, der Fausts verhängnisvolle Worte »Mag ihr Geschick auf mich zusammen stürzen / Und sie mit mir zu Grunde gehn« (V. 3365 f.) enthält, in die neue Szene ›Wald und Höhle‹ zu versetzen, die in ›Faust. Eine Tragödie‹ Gretchens Monolog »Meine Ruh

ist hin …« vorangeht. (Genauer gesagt ist die Szene bereits im ›Faust‹-Fragment von 1790 neu, aber sie steht dort an einer anderen Stelle als in ›Faust. Eine Tragödie‹.) Während jene Worte im ›Urfaust‹ und sogar in ›Faust. Ein Fragment‹ gegen Ende des Stücks stehen,[18] gehen sie in ›Faust. Eine Tragödie‹ der Szene ›Marthens Garten‹ voran, und daher auch den Ereignissen, die Gretchens Untergang herbeiführen. Sie sind nicht mehr der Ausdruck der hilflosen Verstrickung in das Geschehene; im Gegenteil äußert Faust sie im vollen Bewusstsein seines künftigen Handelns. In ›Wald und Höhle‹ entscheidet sich Faust endgültig dafür, sich seinem Begehren und der Macht Mephistos zu unterwerfen, obwohl er sich der verhängnisvollen Folgen sehr wohl bewusst ist, die dies für ihn und, was wichtiger ist, für Gretchen haben wird. »Und sie mit mir zu Grunde gehn«: Wir wissen – und Faust weiß –, welche Gestalt der Ruin Gretchens annehmen wird. Es ist dann in der Szene ›Marthens Garten‹ schwierig, in Fausts Rede die physischen und sinnlichen Konnotationen der Worte »fassen« und »drängen« zu überhören oder dem Schluss auszuweichen, dass der Zauberfluss seiner Rede, das ständige Appellieren an Gretchens Herz, wichtiger ist als der eigentliche Inhalt. Faust ringt in ›Wald und Höhle‹ zwar mit seinem Gewissen: »Und ich, der Gottverhaßte, / Hatte nicht genug, / Daß ich die Felsen faßte / Und sie zu Trümmern schlug!« (3357–3360). Zudem weist einiges darauf hin, dass Fausts Gefühle für Gretchen nicht allein

18 In beiden früheren Fassungen gehören diese Worte zu einer Szene, die sich erst *nach* dem Austausch mit Lieschen befindet. Am Ende der Szene seufzt Gretchen »Doch – alles was mich dazu trieb, / Gott! War so gut! ach war so lieb!«, welches unzweifelhaft erweist, dass sie und Faust bereits miteinander geschlafen haben. Im ›Urfaust‹ sind Fausts Worte in der drittletzten Szene ›Nacht. Vor Gretgens Haust‹ zu finden. In ›Faust. Ein Fragment‹ gehören diese Worte der neuen Szene ›Wald und Höhle‹. Hier ist sie auch die drittletzte, anders als in ›Faust. Eine Tragödie‹; darauf folgen ›Zwinger‹ und ›Dom‹, und ›Kerker‹ wird vollkommen gestrichen. Die neue Position von ›Wald und Höhle‹ in ›Faust. Eine Tragödie‹ hat die gravierende Folge, dass Gretchens Ruin vorsätzlich geplant wird: »Und sie mit mir zu Grunde gehen«. Allerdings bietet das neue Licht, das durch die jetzige Stelle der Szene auf den Monolog »Erhabene Geist, du gabst mir alles« geworfen wird, vielleicht ein kleines aussöhnendes Moment. Während es in ›Faust. Ein Fragment‹ durchaus möglich ist, dass diese Worte bloß auf sexuelle Befriedigung hindeuten, besteht in ›Faust. Eine Tragödie‹ die Möglichkeit, dass Faust wirklich über eine in ihm von Gretchen ausgelöste spirituelle Veränderung staunt. Allerdings ist es ein sehr kurzer Moment, denn diese edlen Gedanken (wenn sie überhaupt edel sind) geben in ›Faust. Eine Tragödie‹ bald anderen Motiven nach.

auf sexuelle Begierde zurückzuführen sind. Die derben und grausamen Bemerkungen des Mephistopheles veranlassen Faust zur Verteidigung Gretchens, wenn auch nur mit der kurzen und phantasielosen Beschimpfung: »Schlange! Schlange!« (V. 3325). Aber die Schwäche, Feigheit sogar, der er schließlich unterliegt, wird dadurch noch gravierender, dass er die absehbaren Folgen seiner Taten klar voraussieht. Wenn man die Zeile in ›Wald und Höhle‹ bedenkt, »Sie, ihren Frieden mußt' ich untergraben!« (V. 3361), so wirken die Worte »Gefühl ist alles« unverantwortlich, sogar unheimlich. Es ist schwer zu glauben, dass der Mann, der in der vorhergehenden Szene solches Vorherwissen und solche Selbsterkenntnis aufwies, jetzt auf einmal die Gefahr vergessen hat, die für Gretchen in der vorbehaltlosen Hingabe an das Gefühl besteht.

Von ebensogroßer Bedeutung ist im ›Faust‹-Fragment die Einfügung der Szene ›Hexenküche‹ noch vor dem Beginn der Gretchen-Episode – eine Umstellung, die auch im ›Faust. Eine Tragödie‹ noch Bestand hat. Denn der Verjüngungstrank hat zur Folge, dass Faust Gretchen mit einem vorgetäuschten Äußeren erscheint und seine Beziehung zu ihr schon deswegen auf Täuschung gründet. Während Faust sich in der Urfassung auf den ersten Blick spontan von Gretchen angezogen fühlt, ist seine Reaktion in ›Faust. Ein Fragment‹ und ›Faust. Eine Tragödie‹ wenigstens zum Teil eine Wirkung des ihm von der Hexe verabreichten Aphrodisiakums. Das bedeutet keineswegs, dass Fausts Liebe zu Gretchen in späteren Versionen zu etwas Gemeinem erniedrigt würde, während sie ursprünglich etwas unkörperlich Reines gewesen wäre. Auch im ›Urfaust‹ beschäftigt ihn zunächst Gretchens Körper: »Hab' Appetit auch ohne das!« (Urfaust, Z. 505, Faust I, V. 2653); und er spricht ungehemmt von seiner Entschlossenheit, sie zu besitzen: »Hör, du mußt mir die Dirne schaffen!« (Urfaust, Z. 471, Faust I, V. 2619). Erst nachdem er eine Weile unter dem Einfluss ihrer Güte steht, werden seine Gefühle tiefer und ernster:

MEPHISTOPHELES
Denn morgen wirst, in allen Ehren,
Das arme Gretchen nicht betören,
Und alle Seelenlieb ihr schwören?
FAUST
Und zwar von Herzen!
(Urfaust, Z. 904–907, Faust I, V. 3052–3055)

In beiden Fassungen kann Faust wohl eine gewisse Glaubwürdigkeit zugeschrieben werden, auch wenn wir wissen, dass er seinen Schwur nicht wird halten können. Auch in der späteren Version gibt es Grund genug zu glauben, dass Faust tatsächlich in Gretchen verliebt ist.[19] Der Unterschied zwischen den beiden Versionen entsteht vielmehr aus der Retardierung der Handlung, die mit der Einführung der Szenen ›Hexenküche‹ und ›Wald und Höhle‹ zustandekommt. Während die Gretchen-Szenen im ›Urfaust‹ ungehemmt von der Anziehung durch Liebe bis zum Vollzug stürzen, ohne den Handelnden Zeit zum Nachdenken zu gewähren, wirken die neu eingeführten Szenen mit dem nachdenklichen Eröffnungsmonolog in ›Wald und Höhle‹ und den Vorkommnissen in der ›Hexenküche‹, welche die Gretchen-Handlung einleitet, fast verfremdend. Die beiden Szenen machen deutlich, dass weder Fausts Liebe noch sein Credo – in vieler Hinsicht ein zentrales Moment in der Affäre – als die unmittelbare Äußerung der Leidenschaft eines unerfahrenen Mannes verstanden werden kann. Obwohl dies im ›Urfaust‹ noch möglich ist, müssen in ›Faust. Eine Tragödie‹ sowohl seine Selbsterkenntnis, die hier ausgeprägter ist als in der früheren Fassung, wie auch das Unechte der gesamten Situation (die verjüngende Wirkung des Liebestranks kommt ja einer Larve gleich) in Rechnung gestellt werden. Die ausschlaggebende Bedeutung des Zusammenhangs eines Textes bzw. Textausschnitts für unser Verständnis zeigt sich – trotz aller durch den weitestgehend unveränderten Wortlaut gegebenen inhärenten Ähnlichkeiten – an den unterschiedlichen Wirkungen ›Ganymeds‹ und des Credos in ›Faust. Eine Tragödie‹.

19 Nicholas Boyle, Goethe: The Poet and the Age, vol. II: Revolution and Renunciation, Oxford 2002, S. 683, versteht die Umstellung von ›Wald und Höhle‹ in ›Faust. Eine Tragödie‹ sogar als ein positives Zeichen: »In the ›Fragment‹ Faust's great monologue of thanks to the Earth Spirit is occasioned by his sexual union with Gretchen […] By now placing the monologue after Faust and Gretchen's first extended conversation and first kiss […], Goethe created an entirely new story. Faust's moment of fulfilment now results not from sensual satisfaction but from the discovery of the possibility of love, of a perfectly equal and infinitely valuable relation between human beings.«

III

Was aber sind die weitergehenden Implikationen, die diese Veränderungen mit sich bringen? Ist die direkt greifbare Auswirkung, die sie auf einen kleinen Teil einer einzelnen Szene haben, überhaupt von Bedeutung für das Werk als ganzes? Ich glaube schon. Die zwischen dem Credo und ›Ganymed‹ bestehenden Ähnlichkeiten bezeugen deutlich den anhaltenden Einfluss des Sturm und Drang-Kerns in der erweiterten, reiferen Endfassung. Die zwischen verschiedenen Möglichkeiten schwankende Bedeutung der Worte Fausts, je nachdem, welche Szenenkonstellation das Credo umgibt, ist auch auf die Veränderungen und Brüche (nicht zuletzt im Leben und in der Weltanschauung des Dichters) zurückzuführen, die eine so langwierige Entstehungsgeschichte wie die von ›Faust. Eine Tragödie‹ zur Folge hat. In all den verschiedenen Stadien der Entwicklung des Stücks, ›Urfaust‹, ›Faust. Ein Fragment‹, ›Faust. Eine Tragödie‹, spiegelt sich jeweils latent auch die Phase, die der Dichter nun erreicht hat; und mit jeder Umarbeitung distanziert er sich gewissermaßen von den eigenen Ideen aus früherer Zeit. Doch besteht in diesem freilich etwas spekulativen Feld kein Konsens darüber, was genau bei jeder Verarbeitung verworfen wird.

Am häufigsten scheint die Meinung vertreten zu werden, dass durch die späteren Versionen frühere Vorstellungen aufgegeben, oder zumindest ironisch relativiert werden. Sowohl Karl Otto Conrady als auch John Williams deuten das 1797 geschriebene Eröffnungsgedicht ›Zueignung‹ als eine Reflexion Goethes über die eigene Situation. Für Conrady ist sie »[e]in persönlicher Rückblick auf die lange Zeit der Beschäftigung mit dem Drama«,[20] und Williams liest sogar noch mehr aus der Symbolik des Gedichts heraus, nämlich »[Goethe's] ambivalent feelings at resuming work on the popular and romantic subject of Faust«.[21] H.G. Hailie interpretiert die Szene ›Hexenküche‹ als ein Zeichen für die tiefe Zäsur im Leben Goethes, die seine Rückkehr aus Italien darstellte, und für die mit dem Versuch, die vergangene Jugend wieder wach werden zu lassen, verbundenen Schwierigkeiten und Ambivalenzen:

20 Karl Otto Conrady, Goethe. Leben und Werk, Bd. 2: Summe des Lebens, Frankfurt am Main 1985, S. 315.

21 Williams, Goethe's ›Faust‹ (Anm. 2), S. 32.

> These early memories [i. e. the youthful works, from the post-Italian perspective] were embarrassing and distasteful to him. […] ›Faust‹ probably acted as an […] effective reminder of those early, most difficult years. ›Witch's Kitchen‹ is significant for the glimpse it gives of the mental processes engaged in the resumption of his work. It startles us by the great frankness with which they are displayed.[22]

Dieses Argument ist psychologisch plausibel und passt vor allem zu Goethes ernstem Zweifel darüber, ob es überhaupt vernünftig war, ›Faust‹ noch einmal aufzugreifen. Es geht jedoch an der Frage vorbei, warum Goethe sich trotz all der unangenehmen Gefühle, die seine jugendlichen Arbeiten ihm bereiteten, dafür entschieden hat, in den späteren Fassungen des Dramas so große Teile jenes Werkes intakt zu halten, das für den Sturm und Drang so charakteristisch ist (obwohl es die Bewegung in mancher Hinsicht auch hinter sich lässt), – und zwar in ›Faust. Eine Tragödie‹ sogar noch mehr als in ›Faust. Ein Fragment‹.

Laut John Williams verringerte »the care [Goethe] took to fuse the new material of [the] third phase of composition with the earlier versions«[23] nicht seinen Widerwillen gegen den früheren Stoff, und zwar drücke »the valedictory ›Abschied‹« (ungefähr 1800 geschrieben, nicht in die Endfassung aufgenommen) Goethes »unequivocal break with the literary and emotional confusions of his youthful masterpiece« aus.[24] Aber damit ist die Frage immer noch unbeantwortet, warum Goethe sich all die Mühe gemacht hat, alten und neuen Stoff zusammenzuführen. Es scheint unwahrscheinlich, dass er die alten Ideen bloß deswegen aufrechterhielt, weil er sich dazu irgendwie verpflichtet fühlte. Nicholas Boyle vertritt die Auffasssung, dass ›Faust. Eine Tragödie‹ eigentlich die Ablehnung einer neueren Idee – d.h. ›Faust. Ein Fragment‹ – und die Rückkehr zu einer älteren darstelle:

> Goethe has decisively revised the conception of the play he formed in Rome. Faust is no longer a man the representation of whose life will have to encompass all human possibilities, but a man with a particular, and possibly destructive ambition – a figure closer to the

22 H.G. Haile, Invitation to Goethe's ›Faust‹, Alabama 1978 (= Studies in the Humanities 21), S. 22.

23 Williams, Goethe's ›Faust‹ (Anm. 2), S. 34.

24 Ebd.

> Storm and Stress hero of the original drama than to the man who downed the transforming potion in the witch's kitchen.[25]

Gemäß dieser Perspektive fühlte sich Goethe während und unmittelbar nach seiner Italienreise von der Sturm und Drang-Epoche am weitesten entfernt, wie der unvollendete Versuch (nämlich ›Faust. Ein Fragment‹), die ursprüngliche Struktur und Konzeption des Werks zu ändern, bezeugt. In den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts hingegen scheint Goethe mit den dichterischen Produkten seines jüngeren Ichs ausgesöhnt, und wohl auch seinen neueren Arbeiten gegenüber weniger zuversichtlich geworden zu sein. Gewisse Einzelheiten des Fragments sind geeignet, diese Behauptung zu stützen: Die Auslassung der Szene ›Kerker‹ zum Beispiel stellt eine grundlegende Veränderung dar, die darauf hindeutet, dass Goethe in dieser Phase nicht die Absicht hatte, das Stück mit Gretchens Tod zu beenden. Indem er diese Entwicklung in der Endfassung rückgängig machte, hat Goethe wohl die neuere Konzeption verworfen und sich, wenngleich mit wesentlichen Ergänzungen, für die Struktur und Teleologie entschieden, die im ›Urfaust‹ bereits vertreten waren.

Meiner Ansicht nach bilden die frühesten Elemente nach wie vor den Lebensnerv des Stücks. Freilich werden sie durch die später hinzugefügten Schichten relativiert. Wie wir in Bezug auf Fausts Credo gesehen haben, rücken die vom reiferen Dichter hinzugefügten Worte, die einst zumindest zum Teil aufrichtig wirkten, in ein verdächtiges Licht. Ob dies eine bewusst vollzogene Entwicklung war oder nicht, es ist nur natürlich, wenn ein älterer Mensch seine jüngere Inkarnation kritisch, sogar ironisch betrachtet. Schließlich hatte die Szene ›Marthens Garten‹ schon immer ironisches Potential. Macht doch Gretchens Antwort auf Fausts Credo, »Ungefähr sagt das der Pfarrer auch, / Nur mit ein Bißchen andern Worten«, unversehens, wenn auch von ihrer Seite unbeabsichtigt, ein Loch in den sich immer mehr aufblähenden Ballon der Rhetorik Fausts; und bedenkt man, wie sehr, wie wir nun wissen, diese Rede anderen Äußerungen Goethes ähnelt, dann ist es durchaus möglich, wie Ulrich Gaier »eine implizite Selbstironie« in die Passage hineinzulesen.[26] Allerdings ist nach so mannigfaltiger Veränderung

25 Boyle, Goethe II (Anm. 22), S. 536.
26 Gaier, Goethes Faust-Dichtungen (Anm. 7), S. 403.

und Umarbeitung die Fortdauer all jener frühen Ideen und Worte kein Zufall, sondern Zeichen ihrer Wichtigkeit, nicht zuletzt für deren Urheber selbst. Goethe hat sich bewusst für die Einbeziehung der früheren Arbeit in die spätere entschieden. Daran zeigt sich die Erkenntnis, dass, selbst wenn unsere jugendlichen Taten und Werke uns später vielleicht peinlich sind, sie auch einen unersetzlichen Teil unserer Identität bilden.

Anne Bohnenkamp, Gerrit Brüning, Silke Henke, Katrin Henzel, Fotis Jannidis, Gregor Middell, Dietmar Pravida, Moritz Wissenbach

Perspektiven auf Goethes ›Faust‹

Werkstattbericht der historisch-kritischen Hybridedition

Die bislang einzige abgeschlossene historisch-kritische Gesamtausgabe von Goethes Werken ist die zwischen 1887 und 1919 erschienene Weimarer Ausgabe.[1] Sie hat der gesamten neueren Goethe-Forschung die Grundlage gegeben, doch galt sie spätestens seit der Mitte des 20. Jahrhunderts als in vielfacher Hinsicht ersetzungsbedürftig, teils weil sich einige Bände als unzulänglich erwiesen, teils weil sich die Anforderungen und Ansprüche geändert hatten, die an eine historisch-kritische Edition gestellt werden. Seither sind intensive Anstrengungen zu einer Erneuerung der Weimarer Ausgabe unternommen worden. Im Bereich der naturwissenschaftlichen Schriften (entsprechend der zweiten Abteilung der WA) ist diese Erneuerung mit der Fertigstellung der Leopoldina-Ausgabe seit kurzem abgeschlossen (1947–2011).[2] Von den neuen historisch-kritischen Ausgaben der Tagebücher und der Briefe (entsprechend der dritten bzw. vierten Abteilung der WA) wurde seit 1998 bzw. 2008 jeweils eine Reihe von Bänden vorgelegt.[3] Ernst

1 Goethes Werke, hrsg. im Auftrage der Großherzogin Sophie von Sachsen, 143 Bde., Weimar 1887–1919; Nachträge und Register zur IV. Abteilung: Briefe, hrsg. von Paul Raabe, 3 Bde., München 1990 (Abkürzung: WA).

2 Goethe, Die Schriften zur Naturwissenschaft. Vollständige mit Erläuterungen versehene Ausgabe, im Auftrag der Deutschen Akademie der Naturforscher Leopoldina begr. von K. Lothar Wolf und Wilhelm Troll, hrsg. von Dorothea Kuhn, Wolf von Engelhardt und Irmgard Müller, Weimar 1947–2011.

3 Johann Wolfgang Goethe, Tagebücher. Historisch-kritische Ausgabe, im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar und des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Jochen Golz u. a., Stuttgart und Weimar 1998 ff. – Johann Wolfgang Goethe: Briefe. Historisch-kritische Ausgabe, im Auftrag der Klassik Stiftung Weimar und des Goethe- und Schiller-Archivs hrsg. von Georg Kurscheidt, Norbert Oellers und Elke Richter, Berlin 2008 ff.

Publikation: Wallstein Verlag
DOI https://doi.org/10.46500/83531124-002

Grumach leitete das im Jahr 1949 begründete Vorhaben einer Ausgabe der literarischen Werke Goethes (entsprechend der ersten Abteilung der WA), die den gewandelten editionswissenschaftlichen Vorstellungen Rechnung tragen sollte. Die von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin getragene Ausgabe erschien seit 1952, nach 1959 unter der Leitung von Siegfried Scheibe, wurde aber bereits im Jahr 1967 eingestellt.[4] Bis 1986 kamen noch weitere Bände heraus, die sich jedoch auf den Titelseiten nicht mehr als Teil des übergreifenden Projektes der »Werke Goethes« auswiesen.[5]

Die hier vorgestellte Ausgabe eines Einzelwerkes Goethes steht vor zwei Herausforderungen: Erstens soll eine historisch-kritische Ausgabe des ›Faust‹ erarbeitet werden, die den heutigen editionsphilologischen Standards entspricht. Da diese Absicht nur durch eine Hybridausgabe, d.h. eine Kombination von elektronischer und Druckausgabe, zu erreichen ist, schließt das Unternehmen zweitens an neuere Entwicklungen im Bereich der elektronischen Editionen an und setzt sich zum Ziel, eine Modelledition zu erstellen, die auch einer künftigen Erneuerung der ersten Abteilung der Weimarer Ausgabe als Anregung dienen kann.

I. Ausgangslage

Überlieferung

Goethe hat beinahe in jeder Phase seines Lebens an dem Werkprojekt ›Faust‹ gearbeitet. Die Ergebnisse der frühesten Beschäftigung mit dem

4 Werke Goethes, begr. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin unter der Leitung von Ernst Grumach, fortgef. vom Institut für deutsche Sprache und Literatur der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, 23 Bde., Berlin 1952–1966. Zur Einstellung der Ausgabe vgl. Siegfried Scheibe, Vorbemerkung, in: ders., Kleine Schriften zur Editionswissenschaft, Berlin 1997 (= Berliner Beiträge zur Editionswissenschaft 1), S. 5–8, hier: S. 7.

5 Quellen und Zeugnisse zur Druckgeschichte von Goethes Werken, bearb. von Waltraud Hagen, Edith Nahler, Inge Jensen, Horst Nahler, 4 Bde., Berlin 1966–1986. – Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Historisch-kritische Ausgabe, bearb. von Siegfried Scheibe, 2 Bde., Berlin 1970–1974. – Schriften zur Literatur. Historisch-kritische Ausgabe bearb. von Edith Nahler, Johanna Salomon, Horst Nahler, 7 Bde., Berlin 1970–1982. – Erzählungen. Historisch-kritische Ausgabe bearb. von Helmut Praschek, 2 Bde., Berlin 1971–1975. Vgl. Siegfried Scheibe, Grundlagen der Goethe-Ausgabe (1961), in: ders., Kleine Schriften zur Editionswissenschaft (Anm. 4), S. 245–272.

Stoff liegen im Dunkeln; den größten Teil des im Jahr 1776 erreichten Stands der Arbeit überliefert eine Abschrift Louise von Göchhausens: der traditionell so genannte ›Urfaust‹.[6] Als erster Druck erschien 1790 ›Faust. Ein Fragment‹ in der ersten von Goethe selbst besorgten, bei Göschen erschienenen Sammelausgabe seiner Werke.[7] Vermutlich im Frühjahr 1800 fiel die Entscheidung zugunsten einer Teilung des Werks, noch im selben Jahr entstand der Anfang der Helena-Dichtung.[8] 1808 erschien in der ersten bei Cotta erschienenen Gesamtausgabe ›Faust. Eine Tragödie‹; auf Zueignung, Vorspiel und Prolog folgt dort »Der Tragödie erster Theil«.[9] Zwei Partien des zweiten Teils wurden 1827 und 1828 in der »Ausgabe letzter Hand« veröffentlicht: ›Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust‹ sowie, unter dem Titel ›Faust. Zweyter Theil‹, der spätere Beginn des ersten

6 Erich Schmidt veröffentlichte das von ihm im Jahr 1887 entdeckte Manuskript unter dem Titel »Faust in ursprünglicher Gestalt« und gebrauchte auch schon den Ausdruck »Urfaust«, womit er sowohl das »Orginalmanuscript« wie die Göchhausen-Abschrift als Vertreter des verlorenen Originals bezeichnete (Goethes Faust in ursprünglicher Gestalt nach der Göchhausenschen Abschrift hrsg. von E.S., Weimar 1887, S.V, VIII, XXIV). Trotz der bereits von den ersten Rezensenten geäußerten Bedenken hat sich der Name eingebürgert und wurde dann oft einfach als Bezeichnung der Göchhausenschen Abschrift selbst gebraucht. Schließlich wurde er von Ernst Grumach für die Akademie-Ausgabe übernommen. Als Reaktion auf missverständliche Verwendungsweisen des Ausdrucks »Urfaust« schlug Siegfried Scheibe die Bezeichnung »früher Faust« vor (Rezension von: Valters Nollendorfs, Der Streit um den Urfaust, The Hague und Paris 1967, in: Deutsche Literaturzeitung 90 [1969], Sp. 219–222, hier: Sp. 220). Albrecht Schöne hat 1994 den Ausdruck »Frühe Fassung« gewählt, Ulrich Gaier spricht in seinen neueren Ausgaben von der »Früheren Fassung«. Karl Eibl ist für die Beibehaltung der Bezeichnung »Urfaust« eingetreten, da sie inzwischen konventionell geworden sei; ders., Das monumentale Ich – Wege zu Goethes ›Faust‹, Frankfurt am Main und Leipzig 2000 (= Insel-Taschenbuch 2663), S. 359, Anm. 34.

7 Goethe's Schriften, Bd. 7, Leipzig 1790, S. 1–168. Vgl. Martin Boghardt, Zur Bestimmung des Erstdrucks von Goethes Faustfragment, in: ders., Archäologie des gedruckten Buches, hrsg. von Paul Needham in Verbindung mit Julie Boghardt, Wiesbaden 2008 (= Wolfenbütteler Schriften zur Geschichte des Buchwesens 42), S. 359–374.

8 Anne Bohnenkamp, »… das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend«. Die Paralipomena zu Goethes ›Faust‹, Frankfurt am Main 1994, S. 97, 568 f.

9 Goethe's Werke, Bd. 8, Tübingen 1808, S. 1–234. Als ›Faust I‹ werden in der Forschungsliteratur zu Goethe und im allgemeinen Sprachgebrauch in der Regel alle Textteile bezeichnet, die in dieser Ausgabe enthalten sind.

Akts.[10] Vollständig ausgearbeitet liegt der zweite Teil erst in der großen, 187 Blätter umfassenden Reinschrift vor, die von mehreren Schreibern angefertigt wurde und mit eigenhändigen Änderungen Goethes sowie mit zahlreichen Spuren der Hände seiner Mitarbeiter versehen ist (WA-Sigle: H). Goethe beendete die Arbeit an diesem Werk im Sommer 1831, entschloss sich jedoch dazu, das Werk nicht mehr zu seinen Lebzeiten zu veröffentlichen.[11] Im Januar 1832 sah Goethe das Manuskript noch einmal durch und nahm erneut Änderungen darin vor.[12] Schon wenige Wochen nach seinem Tod bereiteten der Testamentsvollstrecker Friedrich von Müller und die Redaktoren Johann Peter Eckermann und Friedrich Wilhelm Riemer die Drucklegung von ›Faust. Der Tragödie zweyter Theil‹ vor. Das Werk erschien im März 1833 bei Cotta als erster Band der ›Nachgelassenen Werke‹.[13]

Die Handschriften zum ›Faust‹ bewahrt zum größten Teil das Goethe- und Schiller-Archiv Weimar auf. Der Bestand des GSA umfasst 428 Archivalieneinheiten mit insgesamt 1637 beschriebenen Seiten zum ›Faust‹ in der Ordnungsgruppe »Dramatische Werke« sowie 14 Archivalieneinheiten mit ca. 128 beschriebenen Seiten in anderen Abteilungen.[14] 64 Handschriften mit ca. 295 beschriebenen Seiten befinden sich im Besitz von 20 weiteren Institutionen in Deutschland, der Schweiz, Großbritannien, Polen, Italien und in den Vereinigten Staaten.[15] Im

10 Helena, klassisch-romantische Phantasmagorie. Zwischenspiel zu Faust, in: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Bd. 4, Stuttgart und Tübingen 1827 (sog. Taschenausgabe), S. 229–307. Faust. Zweyter Theil, ebd., Bd. 12, 1828, S. 249–313.

11 Zu den Beweggründen vgl. Goethe an Wilhelm von Humboldt, 17. März 1832, WA IV 49, S. 283.

12 WA III 13, S. 207 (Tagebucheintrag vom 17. Januar 1832).

13 Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Bd. 41, Stuttgart und Tübingen 1832.

14 Bei der obigen Zählung nicht berücksichtigt sind die zum ›Faust‹-Bestand gehörigen Soufflierbücher und Rezeptionszeugnisse (Theaterzettel, Rezensionen, Übersetzungen, Zeitschriftenaufsätze, Vertonungen usw.). Siehe auch Silke Henke, Zum Verhältnis von Handschriftenbeschreibung und Edition, in: Text und Edition, hrsg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Bodo Plachta, H. T. M. van Vliet und Hermann Zwerschina, Berlin 2000, S. 387–406, hier: S. 391.

15 Zur handschriftlichen Überlieferung gehört auch die Druckvorlage des ›Faust I‹ (234 Seiten) für die Ausgabe letzter Hand (C) im Cotta-Archiv (Deutsches Literaturarchiv Marbach); vgl. Albrecht Schöne, Faust. Kommentare, in: Johann

Original nicht zugänglich, aber durch erhaltene Reproduktionen bekannt sind 6 Handschriften mit 9 beschriebenen Seiten, 7 weitere Handschriftenblätter sind verschollen, teilweise lässt sich ihr Text aber aus älteren Editionen oder Katalogen erschließen. Der weitaus größte Teil der Überlieferung gehört zum ›Faust II‹ und entstammt der Zeit nach der Wiederaufnahme der Arbeit am ›Faust‹ im Jahr 1825. Erhalten sind Notizen, Entwürfe zu einzelnen Szenen und Versgruppen, Arbeitshandschriften sowie vorläufige und überarbeitete Reinschriften.

Editorische Situation

Bereits 1836 veröffentlichten Eckermann und Riemer in der sogenannten Quartausgabe unter dem Titel »Paralipomena zu Faust« eine Reihe von bis dahin unveröffentlichten Texten, die aus der Arbeit am ›Faust‹ stammen.[16] Eine wissenschaftliche Aufarbeitung des erhaltenen Materials konnte jedoch erst ein halbes Jahrhundert später beginnen, als nach dem Tod des letzten Enkels Walther Wolfgang von Goethe der Nachlass des Dichters im April 1885 in den persönlichen Besitz der Großherzogin Sophie von Sachsen-Weimar-Eisenach überging. Sie gründete das heutige Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar und leitete die eingangs erwähnte große Ausgabe in die Wege, die nach ihr auch Sophien-Ausgabe genannt wird. In deren Rahmen besorgte Erich Schmidt die Edition des ›Faust‹. Diese Ausgabe, die in den Jahren 1885 bis 1888 entstand, ist eine großartige Leistung der germanistischen Editionsphilologie.[17] Als bisher einzige nach historisch-kritischen Grundsätzen erarbeitete Ausgabe des ganzen Werkes enthält sie einen kritisch herge-

Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Abt. I, Bd. 7/2, 4., überarb. Aufl., Frankfurt am Main 1999, S. 70 und 90.

16 Paralipomena zu Faust, in: Goethe's poetische und prosaische Werke in Zwei Bänden, Bd. 1, Abt. 2, Stuttgart und Tübingen 1837, S. 178–181. Paralipomena erschienen dann auch in: Goethe's Werke. Vollständige Ausgabe letzter Hand, Bd. 57, Stuttgart und Tübingen 1842, S. 252–270.

17 WA I 14 und 15/1–2: Faust. Erster Theil. – Faust. Zweiter Theil. – Lesarten zu Faust Zweiter Theil, 1887–1888; WA I 39: Faust. In ursprünglicher Gestalt, 1897, S. 218–319 (Text), 441–448 (Lesarten); WA I 53: Nachträge, 1914, S. 367–372 (Paralipomena), 532–534 (Textverbesserungen), 566–569 (Lesarten). Siehe auch die Editionsberichte von Erich Schmidt, in: Goethe-Jahrbuch 9 (1888), S. 294–296; 10 (1889), S. 277–278.

stellten Text beider Teile und die sogenannten »Paralipomena« zum ›Faust‹, eine kurze Beschreibung aller seinerzeit bekannten Überlieferungsträger, nach deren Siglierung bis heute zitiert wird, sowie ein Verzeichnis der wichtigen Varianten, die entsprechend den philologischen Verfahren des 19. Jahrhunderts in der Form eines lemmatisierten Stellenapparats mitgeteilt werden. Diese Darstellungsweise erlaubte eine kompakte Präsentation des äußerst umfangreichen Materials, vermittelte aber kein Bild von der Genese des Werks. Eine Kritik an der damals gewählten Präsentationsform, wie sie Ernst Grumach später üben sollte, konnte daher von einem veränderten wissenschaftsgeschichtlichen Standpunkt aus nicht ausbleiben:

> Keiner unserer großen Dichter ist mit den Mitteln des alten Variantenapparats schlimmer mißhandelt worden als Goethe, und doch verlangt keiner nach der Art und Weise seines Schaffens mehr nach einer solchen Erhellung durch moderne Editionsmethoden als gerade er, und keiner ist auch für sie geeigneter durch die kaum übersehbare Fülle von Plänen, Entwürfen und Vorarbeiten, die uns von ihm erhalten sind […] Nur ein Bruchteil dieser Entwürfe ist […] bisher veröffentlicht worden, da die einzige kritische Faustausgabe, die wir besitzen, die von ihrer Zeit – und mit Recht – noch als Meisterwerk gerühmte Ausgabe von *Erich Schmidt* im 14. und 15. Band der Sophien-Ausgabe von 1887/88 (!), sich nach der damaligen Editionsweise damit begnügt, aus der Fülle des Reichtums nur die wichtigeren Varianten herauszuheben und an wenigen Stellen größere Verspartien in ihrem ursprünglichen Zusammenhang gelassen hat.[18]

Tatsächlich erschließt sich die Fülle an Erkenntnissen, die in Erich Schmidts knapp annotiertem Apparat verborgen ist, nur demjenigen wirklich, dem auch die Handschriften vorliegen.[19]

18 Ernst Grumach, Aufgaben und Probleme der modernen Goetheedition, in: Wissenschaftliche Annalen 1 (1952), H. 1, S. 3–11, hier: S. 11 (Hervorh. i. Orig.).

19 Die Prinzipien der Textkonstitution (Orientierung an der Ausgabe letzter Hand) waren von Beginn an umstritten, die Präsentation der Paralipomena und Varianten ist teilweise irreführend und aus heutiger Sicht auch unvollständig und korrekturbedürftig. Große Teile der im Goethe- und Schiller-Archiv überlieferten Arbeitspapiere aus der Faust-Werkstatt sind bis heute ungedruckt, darunter die vollständige Reinschrift des zweiten Teils.

In der Abteilung ›Faust‹ der Akademie-Ausgabe konnten Ernst Grumach und seine Mitarbeiter bis zum Abbruch des Unternehmens lediglich die Textbände zum ›Urfaust‹ und zum Fragment (1954), zum ›Faust I‹ (1958) sowie einen Paralleldruck aller drei Fassungen (1958) zur Publikation bringen.[20] Der von Inge Jensen bearbeitete Apparatband »Überlieferung und Varianten zu Urfaust, Fragment und Faust I« wurde 1965 noch als »in Vorbereitung« befindlich angekündigt, ist aber nicht mehr erschienen.[21] Der Verbleib der Vorarbeiten ist nicht bekannt.

Als gravierendes Defizit der Weimarer Ausgabe erweist sich aus heutiger Sicht die Art der Präsentation von Vorstufen und Varianten. Das Interesse an der Erstellung textgenetischer Apparate entstand erst nach dem Abschluss des Großunternehmens.[22] Die entsprechenden editorischen Techniken wurden in der Folge von Friedrich Beißner und Hans Zeller für Autoren mit einem vergleichsweise schmalen Werk entwickelt.[23] Bei sehr umfangreichen Œuvres stellen die räumlichen Limitationen, die der Buchdruck einer solchen Ausgabe unweigerlich auferlegt, immer noch eine nahezu unüberwindliche Beschränkung dar.

Während die Kommentierung von Goethes dramatischem Hauptwerk seit dem 19. Jahrhundert eine lange und kontinuierliche Tradition aufweist, deren bislang letzte Vertreter in den am Ende des 20. Jahrhunderts erschienenen Studienausgaben des ›Faust‹ im Rahmen der Münchner und der Frankfurter Ausgabe sowie in Einzelausgaben zu

20 Werke Goethes, hrsg. von der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin unter Leitung von Ernst Grumach. Faust, Bd. 1: Urfaust – Faust. Ein Fragment, bearb. von Ernst Grumach, Berlin 1954. – Faust, Bd. 2: Faust. Der Tragödie erster Theil, bearb. von Ernst Grumach und Inge Jensen, 1958. – Ergänzungsband 3: Urfaust – Faust. Ein Fragment – Faust. Der Tragödie erster Theil (Paralleldruck), bearb. von Ernst Grumach und Inge Jensen, 1958.

21 Siehe die Verlagsanzeige in: Siegfried Scheibe, Inge Jensen, Waltraud Hagen, Helmut Praschek, Goethe-Studien, Berlin 1965 (= Sitzungsberichte der Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin, Klasse für Sprachen, Literatur und Kunst 1965,4), dritte Umschlagseite.

22 Reinhold Backmann, Die Gestaltung des Apparates in den kritischen Ausgaben neuerer deutscher Dichter, in: Euphorion 25 (1924), S. 629–662.

23 Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke und Briefe, hrsg. von Friedrich Beißner und Adolf Beck. 8 Bde., Stuttgart 1946–1985. – Conrad Ferdinand Meyer, Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe, besorgt von Hans Zeller und Alfred Zäch, 14 Bde., Bern 1963–1996.

finden sind,[24] fehlt nach wie vor eine historisch-kritische Edition, die modernen Ansprüchen genügt und das Werk in der gesamten Breite seiner Entstehungs- und Überlieferungsgeschichte umfassend erschließt.[25] Wesentliche Vorstudien bilden die Untersuchungen zur Entstehungsgeschichte von Renate Fischer-Lamberg und Siegfried Scheibe.[26] Editorische Vorarbeiten zu einer genetischen ›Faust‹-Ausgabe finden sich in der von Ulrich Landeck besorgten »kommentierten kritischen« Ausgabe der Handschriften zum 5. Akt[27] und in der von Anne Bohnenkamp vorgelegten Dokumentation der Paralipomena zu Goethes ›Faust‹, in der 215 Handschriften ganz oder teilweise transkribiert und

24 Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe. Bd. 6: Weimarer Klassik. 1798–1806, Tl. 1, hrsg. von Victor Lange, München und Wien 1986. – Bd. 18: Letzte Jahre. 1827–1832, Tl. 1, hrsg. von Gisela Henckmann und Dorothea Hölscher-Lohmeyer, 1997. – Johann Wolfgang Goethe, Sämtliche Werke. Briefe, Tagebücher und Gespräche. Abt. I, Bd. 7: Faust, hrsg. von Albrecht Schöne. Frankfurt am Main 1994; 5., erneut durchges. und erg. Aufl., 2003. – Johann Wolfgang Goethe, Faust-Dichtungen, hrsg. und kommentiert von Ulrich Gaier, 3 Bde., Stuttgart 1999; Johann Wolfgang Goethe, Faust-Dichtungen, hrsg. und kommentiert von Ulrich Gaier, Stuttgart 2007 (= Reclam Bibliothek).

25 Die 2008 von Karl Heinrich Hucke vorgelegte Ausgabe des ersten Teils folgt einem anderen – von den Überlegungen Herbert Krafts geleiteten – Verständnis dessen, was eine »historisch-kritische« Ausgabe zu leisten habe. Sie bietet einen emendierten Abdruck des Erstdrucks von 1808 mit textkritischen Annotationen, die die bisherige textkritische Forschung zum Teil berücksichtigen, sowie einen umfangreichen Essay, in dem auch im engeren Sinn editorische und editionswissenschaftliche Fragen zur Sprache kommen. Vgl. Johann Wolfgang Goethe, Faust. Eine Tragödie [1808]. Historisch-kritisch ediert und hrsg. von K. H. H., Münster 2008. Die druckanalytischen Forschungen von Wilhelm Kurrelmeyer und Waltraud Hagen werden vom Herausgeber zwar nicht eigens angeführt, ihre Ergebnisse sind von ihm aber doch benutzt worden; sie sind zusammengefasst bei Waltraud Hagen, Die Drucke von Goethes Werken, 2. durchgesehene Aufl., Weinheim 1983.

26 Renate Fischer-Lamberg, Untersuchungen zur Chronologie von Faust II 2 und 3, Diss. (masch.), Berlin 1955. – Siegfried Scheibe, Die Chronologie von Goethes Faust I im Lichte der Forschung seit Wilhelm Scherer, Diss. (masch.) Leipzig 1959.

27 Ulrich Landeck, Der fünfte Akt von Goethes Faust II. Kommentierte kritische Ausgabe. Zürich, München 1981 (= Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 53). Texte und Datierungen dieser Arbeit sind leider wenig zuverlässig.

entstehungsgeschichtlich kommentiert sind.[28] Albrecht Schönes Feststellung aus dem Jahr 1994 ist auch 2012 noch nicht überholt:

> So ist eine historisch-kritische Ausgabe des *Faust*, die einen zuverlässigen authentischen Text böte, ebenso zuverlässig auch die Fülle seiner Lesarten einschließlich der sogenannten Paralipomena, möglichst auch die Überlieferungsvarianten übersichtlich verfügbar machte, und damit allererst eine Grundlage herstellte für korrekte Leseausgaben, bis heute nicht zustande gekommen – was angesichts des weltliterarischen Ranges dieser Dichtung doch wohl eine nationale Schande darstellt.[29]

Editionswissenschaftliche Situation

Historisch-kritische Editionen neueren Datums – etwa die Ausgaben der Werke Friedrich Hölderlins und Georg Büchners[30] – zeigen die Texte und Handschriften aus verschiedenen Perspektiven: Dem Faksimile der einzelnen Handschriftenseite steht eine differenzierte Umschrift gegenüber, an die sich dann eine genetische Darstellung (d.h. eine lineare Textdarstellung oder eine vergleichbare Darstellungsform) und ein abgehobener Text anschließen.[31] Die Rechtfertigung für dieses Verfahren liegt in dem Bemühen um größtmögliche Transparenz.[32] Zugleich

28 Bohnenkamp, »… das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend« (Anm. 8).

29 Albrecht Schöne, Faust. Kommentare, in: Goethe, Sämtliche Werke, Abt. I, Bd. 7/2, 1. Aufl. (Anm. 24), S. 80. Siehe auch Hans Rudolf Vaget, Wer Vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Zur Situation der Faust-Philologie im Jubiläumsjahr 1999, in: Goethe-Philologie im Jubiläumsjahr, hrsg. von Matthias Luserke-Jaqui, Tübingen 2001 (= Beihefte zu editio 16), S. 29–42, hier: S. 30 f.

30 Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. ›Frankfurter Ausgabe‹. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von D. E. Sattler, Frankfurt am Main und Basel 1976–2008. – Georg Büchner, Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar (Marburger Ausgabe), hrsg. von Burghard Dedner, mitbegr. von Thomas Michael Mayer, Darmstadt 2000 ff.

31 Zur differenzierten Umschrift vgl. D. E. Sattler und Wolfram Groddeck, Schriftarten, Zeichen und Abkürzungen, in: Hölderlin, Sämtliche Werke (Anm. 30), Bd. 6: Elegien und Epigramme, 1976, S. 8. Auch der Ausdruck und das Verfahren der linearen Textdarstellung wurden in der Frankfurter Hölderlin-Ausgabe eingeführt (ebd., S. 8 f.).

32 Hans Zeller, Fünfzig Jahre neugermanistischer Edition. Zur Geschichte und künftigen Aufgaben der Textologie, in: editio 3 (1989), S. 1–17, hier: S. 7 f.

ergibt sich dadurch die Möglichkeit, den zu edierenden Gegenstand von mehreren Blickpunkten aus zu betrachten. Dieses Anliegen – ebenso wie das Bemühen um Nachvollziehbarkeit und Nachprüfbarkeit – liegt auch der Konzeption der neuen ›Faust‹-Ausgabe zugrunde.

Die genannten historisch-kritischen Editionen neueren Datums trennen die verschiedenen Perspektiven scharf voneinander und geben sie separat wieder. Allerdings treten dabei die Verknüpfung der Perspektiven und die Darstellung der Werkgenese in den Hintergrund. Anders als das gedruckte Buch bietet das digitale Medium neue Möglichkeiten, beide Aspekte auch im Fall einer umfangreichen Überlieferung wie derjenigen des ›Faust‹ wieder stärker miteinander zu verknüpfen. Das reiche Material aus der ›Faust‹-Werkstatt macht neben den unterschiedlichen Sichtweisen auf einzelne Handschriften auch eine Visualisierung ihrer genetischen Beziehungen untereinander nötig, damit auf diese Weise neben der Entstehung einzelner Handschriften auch die Genese der einzelnen Szenen und Akte, ja des ganzen Werks sichtbar gemacht werden kann. Beide Zugänge, die Sicht auf eine einzelne Handschrift und die Übersicht des ganzen Werkprojekts, sollen so miteinander verknüpft werden, dass sich leicht von einem zum anderen gelangen lässt. Darüber hinaus kann eine digitale Edition eine breite Palette zusätzlicher Erschließungshilfen anbieten.

Das Feld der digitalen Editionen hat sich in den letzten 30 Jahren rasant entwickelt.[33] Am Anfang gab es – in Deutschland beginnend 1989 mit der digitalen Hamburger Ausgabe der Werke Goethes[34] – vor allem digitalisierte Versionen von Druckeditionen, deren größter und oft einziger Vorzug die Durchsuchbarkeit des Textes war. Schon 1992 erschien als erste rein digitale Ausgabe die Edition des Nachlasses von Robert Musil, die rund 10.000 transkribierte Manuskriptseiten zur Lektüre, vor allem aber zur Analyse zur Verfügung stellte.[35] Vier Jahre

33 Zum Folgenden vgl. Fotis Jannidis, Elektronische Edition, in: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editionsgeschichte, hrsg. von Rüdiger Nutt-Kofoth und Bodo Plachta, Tübingen 2005 (= Bausteine zur Geschichte der Edition 2), S. 457–470.

34 Goethe, Werke. Hamburger Ausgabe. Elektronische Version, bearb. von Helmut Schanze, Tübingen 1989.

35 Robert Musil, Der literarische Nachlaß, hrsg. von Friedbert Aspetsberger, Karl Eibl und Adolf Frisé, Reinbek bei Hamburg 1992. – Siehe jetzt: Robert Musil, Klagenfurter Ausgabe. Kommentierte digitale Edition sämtlicher Werke, Briefe

später legte Walter Morgenthaler den ersten Band seiner Ausgabe der Werke Gottfried Kellers vor, mit der das Modell einer Hybridedition im Feld der historisch-kritischen Editionen etabliert worden ist.[36] In der Verbindung von Text und Faksimile sowie der Etablierung neuer Freiheiten bei der Verwendung des Apparats hat diese Edition Maßstäbe gesetzt. Das damit erreichte hohe Niveau in der Präsentation digitaler Editionen musste bei dem nächsten Schritt der Entwicklung, in dem das Internet zum Publikationsmedium wurde, erst einmal wieder aufgegeben werden, da die technischen Möglichkeiten der Internetstandards (HTML, CSS usw.) bzw. deren Browserunterstützung bis in die Mitte des ersten Jahrzehnts des 21. Jahrhunderts keine entsprechend differenzierte Präsentation erlaubten. Inzwischen gibt es international eine kaum noch überschaubare Zahl digitaler Editionen. Dabei dominiert der Typus des Wissensarchivs,[37] das eine sehr große Materialfülle – Texte, Bilder (einschließlich digitaler Handschriftenfaksimiles), Tonaufnahmen, Filme, Grafiken, virtuelle Welten, 3D-Repräsentationen – zur Verfügung stellt und auf vielfältige Weise erschließt, etwa durch digitale Karten, die mit dem Material verbunden sind.[38] Insbesondere im angelsächsischen Raum werden neben den fachwissenschaftlichen Anliegen auch ganz andere Nutzungsinteressen berücksichtigt, z.B. durch das Angebot von Übersetzungen oder orthographisch modernisierten Texten.[39] Eine zentrale Herausforderung ist die Sicherung der langfristigen Verfügbarkeit digitaler Editionen, die zumeist ausgehend

und nachgelassener Schriften. Mit Transkriptionen und Faksimiles aller Handschriften, hrsg. von Walter Fanta, Klaus Amann und Karl Corino, Klagenfurt 2009.

36 Gottfried Keller, Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe, hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler im Auftrag der Stiftung »Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe«, Basel und Frankfurt am Main, Zürich 1996 ff.

37 Vgl. hierzu auch Peter Shillingsburgs Konzept der elektronischen Edition als »electronic knowledge site«; ders., From Gutenberg to Google. Electronic Representations of Literary Texts, Cambridge 2006, bes. S. 80–100.

38 Zu nennen sind hier u.a. die Edition der Briefe Vincent van Goghs von Leo Jansen, Hans Luijten und Nienke Bakker (http://vangoghletters.org/vg/) und das von Ed Folsom und Kenneth M. Price herausgegebene Walt Whitman-Archive (http://www.whitmanarchive.org/). Zahlreiche weitere Editionen sind zur Zeit noch im Entstehen begriffen.

39 So beispielsweise das von Rob Iliffe und Scott Mandelbrote geleitete Newton-Projekt, das eine diplomatische und eine normalisierte Textansicht bietet; http://www.newtonproject.sussex.ac.uk/.

von den Richtlinien der Text Encoding Initiative (TEI) diskutiert wird,[40] außerdem die Datenmodellierung, besonders das Problem multipler Hierarchien,[41] oder die Visualisierung komplexer Datenstrukturen, z. B. genetischer Zusammenhänge.[42]

II. Konzeption

Die anspruchsvollen Darstellungsformen moderner historisch-kritischer Buchausgaben haben deren Benutzung oft schwierig gemacht, auch sind die kostspieligen Bände nicht für jedermann leicht zugänglich. Elektronische Editionen sollten sowohl die Benutzbarkeit wie auch den Zugang erleichtern. Da historisch-kritische Ausgaben beanspruchen, Grundlagenforschung für die Zukunft zu erbringen, ist die Gewährleistung einer möglichst langdauernden Beständigkeit ihrer Resultate von besonderer Bedeutung. Bestimmte Eigenschaften von Büchern – die gewohnte Orientierung und das leichte Durchblättern – können durch elektronische Editionen nicht oder nur unvollkommen emuliert werden. Daher tritt neben die elektronische Edition eine Buchausgabe, die einen Lesetext und ausgewählte Handschriftenfaksimiles im vertrauten Medium des Drucks bietet. Die ›Faust‹-Ausgabe wird also in ihrer Verbindung von elektronischer Edition und Buch eine Hybridausgabe sein.

Der folgende Abschnitt skizziert die Konzeption, welche der zur Zeit in Arbeit befindlichen ›Faust‹-Edition zugrunde liegt.

40 Vgl. http://www.tei-c.org.

41 Vgl. z. B. Desmond Schmidt, The Inadequacy of Embedded Markup for Cultural Heritage Texts, in: Literary and Linguistic Computing 25 (2010), H. 3, S. 337–356.

42 Vgl. die Vorschläge von Inga Gerike im Rahmen der Hyper-Nietzsche-Ausgabe (›Der Wanderer und sein Schatten‹. Manuskripte und Genese, in: HyperNietzsche. Modell eines Forschungshypertextes im Internet. Philosophie, Textkritik, Softwareinstrumente, Rechtsfragen, München 12. und 13. April 2002, http://www.hypernietzsche.org/events/lmu/gerike-1.html), Malte Rehbeins genetische Edition des Göttinger ›kundige bok‹, eines Göttinger Amtsbuches des Spätmittelalters (Göttinger Statuten im 15. Jahrhundert: Entstehung – Entwicklung – Edition. Göttingen 2010, http://kundigebok.stadtarchiv.goettingen.de/kb2Web/html/), oder die Internet-Edition von Flauberts ›Madame Bovary‹ (Les manuscrits de Madame Bovary. Édition intégrale sur le web, http://flaubert.univ-rouen.fr/).

Digitales Archiv

Grundlage und Mittelpunkt der Ausgabe ist das digitale Archiv. Hier wird die neue Edition erstmals die gesamte relevante Überlieferung des Werks – die erhaltenen Handschriften sowie die zu Lebzeiten des Autors erschienenen Drucke – zugänglich machen. Sowohl von den Handschriften als auch von den Drucken sollen hochauflösende digitale Abbildungen verfügbar gemacht werden.[43] Abbildungen aller in Weimar befindlichen Handschriften stellt das Goethe- und Schiller-Archiv zur Verfügung, die Streuüberlieferung in anderen Archiven wird eigens für die Ausgabe digitalisiert. In der Präsentation des Bildmaterials wird nicht nur die einzelne Seite, sondern der Zusammenhang der Blätter, Bögen und Lagen wiedergegeben (Konvolutdarstellung), so dass auch die materielle Struktur des jeweiligen Konvoluts sichtbar wird. Zudem erhält jede Handschrift eine umfangreiche Beschreibung, die alle wesentlichen physischen Eigenschaften erfasst und systematisch erschließbar macht. Auf diese Weise soll sich ein erheblicher Teil der Fragen, die sonst eine Reise zum Archiv notwendig machten, durch die Konsultation des digitalen Archivs beantworten lassen.

Den digitalen Faksimiles der Handschriften und der Drucke stehen differenzierte Umschriften zur Seite, die alle inskriptionellen Merkmale einschließlich ihrer räumlichen Verteilung in strukturierter Form repräsentieren. Zugleich erschließen sie die oftmals schwer entzifferbaren Handschriften. Die gesammelten Zeugnisse zur Entstehung (Briefe und autobiographische Äußerungen sowie Gesprächsberichte von Zeitgenossen) ergänzen das Archiv der Handschriften. Die Zeugnisse werden mit den daraus abgeleiteten Angaben zur Genese verknüpft; sie können aber auch selbständig, etwa in chronologischer Ordnung, gelesen, konsultiert oder durchsucht werden.

Das digitale Archiv ist in seinem ganzen Umfang selbständig benutzbar und (bei Einhaltung der Lizenzbedingungen) auch für andere editorische Unternehmungen vollständig verfügbar.[44]

43 Voraussetzung ist die Zustimmung und Bereitstellung durch die besitzenden Institutionen.

44 Zur Konzeption von Archivausgaben vgl. Klaus Kanzog, Prolegomena zu einer historisch-kritischen Ausgabe der Werke Heinrich von Kleists. Theorie und Praxis einer modernen Klassiker-Edition, München 1970, S. 15–23.

Genetische Ausgabe

Bei der Präsentation der Texte und deren Genese wird, anders als in der differenzierten Umschrift, vom Erscheinungsbild der Inskription auf den Handschriften systematisch abstrahiert. Die Präsentation folgt den jeweiligen textsortenspezifischen Konventionen (z. B. bei Dramentexten) sowie voraussichtlich einem von mehreren wählbaren Modellen der Variantendarstellung. Der Benutzer kann von der genetischen Darstellung zur Darstellung des Ergebnisses dieser Genese, d. h. zu einem einfach lesbaren Text ohne Varianten, wechseln. Um die Genese von Textpassagen über mehrere Handschriften hinweg verfolgen zu können, sollen sich je nach Benutzerinteressen auch verschiedene für die Darstellung handschriftenübergreifender Varianz übliche Apparatformen generieren lassen: etwa ein traditioneller Stellenapparat, ein Stufenapparat oder ein synoptischer Apparat.[45]

Bei der Darstellung der Textgenese finden drei Perspektiven Berücksichtigung: erstens die Entstehung des Textes einer Handschrift; zweitens das Werkprojekt ›Faust‹ als ein ergebnisoffener Arbeitsprozess; drittens die Entstehung des Werkes ›Faust‹, wie sie sich rückblickend vom zuletzt erreichten Zustand aus darstellt. In ausgewählten Fällen sollen auch das Zustandekommen von Handschriftenkonvoluten und ihre rekonstruierbaren früheren Zustände sichtbar gemacht werden (virtuelle Konvolute). Die genetische Präsentation des Materials soll durch diskursive Darstellungen zur Entstehung ergänzt werden, deren einzelne Abschnitte mit den entsprechenden Handschriften des Archivs sowie mit den sekundären Zeugnissen verknüpft sind.

Edierter Text

Auf der Grundlage aller Handschriften und Drucke sowie der Analyse der Entstehung wird ein Lesetext des ›Faust‹ konstituiert, der eine editorisch verantwortete Lösung der mit dem Werk verbundenen textkritischen Probleme bieten soll.

45 Vgl. Siegfried Scheibe, Editorische Grundmodelle, in: Zu Werk und Text. Beiträge zur Textologie, hrsg. von S. S. und Christel Laufer, Berlin 1991, S. 23–48.

Langzeitverfügbarkeit

Die langfristige Verfügbarkeit einer digitalen Edition ist von Fragen bestimmt, die institutionelles Engagement, Datenformat, Referenzstabilität sowie rechtliche und medientechnische Gesichtspunkte zum Gegenstand haben. Die Trennung zwischen Ein- und Ausgabeformat erlaubt es, die Datenbasis der Edition unabhängig von den weniger beständigen medientechnischen Voraussetzungen des Ausgabeformats zu halten. Ein Datenformat, das seine Basis in etablierten und bewährten Kodierungsstandards hat, gewährleistet die Lesbarkeit und Verwendbarkeit der Editionsdaten auch über die mittelbare Zukunft hinaus. Zu nennen sind hier vor allem die Standards Unicode, XML und TEI.[46]

Jedes Digitalisat und jede Transkription erhalten eine dauerhafte Kennung (*persistent identifier*), die es auch in Zukunft erlauben wird, diese digitalen Objekte zu adressieren und etwa in HTML- und XML-Form auszuliefern. Auf diese Weise werden die Basisdaten der Edition nicht nur langfristig verfügbar, sondern auch zuverlässig referenzierbar sein.

Mit Ausnahme des gedruckten Teils der Ausgabe gilt für alle Ergebnisse der editorischen Arbeit, dass diese, von den Abbildungen der Handschriften und Drucke über die Transkriptionen einschließlich ihrer Auszeichnung bis hin zur eigens entwickelten Software, der Öffentlichkeit vollständig online zur Verfügung gestellt werden. Die Weiterverwendung der Inhalte der Edition unterliegt einer Lizenz, welche die freie nichtkommerzielle Nutzung unter der Voraussetzung erlaubt, dass die Namen der Rechteinhaber genannt werden und eine Weitergabe zu denselben Bedingungen stattfindet. Vorgesehen ist die Publikation unter der Creative Commons-Lizenz »by-nc-sa«, die die eben aufgeführten Voraussetzungen enthält und für Objekte des kulturellen Erbes häufig erteilt wird.[47] Einer der erhofften Effekte dieser Lizensierung ist, dass viele die Erlaubnis zur Weiterverwendung wahrnehmen

46 Vgl. den Abschnitt Transkription und Kodierung / Zwei Transkripte: die Form der Kodierung.

47 Die Abkürzung »by-nc-sa« steht für »by, non-commercial, share alike«, vgl. http://creativecommons.org/licenses/by-nc-sa/3.0/de/.

und so eine dezentrale und nachhaltigere Sicherung der Daten möglich machen werden.[48]

Für die Nachhaltigkeit der Anwendung, also des Computerprogramms, das die Informationen der Edition am Bildschirm aufbereitet und so dem Benutzer zugänglich macht, spielt die Verfügbarkeit des spezifischen digitalen Mediums eine entscheidende Rolle. So hat sich in der Vergangenheit gezeigt, dass die schnelle technologische Entwicklung (ASCII-Terminal, CD-ROM, World Wide Web) der Nachhaltigkeit einer Anwendung entgegenstehen kann. Um dem zu begegnen, soll die Pflege der Applikation durch das Goethe- und Schiller-Archiv und das Freie Deutsche Hochstift gewährleistet werden. Zudem fällt die Entstehung der Ausgabe zeitlich mit einer Konsolidierung der im World Wide Web verwendeten Auszeichnungssprache HTML zusammen, die mittelfristig eine stabile medientechnische Voraussetzung für die Verfügbarkeit der Online-Applikation bildet.

III. Umsetzung

Der folgende Abschnitt schildert im Detail, wie die konzeptionellen Vorgaben in der elektronischen Edition umgesetzt werden sollen. Auch diesem Abschnitt ist vorauszuschicken, dass die Edition derzeit ein »work in progress« ist und die Ausführungen daher in manchen Punkten noch vorläufig sind.

Transkription und Kodierung

Die Grundlage der Edition bilden die Handschriftenfaksimiles, die Transkripte und die Beschreibungen der materiellen Eigenschaften der Handschriften (Metadaten). Aus den Transkripten werden die verschiedenen Präsentationsformen der Ausgabe – die differenzierte Umschrift, die lineare Textdarstellung, der Lesetext sowie Apparate und synoptische Übersichten – direkt abgeleitet. Für die Anlage der Transkripte ist ein umfangreiches Regelwerk entwickelt worden. Nachfolgend werden

48 »The best guarantee that an electronic edition should remain usable is that it should be used«, so Peter Robinson, Where We Are with Electronic Scholarly Editions, and Where We Want to Be, in: Jahrbuch für Computerphilologie 5 (2004), S. 123–143, hier: S. 139.

lediglich die allgemeinen Prinzipien der Transkription und deren Kodierung erläutert.[49]

Transkriptionsprinzipien. Die Transkription erfolgt buchstaben- und zeichengetreu. Da sich das Zeicheninventar der damaligen Schreibschrift und das geläufige Inventar der heutigen Druckschrift nicht symmetrisch zueinander verhalten, bedarf dieses allgemeine Prinzip der Zeichentreue jedoch weiterer Sonderbestimmungen, die in einem detaillierten (hier nicht ausführlich wiederzugebenden) Regelwerk niedergelegt sind. Als eine Übertragung von vorgefundenen Zeichen in ein anderes System ist die Transkription mit der Nachbildung der äußeren Form vorgefundener Schriftzeichen konzeptionell unvereinbar.[50] Dennoch trägt die Transkription einer Reihe von Eigenheiten des Ausgangsinventars Rechnung. Dies wird ermöglicht durch die mit dem Gebrauch der Auszeichnungssprache XML (Extensible Markup Language) einhergehende Trennung von Eingabe- und Ausgabeformat. In der Kodierung können auf diese Weise bestimmte Differenzierungen des Ausgangsinventars (Schaft-s, Realisierung von Doppelkonsonanten mit einem Geminationsstrich, Suspensionsschlinge, historische Klammerformen) konserviert werden, ohne dass sie deswegen auch in der Präsentation erscheinen müssen. Dem Benutzer der digitalen Edition wird es aber freigestellt sein, eine differenziertere oder auch reduziertere Anzeigeform zu wählen. Ein weiteres Problem stellen die in Goethes Bleistiftentwürfen häufig vorkommenden unspezifischen Bögen dar. Das sind nur angedeutete Buchstaben und Buchstabenfolgen, bei denen sich die einzelnen Bögen, Auf- und Abstriche nicht eindeutig einem einzelnen oder einem bestimmten Buchstaben zuordnen lassen.[51] Sie werden als

49 Die Einzelheiten der Kodierung sollen in einem Beitrag im ›Jahrbuch für Computerphilologie‹ detailliert vorgestellt werden.

50 Klaus Kanzog, Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur, Berlin 1991 (= Grundlagen der Germanistik 31), S. 181. – Ulrich Joost, »Als müßte ich es mir übersetzen« – Prolegomena zu einer editionskritischen Untersuchung der deutschen Zweischriftigkeit, in: Text und Edition (Anm. 14), S. 353–368, hier: S. 354 f. und 364.

51 Eine Diskussion der Problematik findet sich bei Eske Bockelmann, Von Büchners Handschrift oder Aufschluß, wie der ›Woyzeck‹ zu edieren sei, in: Georg Büchner-Jahrbuch 7 (1988/89), S. 219–258. Auf Bockelmann geht auch der Ausdruck »unspezifischer Bogen« zurück.

diejenigen Zeichenfolgen transkribiert, für die der jeweilige Bogen steht, sofern sich diese Zeichenfolge zweifelsfrei bestimmen lässt.

Dokumentarische und textuelle Perspektive. Aus der Transkription allein der Zeichen lässt sich noch keine differenzierte Umschrift für das digitale Archiv ableiten. Um diese zu ermöglichen, werden alle materiellen Merkmale der Inskription festgehalten, die in der Umschrift erscheinen sollen (dokumentarische Perspektive). Dies sind neben den Schriftzeichen vor allem die verschiedenen Arten der Zeichenmanipulation (Unterstreichungen, Durchstreichungen, Daraufschreibungen[52] etc.), die räumliche Verteilung der Inskription auf dem Überlieferungsträger, die Schreiberhand, das Schreibmaterial sowie die Schriftart (deutsch oder lateinisch). Die Inskription einer Handschrift wird vollständig und unabhängig davon transkribiert, ob sie sich dem ›Faust‹ zuordnen lässt. Die Wiedergabe räumlicher Verhältnisse ist nicht um eine Nachbildung zufälliger räumlicher Verhältnisse, sondern um die exakte Präsentation struktureller räumlicher Relationen bemüht.[53] Ein mimetisches Verfahren ist überflüssig, da die Faksimiles jederzeit als Kontrollinstanz zur Verfügung stehen.

Auch Informationen, die für die Erzeugung der verschiedenen Arten der Textpräsentation notwendig sind (textuelle Perspektive), werden explizit festgehalten. Dies sind zum einen Informationen über die gattungsspezifische Gliederung des Textes (Szenen, Figurenreden, Verse, Bühnenanweisungen) und zum anderen Angaben zur Textgenese: Statt von einer textuellen Perspektive der Transkription könnte also genauer von einer textuell-genetischen gesprochen werden. Bei sämtlichen Textänderungen wird – dem Sprachgebrauch der anglistischen Editionsphilologie und Arbeiten der neueren Schreibprozessforschung folgend – zwischen Revisionen und bloßen Korrekturen unterschieden.[54]

52 Der Ausdruck »Daraufschreibung« stammt von Karl Konrad Polheim, Das ›Marmorbild‹-Fragment Eichendorffs im Freien Deutschen Hochstift, in: Jahrb. FDH 1986, S. 257–292, hier: S. 264, Anm. 4.

53 Von ›struktureller Räumlichkeit‹ spricht in diesem Zusammenhang Herbert Kraft, Editionsphilologie, Darmstadt 1990, S. 112.

54 In germanistischen Editionen wurde eine Unterscheidung zwischen Revisionen und Korrekturen, anstelle der pauschalen Rede von Korrekturen, bislang wohl nur in Dietmar Pravidas Edition von Clemens Brentanos ›Romanzen vom Rosenkranz. Frühe Fassungen und Entwürfe‹ (Stuttgart 2006) systematisch vorge-

Sie werden chronologisch im Hinblick darauf klassifiziert, ob sie sofort (vor der Niederschrift des unmittelbar Folgenden), bald (noch während der Niederschrift) oder spät (erst nach der Niederschrift des Textes) vorgenommen wurden.[55] Zusammenhänge zwischen Änderungen an verschiedenen Stellen (Verbände) werden als solche ausgewiesen.[56] Die Gruppierung von Änderungen ermöglicht es auch, seitenübergreifende und komplexe textgenetische Vorgänge zu erfassen. Wenn nötig und möglich, können mehrere Phasen der Niederschrift des Textes einer Handschrift angesetzt werden.

Zwei Transkripte: die Form der Kodierung. Die beiden Perspektiven der Transkription sind zu verschieden, und die Informationen, die bei der Transkription einer Handschrift festgehalten werden, zu komplex, als dass sie in der Form eines einzigen Transkripts zu erfassen wären. Deshalb gibt es zu jeder Handschrift zwei Transkripte, ein dokumentarisches und ein textuelles. Diese Art der doppelten Kodierung entspricht der in der neugermanistischen Editionswissenschaft für historisch-kritische Ausgaben geforderten und in neueren Editionen etablierten Trennung von Dokumentation und Deutung des Befundes. Darüber hinaus hat die Verteilung der Informationen auf mehrere Kodierungen auch informationstechnische Vorteile, die unten im Abschnitt »Text- und Dokumentmodell« erläutert werden.

nommen. Die Differenzierung ist schon aus begrifflichen Gründen sinnvoll; bei den Handschriften des ›Faust‹, die zu einem großen Teil in einer komplexen Schreibsituation unter der Mitwirkung zahlreicher Schreiber und Mitarbeiter entstanden, ist sie aber besonders wichtig. Die Unterscheidung entspricht sinngemäß derjenigen zwischen »Variante« und »Korrektur« bei Hans Werner Seiffert, Untersuchungen zur Methode der Herausgabe deutscher Texte, 2. Aufl., Berlin 1969 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 28), S. 43–51.

55 Die Unterscheidung von Bald- und Spätrevisionen geht auf Henning Boëtius zurück; vgl. ders., Textqualität und Apparatgestaltung, in: Texte und Varianten, hrsg. von Gunter Martens und Hans Zeller. München 1971, S. 233–250, hier: S. 241–243.

56 Etwas enger, nämlich als einen Zusammenhang versübergreifender Änderungen, fasst den Begriff des Verbandes Hans Zeller, Bericht des Herausgebers, in: Conrad Ferdinand Meyer, Sämtliche Werke (Anm. 23), Bd. 2: Gedichte. Bericht des Herausgebers. Apparat zu den Abteilungen I und II, 1964, S. 5–113, hier: S. 100 f.; ders., Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition, in: Texte und Varianten (Anm. 55), S. 45–89, hier: S. 85 f.

Beide Transkripte werden in XML kodiert. Die Text Encoding Initiative (TEI), eine seit 1987 arbeitende unabhängige internationale Organisation, spezifiziert auf der Grundlage von XML einen Standard, der u.a. für editionsphilologische Zwecke Verwendung findet. Das in der ›Faust‹-Edition gebrauchte Auszeichnungsvokabular stimmt weitgehend mit den ›Guidelines‹ der TEI überein.[57] Eine international besetzte Arbeitsgruppe für genetische Editionen, der auch die ›Faust‹-Edition angehört, bemüht sich um die Weiterentwicklung der Richtlinien und hat im Jahr 2010 ein »Encoding Model for Genetic Editions« vorgelegt.[58] Ein Teil der darin enthaltenen Vorschläge ist in die aktuelle Version der Richtlinien, die im Dezember 2011 veröffentlicht wurde, aufgenommen worden. Anhand eines kleinen Ausschnitts aus einem textuellen Transkript wird im Folgenden das Prinzip der Kodierung erläutert.

XML ist eine Auszeichnungssprache, in der Daten, die in der Form einer einfachen Zeichensequenz vorliegen, durch Markup mit zusätzlichen Informationen versehen werden. Beide zusammen bilden den enkodierten Text des Dokuments.[59] Das Inventar der einfachen Zeichensequenz stellt der Unicode-Standard zur Verfügung, der die Zeichen sämtlicher historischer Schriftsysteme elektronisch repräsentierbar macht.[60] So lassen sich fast alle Schriftzeichen der Handschrift wiedergeben. Die darüber hinausgehenden Informationen der dokumentarischen und textuellen Perspektive werden hingegen nicht mit einfacher Zeichensequenz, sondern mit *Tags* festgehalten. Diese weisen im Normalfall eine Klammerstruktur aus öffnendem und schließendem Teil auf, wie im folgenden Beispiel erkennbar wird (Abb. 1):[61]

```
<l n="8494">Dort unten
    <subst>
        <del>freut ſich</del>
        <add>freuet</add>
    </subst> nun der König Menelas</l>
```

57 TEI Consortium, TEI P5. Guidelines for Electronic Text Encoding and Interchange, hrsg. von Lou Burnard und Syd Bauman. 2 Bde., Oxford u.a. 2008. Vgl. Fotis Jannidis, Wider das Altern elektronischer Texte. Philologische Textauszeichnung mit TEI, in: editio 11 (1997), S. 152–177.

58 http://www.tei-c.org/Activities/Council/Working/tcw19.html.

59 Vgl. den Beginn des Abschnitts: »Text- und Dokumentmodell«.

60 http://www.unicode.org/

61 Das Beispiel ist der Seite entnommen, die auch im Abschnitt »Visualisierung« behandelt wird.

Die äußersten beiden umschließenden Tags – `<l>...</l>` – besagen, dass es sich um einen Vers handelt. Die Tags `<del>...</del>` und `<add>...</add>` zeichnen aus, was später getilgt und hinzugefügt wurde, in diesem Fall »freut sich« und »freuet«. Die Zusammengehörigkeit von Elementen, in diesem Fall ein Ersetzungsverhältnis, wird durch Verschachtelung von Tags ausgedrückt:

`<subst><del>...</del><add>...</add></subst>`.

Sogenannte *Attribute* geben zusätzliche Qualifikationen an, etwa die Numerierung der Verse durch das Attribut `n`, hier mit dem Wert »`8494`«. Komplexere Zusammenhänge – etwa zwischen Änderungen an verschiedenen Stellen – werden ebenfalls durch Attribuierung ausgedrückt. Eine einzelne Änderung, z.B. `<del>`, erhält ein Attribut `change="..."`, das die Zugehörigkeit zu einem Änderungsverband anzeigt. Mit demselben Attribut können Änderungen auch in eine zeitliche Reihenfolge gebracht werden. Um Niederschriften einer Schreibphase zuzuordnen, wird das Attribut an ein leeres Element (`<milestone/>`) angetragen, das den Beginn einer Passage markiert (`<milestone change="#phase1800"/>`).

Das von der TEI zur Verfügung gestellte Inventar ermöglicht also sowohl die Kodierung von Merkmalen der äußeren Gliederung (in diesem Fall `<l>...</l>`) als auch diejenige von genetischen Vorgängen (in diesem Fall `<subst>`, `<del>` und `<add>` für Ersetzungen).

Verhältnis von dokumentarischem und textuellem Transkript. Entsprechend der oben eingeführten Differenzierung zwischen der Dokumentation und der Deutung des Befundes sind für das dokumentarische und textuelle Transkript verschiedene Auszeichnungsvokabulare vorgesehen, beginnend mit dem jeweils äußersten umschließenden Element `<sourceDoc>...</sourceDoc>` bzw. `<text>...</text>`.[62] Die Struktur des dokumentarischen und des textuellen Transkripts folgt denselben Prinzipien, es finden aber jeweils spezifische Auszeichnungselemente Verwendung.

62 In den Fällen, wo das derzeitige TEI-Inventar den editorischen Ansprüchen nicht genügt, werden für die ›Faust‹-Edition vorläufig eigene Tags und Attribute eingeführt (Deklaration: `<f:...>...</f:...>` bzw. `f:...`), die in Zukunft gegebenenfalls durch neue TEI-Tags und -Attribute ersetzt werden sollen.

Struktur des dokumentarischen Transkripts (Abb. 2):

```
<sourceDoc>
    <surface>
        <zone>
            <line>...</line>
        </zone>
    </surface>
</sourceDoc>
```

Struktur des textuellen Transkripts (Abb. 3):

```
<text>
    <body>
        <div>
            <sp>
                <l>...</l>
            </sp>
        </div>
    </body>
</text>
```

Die Parallelität des Aufbaus kann aber nicht im Sinn einer strikten Übersetzbarkeit des einen in das andere Transkript verstanden werden. Im Folgenden wird die unterschiedliche Gestalt der beiden Transkripte anhand eines Beispiels aus Handschrift II H74 (GSA 25/W 1566, Bl. 10v) veranschaulicht (Abb. 4) :



Das dokumentarische Transkript der Passage hat folgende Gestalt (Abb. 5):

```
<line f:left="#doch" type="inter">
    <handShift new="#g_t"/>nur
</line>
<line>
    <handShift new="#jo_t"/>Wüßt ich
    <anchor xml:id="doch"/><mod hand="#g_t"
    rend="strikethrough">doch</mod>
    wer dieſer Nacht
</line>
```

Aus dieser Kodierung leitet sich die differenzierte Umschrift ab (Abb. 6):

nur
Wüßt ich ~~doch~~ wer dieſer Nacht

Aus dokumentarischer Perspektive werden die räumliche Verteilung von Schriftzeichen, eine Streichung sowie das Schreibmaterial und die Schreiberhände repräsentiert. Aus textueller Perspektive hingegen findet hier eine Ersetzung statt (Abb. 7):

```
<l n="7317">Wüßt ich
   <subst>
       <del>doch</del>
       <add>nur</add>
   </subst> wer dieſer Nacht</l>
```

Dokumentarisches und textuelles Transkript unterscheiden sich durch die Auszeichnungsperspektiven (Markup). Auch die Zeichensequenzen, die vom Markup umschlossen werden, weichen fast immer voneinander ab. Das dokumentarische Transkript enthält im gegebenen Fall die Wiedergabe eines Worts als Interlinearzeile und in der darauffolgenden regulären Zeile die Wiedergabe einer Durchstreichung. Im textuellen Transkript werden diese beiden Ergebnisse des Schreibvorgangs als Ersetzung eines Worts durch ein anderes (»doch« durch »nur«) gedeutet. Aus den beiden Arten der Behandlung ergibt sich eine unterschiedliche Reihenfolge der Zeichen, da im dokumentarischen Transkript die räumliche Verteilung, im textuellen Transkript hingegen das Ersetzungsverhältnis markiert wird (»nur Wüßt ich doch wer dieser Nacht« vs. »Wüßt ich doch nur wer dieser Nacht«).[63]

Aus den Transkripten werden die differenzierte Umschrift, der Lesetext, die lineare Textdarstellung und weitere Formen der Präsentation innerhandschriftlicher Varianten direkt abgeleitet. Für eine handschriftenübergreifende Darstellung der Textentwicklung werden die textuellen Transkripte der verschiedenen Handschriften unter genetischen

63 Weitere Unterschiede zwischen den von Markup umschlossenen Zeichensequenzen können sich aus Wortersetzungen ergeben, die im Manuskript durch den Austausch, die Hinzufügung oder die Streichung einzelner Buchstaben realisiert sind, bei denen also das Zeichenmaterial des ersetzten Worts weiterverwertet wird; vgl. Zeller, Bericht des Herausgebers (Anm. 56), S. 95.

Gesichtspunkten zueinander in Beziehung gesetzt und maschinell kollationiert (weiteres dazu im Abschnitt »Visualisierung«). Das Ergebnis der Kollation soll es ermöglichen, die Varianten einer beliebig kurzen oder langen Passage in allen in Frage kommenden Handschriften zu ermitteln und die genannten Apparate zu erzeugen.

Text- und Dokumentmodell

Texte, die auf einem materiellen Träger geschrieben oder gedruckt sind, werden als inskribierte Texte bezeichnet.[64] Ein inskribierter Text wird im Hinblick auf seine Materialisierung als Niederschrift auf einem Träger, d.h. als konkretes materielles Objekt behandelt (als *inskribierter* Text oder Inskription des Textes), im Hinblick auf seine Textualität aber als ein abstrakter Gegenstand (als inskribierter *Text*). Elektronische Repräsentationen eines inskribierten Textes heißen »enkodierte Texte«. Wie im Abschnitt »Transkription« gezeigt wurde, besteht zwischen inskribierten Texten und ihren elektronischen Repräsentationen kein einfaches Zuordnungsverhältnis (insofern gibt es nicht *einen* enkodierten Text als Repräsentation eines inskribierten Textes).[65]

Wie in jedem datenverarbeitenden System muss auch für die ›Faust‹-Edition eine Softwarekomponente entwickelt werden, um die Dateneingabe (hier die Erfassung inskribierter Texte mittels mehrfacher Kodierung) und die Datenausgabe (hier deren multiperspektivische Darbietung im Zielmedium) zu vermitteln. Diese verarbeitende Komponente muss in der Lage sein, die für eine bestimmte Perspektive auf einen inskribierten Text relevanten Informationen aus einem digital vorliegenden enkodierten Text zu extrahieren, aufzubereiten und dem

64 Als Inskription wird der materielle Niederschlag sämtlicher Schreibakte auf einer Handschrift bezeichnet. Die Redeweise schließt an den Sprachgebrauch von Nelson Goodman an, ohne jedoch dessen zeichentheoretischen Annahmen zu folgen; vgl. ders., Languages of Art. An Approach to a Theory of Symbols, Indianapolis, Indiana ²1976, S. 55 f. u. ö.

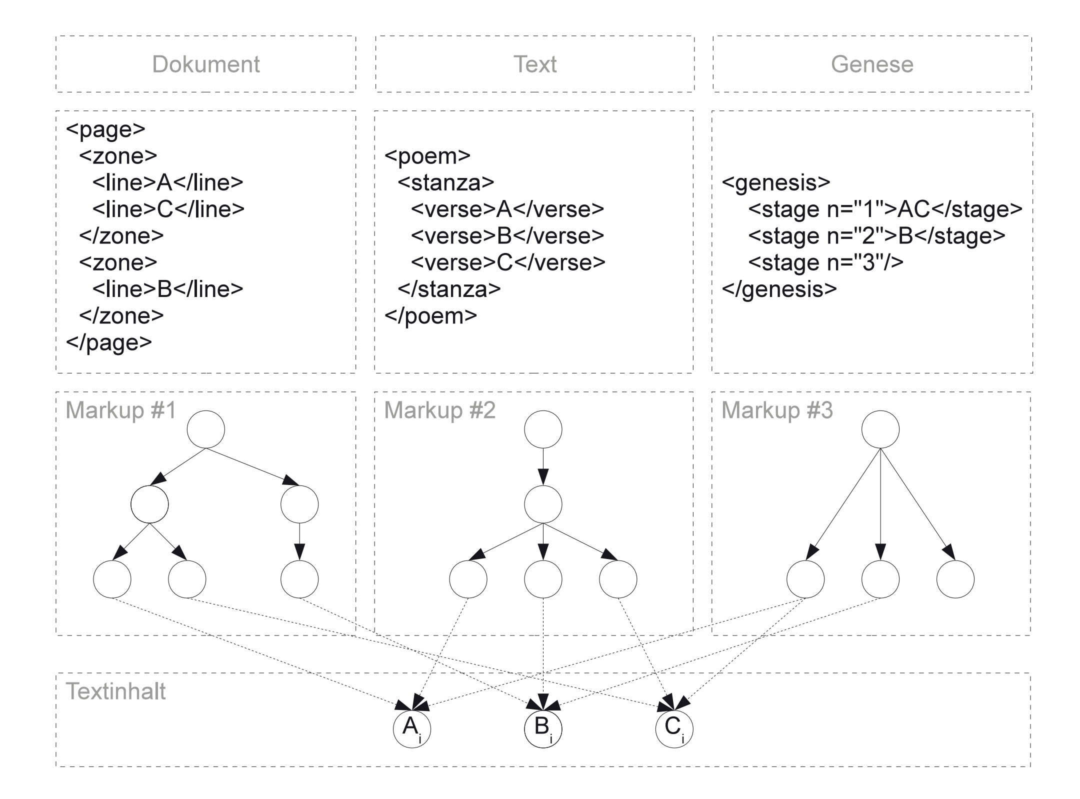
65 Zum Textbegriff vgl. Susanne Horstmann, Text, in: Reallexikon der deutschen Literaturwissenschaft. Neubearbeitung des Reallexikons der deutschen Literaturgeschichte, Bd. 3, hrsg. von Jan-Dirk Müller, Berlin und New York 2003, S. 549–597. Siehe auch Jerome McGann und Dino Buzzetti, Critical Editing in a Digital Horizon, in: Electronic Textual Editing, hrsg. von Lou Burnard, Katherine O'Brien O'Keeffe, John Unsworth, New York 2006, S. 53–73.

Benutzer eine entsprechende Sicht auf den inskribierten Text inklusive seiner vielfältigen Kontexte und möglichen Anschlüsse zu offerieren. Vom Design der verarbeitenden Komponente hängt es damit ab, ob die in der Kodierung niedergelegte Informationsfülle den Lesern auch zugänglich gemacht werden kann.

Mit dem Ziel, eine Vielzahl von Perspektiven auf den Gegenstand zu ermöglichen, gerät die ›Faust‹-Edition mit der Struktur von XML in Konflikt. In XML-Dokumenten ist das Markup monohierarchisch organisiert, weshalb es nicht möglich ist, beim Kodieren mehrere hierarchisch strukturierte Perspektiven auf den inskribierten Text in einem Dokument gleichberechtigt zur Geltung zu bringen. Es muss eine Perspektive gewählt werden, deren hierarchische Struktur – ausgedrückt via Markup – die Kodierung dominiert. So ist beispielsweise eine gattungsspezifische Struktur (die Untergliederung des Dramas ›Faust‹ in Akte, Szenen, Figurenreden, Versgruppen und Verse etc.) nicht mit einer topographischen Struktur (Seiten, Zeilen, Interlinearzeilen etc.) vereinbar, da das Markup im zweiten Fall die Informationen zur räumlichen Anordnung (etwa am Seitenrand oder zwischen den Zeilen) enthält, während im ersten Fall davon abstrahiert und nur auf die textuelle Zugehörigkeit geachtet wird. Die auftretenden Probleme sind nicht spezifisch für die ›Faust‹-Edition, sondern seit langem unter der Bezeichnung der sich überlappenden Hierarchien (overlapping hierarchies) bekannt.[66] Gemeinhin begegnet man diesem bei der Kodierung in XML auftretenden Konflikt mit der Festlegung einer Perspektive als der primären, der alle übrigen Perspektiven untergeordnet werden. Dadurch sind zwar auch diese in der Kodierung enthalten; untergeordnet kodierte Perspektiven bereiten allerdings eine Reihe von Schwierigkeiten, zu deren gravierenderen die erschwerte Les- und Auswertbarkeit durch Menschen und Maschinen gehören. Der Zielsetzung der Ausgabe gemäß sollen beide Perspektiven (Dokumentation und Deutung) selbständig nebeneinander bestehen, wobei die zweite Perspektive, die Deutung, in zwei untergeordnete Perspektiven zerfällt: die gattungsspezifische Struktur des Textes und dessen Genese. Konzeptionell und

66 Allen Renear, Elli Mylonas, David Durand, Refining our Notion of What Text Really Is: the Problem of Overlapping Hierarchies, in: Research in Humanities Computing 4 (1996), S. 263–280.

damit von der konkreten Kodierungspraxis etwas abstrahiert stellt sich die Situation deshalb wie in der folgenden Illustration dar (Abb. 8):



Ein inskribierter Text, der aus den drei Abschnitten A, B und C besteht, kann – je nach gewählter Perspektive – strukturell unterschiedlich repräsentiert werden. Jede dieser Repräsentationen ist ein enkodierter Text A_i B_i C_i, der sich aus der Auszeichnung des Textinhalts mit Markup eines bestimmten Typs ergibt. Bei der Kodierung der dokumentarischen Perspektive mit Markup #1 etwa sind die drei Zeilen (Element `<line>...</line>`) auf einer Seite in zwei topographisch unterscheidbaren Zonen angeordnet, zum Beispiel weil die Zeile B am Rand der Seite steht. Im Hinblick auf den sprachlichen Zusammenhang der Versrede (Markup #2) ist die Reihenfolge eine andere, weil der Vers B (Element `<verse>...</verse>`) zwischen die Verse A und C gehört. Aus einer dritten, genetischen Perspektive (Markup #3) wiederum interessiert die chronologische Ordnung, in der der Text inskribiert wurde. So ließe sich etwa annehmen, dass für die Entstehung drei Phasen (Element `<stage>...</stage>`) angesetzt werden; in dem Beispiel fällt die erste Niederschrift der drei Zeilen entstehungsgeschichtlich in die ersten beiden Phasen.

Jede der drei Perspektiven lässt sich als hierarchische Struktur beschreiben, wie die baumartigen Graphdarstellungen unterhalb der XML-Kodierungen in Abbildung 8 veranschaulichen. Jede dieser Strukturen kann auf den Textinhalt projiziert werden und diesen ordnen. Dieses polyhierarchische, über die grundlegenden Auszeichnungsmöglichkeiten von XML hinausgehende Textmodell empfiehlt sich angesichts der Komplexität von historisch-kritischen Ausgaben im Allgemeinen und der ›Faust‹-Edition im Besonderen. Die Entscheidung für ein solches Modell bedeutet allerdings eine erhebliche Herausforderung für den Herstellungsprozess einer elektronischen Edition.

Um polyhierarchische Auszeichnungen vorzunehmen, bieten sich nach aktuellem Stand der Technik[67] zwei Methoden an:

1. Der Textinhalt (im Beispiel: der sequentielle Inhalt der drei Zeilen) wird nur einmal in einem enkodierten Text festgehalten, und die verschiedenen Perspektiven werden so angetragen, dass eine ausgewählte Perspektive das Markup dominiert und hierarchisch gliedert; die übrigen Perspektiven werden dann entweder als untergeordnete Strukturen eingebettet oder durch externe Referenz (sogenanntes stand-off markup) auf Segmente des Textinhalts projiziert.
2. Der Textinhalt kann mehrmals kodiert werden und bleibt für alle Kodierungen weitgehend derselbe, während das Markup je nach Perspektive von Kodierung zu Kodierung wechselt.

Die erste Methode ist weitverbreitet, sie erlaubt allerdings nicht, die referentielle Integrität des stand-off markup mittels standardisierter XML-Validierungsverfahren zu überprüfen. Im Prozess der Erstellung einer Edition müssten für diesen Fall jeweils spezifische Validierungsverfahren entwickelt und immer dann angewendet werden, wenn sich der durch das Markup adressierte Textinhalt ändert. Nur so lässt sich im Fall von stand-off markup die Gültigkeit bereits existierender Referenzen sichern. Für einen schrittweisen Arbeitsprozess würde diese notwendige, parallel zur Datenerfassung durchzuführende Validierung einen Mehraufwand bereiten, der umso größer ist, je kleinschrittiger die Herstellung verläuft. Kleinschrittiges und modulares Vorgehen ist aber gerade bei komplexen Editionsvorhaben, die sich noch in Arbeit befinden, ebenso wünschenswert wie unvermeidlich.

67 Vgl. TEI P5 Guidelines, Kapitel 20: »Non-hierarchical Structures«.

Für die ›Faust‹-Edition wurde die zweite Methode gewählt, weil bei ihr die genannten Nachteile nicht auftreten: Da das Markup in die jeweilige Kodierung einer Perspektive eingebettet ist, wird die Auszeichnungshierarchie einer jeden Perspektive für sich genommen mit XML-Standardverfahren kodiert und automatisiert im Zuge der Dateneingabe validiert. Durch die schrittweise Datenerfassung, unterteilt in spezifische Perspektiven, wird zudem eine merkliche Komplexitätsreduktion ermöglicht. Außerdem kann die zusätzliche Überprüfung referentieller Integrität weitgehend entfallen, weil das Markup aller Perspektiven direkt an den Textinhalt angetragen wird, sein jeweiliger Bezug also immer klar definiert ist. Es gibt jedoch einen Nachteil: Die Zusammenführung der verschiedenen Kodierungen ein und desselben inskribierten Textes war bislang ein technisch ungelöstes Problem.[68] Bezogen auf das obige Beispiel stellt es sich folgendermaßen dar: Es werden drei separate Kodierungen eingegeben, in denen jeweils die Abschnitte A, B und C als Instanzen A_1, B_1, C_1, A_2, B_2, C_2 usw. vorliegen. Wie sorgt man für deren Korrelation, so dass aus dem Datenbestand der Edition die entsprechenden Äquivalenzrelationen $A_1 = A_2 = A_3 = A$, $B_1 = B_2 = B_3 = B$ usw. ermittelt werden können? Nur wenn dies mit vertretbarem Aufwand realisiert werden kann, ist die parallele Kodierung ein geeignetes Verfahren, um polyhierarchische Strukturen von Texten auszuzeichnen und auszuwerten.

Die Kollation von Texten ist seit jeher ein etabliertes Verfahren der Textkritik, mit dem Übereinstimmungen und Unterschiede in verschiedenen Zeugen identifiziert werden können. Seit einiger Zeit bedienen sich computergestützte textkritische Ansätze eigens hierfür entwickelter Algorithmen, um die Aufgabe der Kollation effizienter zu lösen.[69] Augenfällig ist die Ähnlichkeit mit Algorithmen, wie sie zur Sequenzalignierung in der Bioinformatik eingesetzt werden.[70] Wie jene der Bioinformatik beziehen auch Kollationsalgorithmen gleiche oder ähnliche Teile verschiedener Sequenzen (hier sprachlicher Zeichen, dort von DNS-, RNS- oder Proteinsegmenten) automatisch aufeinander und

68 Ebd., Abschnitt 20.1.

69 Vgl. z.B. Robert L. Oakman, Computer Methods for Literary Research. Revised edition, Athens, Georgia 1984, S. 118.

70 Vgl. Dan Gusfield, Algorithms on Strings, Trees, and Sequences. Computer Science and Computational Biology, Cambridge und New York 1997.

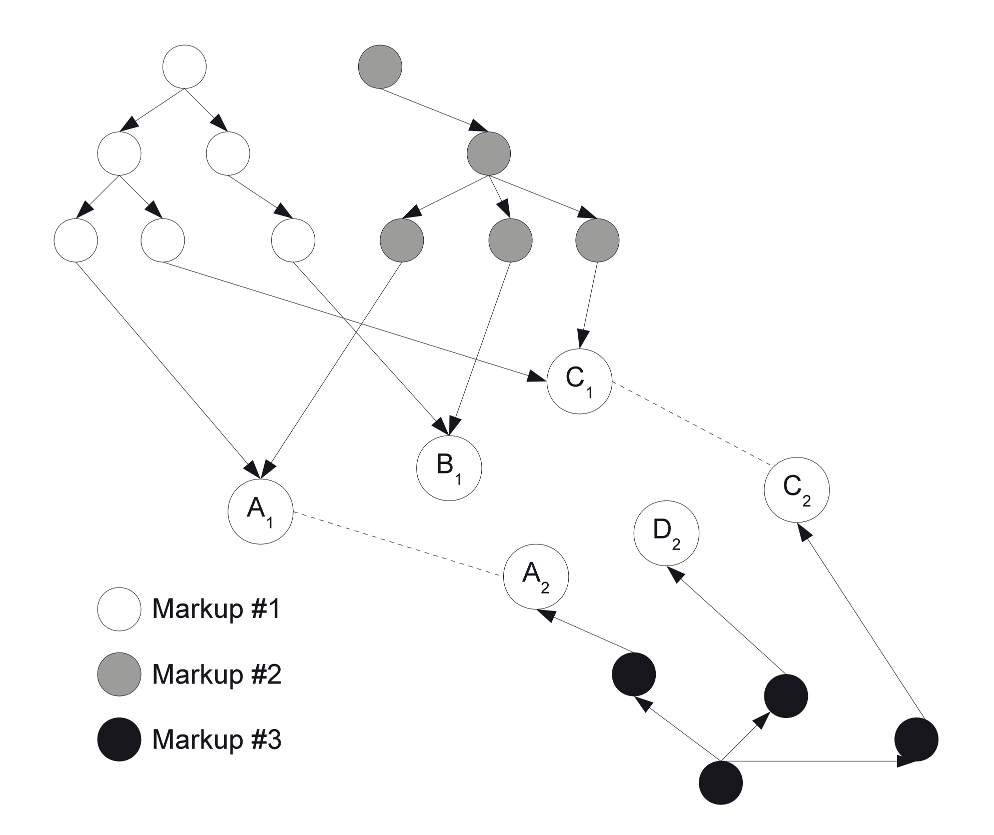
identifizieren diejenigen, die keine Entsprechungen untereinander aufweisen, als Unterschiede. Entsprechend konnten jüngst bedeutende Fortschritte in der computergestützten Kollation von Texten erzielt werden, indem Ansätze zur Alignierung von Proteinsequenzen für natürlichsprachige Texte adaptiert wurden.[71] Ein innovativer Ansatz zur Lösung des oben beschriebenen Problems der inkompatiblen Markuphierarchien überträgt wiederum die Anwendung automatischer Kollationsverfahren aus dem textkritischen Bereich auf die Korrelierung verschiedener Kodierungen desselben inskribierten Textes.[72] Besonders vielversprechend ist das Verfahren partieller Korrelierung. Dabei werden die enkodierten Texte, die die verschiedenen Perspektiven auf einen inskribierten Text ausdrücken, unter Einbeziehung des jeweils spezifischen Markups kollationiert. Es ergibt sich der Bezug sowohl zwischen den unterschiedlichen als auch den sequentiell identischen Teilen der Kodierung (Abb. 9 auf der folgenden Seite).

In dem gezeigten Beispiel werden zwei Kodierungen automatisch kollationiert. Die erste Kodierung hat den sequentiellen Inhalt A_1, B_1, C_1 und enthält Markup zweier Perspektiven (Markup #1, Markup #2).[73]

71 Vgl. Matthew Spencer und Christopher J. Howe, Collating Texts Using Progressive Multiple Alignment, in: Computers and the Humanities 38 (2004), S. 253–270; Desmond Schmidt, Merging Multi-Version Texts: a Generic Solution to the Overlap Problem, in: Balisage Series on Markup Technologies 3 (2009). Proceedings of Balisage: The Markup Conference 2009. doi:10.4242/BalisageVol3.Schmidt01.

72 Erste Ansätze zur Lösung des Überlappungsproblems mittels computergestützter Kollation, allerdings unter Verwendung eines auf die Lösung spezifisch zugeschnittenen Datenformats entwickelt ebenfalls Desmond Schmidt; vgl. ders. und Robert Colomb, A Data Structure for Representing Multi-version Texts Online, in: International Journal of Human-Computer Studies 67 (2009), H. 6, S. 497–514. Siehe auch Schmidt, The Inadequacy of Embedded Markup for Cultural Heritage Texts (Anm. 41).

73 Dies kommt oft vor, so wenn Seiten- und Zeilenstruktur zusammen mit den Auszeichnungen zur Gattungsstruktur eines Textes kodiert wurden. Meist bedarf es eines einfachen Vorverarbeitungsschritts, um aus solchen integrierten Kodierungen die jeweiligen Perspektiven herauszufiltern. Dieses Verfahren ist in Bezug auf Anzahl und Komplexität der Perspektiven jedoch nicht skalierbar; andernfalls bedürfte es keiner parallelen Kodierung oder der Anwendung von stand-off markup. Zu XML alternative Ansätze für die skalierbare Kodierung polyhierarchischer Strukturen befinden sich bislang noch in einem experimen-



Die zweite Kodierung hat den sequentiellen Inhalt A_2, D_2, C_2 und weist Markup einer dritten Perspektive auf (Markup #3). Das Beispiel veranschaulicht zudem, dass die Zeichensequenzen verschiedener Kodierungen nicht identisch sein müssen. Wie im Abschnitt über das dokumentarische und textuelle Transkript der ›Faust‹-Edition beschrieben, weichen die darin enthaltenen Zeichensequenzen wegen der unterschiedlichen Struktur und Auszeichnungsgranularität sogar fast immer in kleinerem oder größerem Maß voneinander ab. Werden beide Kodierungen kollationiert, so korreliert der Algorithmus zunächst die gleichen Teile $A_1 = A_2$ und $C_1 = C_2$, um dann die Teile B_1 und D_2 als Unterschied zu identifizieren.

tellen Stadium und müssen erst noch beweisen, dass sie die erforderlichen Eigenschaften tatsächlich besitzen. Vgl. Jeni Tennison and Wendell Piez, The Layered Markup and Annotation Language (LMNL), in: Extreme Markup Languages Conference, Montréal, Québec August 6–9, 2002, ed. by B.T. Usdin and S. R. Newcomb, 2002; Denis Pondorf und Andreas Witt, Freestyle Markup Language: Specification of an intuitive, powerful, polyhierarchical new extensible markup language, in: Balisage Series on Markup Technologies 5 (2010). Proceedings of Balisage: The Markup Conference 2010. doi:10.4242/BalisageVol5.Pondorf01.

In dem Beispielfall ist damit bereits ein wesentliches Ziel erreicht: Die mehrfach vorliegenden Kodierungen der Teilsequenzen A und C lassen sich automatisch aufeinander beziehen, deren Markup korrelieren und so integriert auswerten. Bei gleichlautenden Teilsequenzen des Textinhalts sind keine manuellen Eingriffe nötig, für einen großen Teil der dokumentarischen und textuellen Transkripte lassen sich die gewünschten Korrelationen zwischen den Perspektiven damit automatisch herstellen. Die anschließende Aufgabe besteht darin, auch jene Passagen aufeinander zu beziehen, die infolge der unterschiedlichen Kodierungsprinzipien nicht identisch sind.

Weiterhin ergeben sich aus dem gewählten Ansatz folgende Aufgabenstellungen, für die die ›Faust‹-Edition Software entwickelt hat, um über die bereits erzielten Ergebnisse hinaus zu einer vollwertigen Lösung zu gelangen:

1. Für die korrelierten Sichten auf einzelne inskribierte Texte wird ein flexibleres Dokumentmodell benötigt, als es strikt monohierarchische Ansätze (wie XML) anbieten. Beim derzeitigen Stand der Dinge werden einerseits graphbasierte Modelle erprobt,[74] die die polyhierarchische Struktur eines Textes adäquat auszudrücken vermögen, andererseits flache, textbereichorientierte Modelle,[75] die bei der Verarbeitung überlappender Strukturen informationstechnische Vorteile bieten. Im Rahmen der ›Faust‹-Edition findet ein textbereichorientiertes Modell Verwendung; wünschenswert ist auf lange Sicht, über die unmittelbaren Erfordernisse des Projekts hinaus, ein integrierter Ansatz zur Modellierung, dessen Fähigkeit zur Abbildung von Komplexität gerade literarischen Texten insgesamt besser gerecht zu werden vermag.
2. Die Kollation von XML-kodierten Texten ist zwar kein prinzipiell unlösbares Problem, es mangelt jedoch nach wie vor an Software für diese Aufgabe, die bei digitalen Editionen doch häufig auftritt. Für

74 Vgl. Angelo Di Iorio, Silvio Peroni, Fabio Vitali, Towards Markup Support for Full GODDAGs and Beyond: the EARMARK Approach, in: Proceedings of Balisage: The Markup Conference Balisage Series on Markup Technologies 3 (2009). Proceedings of Balisage: The Markup Conference 2009. doi:10.4242/BalisageVol3.Peroni01.

75 Vgl. Gavin Thomas Nicol, Core Range Algebra. Toward a Formal Model of Markup, in: Extreme Markup Languages Conference, Montréal, Québec August 6–9, 2002, ed. by B.T. Usdin and S. R. Newcomb, 2002.

die ›Faust‹-Edition ist dieser Arbeitsschritt von wesentlicher Bedeutung, weshalb die zusammen mit internationalen Partnern geleistete Entwicklungsarbeit[76] der computerphilologischen Community als wiederverwendbare Softwarekomponente zur Verfügung gestellt werden soll.

3. Da Kollationsalgorithmen nie in der Lage sein werden, alle gewünschten Korrelationen zwischen den verschiedenen Kodierungen automatisch zu ermitteln, werden (ebenfalls in Zusammenarbeit mit internationalen Partnern) Werkzeuge zur teilautomatischen, benutzergesteuerten Kollation von XML-Dokumenten entwickelt, bei der der Benutzer vorläufige Kollationsergebnisse schrittweise anpassen, verfeinern und so korrigieren kann.

Visualisierung

Anders als bei der Verwendung von Layoutprogrammen, wie sie für Bucheditionen üblich ist, soll die Visualisierung im Prinzip direkt und ohne manuelle Eingriffe aus den Daten abgeleitet werden. Bei einer Visualisierung am Computerbildschirm handelt es sich um ein Programm, das, u.U. in Interaktion mit dem Benutzer, auf der Grundlage der Editionsdaten graphische Ausgaben erzeugt. Sie baut somit zwingend auf einer systeminternen Repräsentation der Daten auf, welche wiederum die beschriebene von Hand eingegebene Kodierung zur Grundlage hat. Es kann von einem Schichtenmodell gesprochen werden, bei dem eine höhere Schicht auf der jeweils niedrigeren aufsetzt. Die Visualisierung im weiteren Sinn lässt sich als Oberfläche der Edition verstehen und übernimmt Funktionen, die in gedruckten Editionen u.a. der differenzierten Umschrift, der linearen Textdarstellung, der Handschriftenbeschreibung, Stellenapparaten und stemmatischen Darstellungen zukommen. Mit dem elektronischen Medium verbindet sich dabei die Hoffnung, dass in ihm eine adäquatere Abbildung und

76 Die Entwicklung der Komponente findet als Open-Source-Software im Rahmen des europäischen Forschungsprojekts »Interedition« (http://www.interedition.eu/) und unter Beteiligung amerikanischer Forschungsinstitutionen wie der University of Virginia (http://www.nines.org/) und der University of Maryland (http://mith.umd.edu/) statt.

leichtere Zugänglichkeit des Editionsgegenstandes möglich sein wird als im Druck.

Die Visualisierung ist zwar die Oberfläche der Edition, aber sie ist keine undurchlässige und Einblicke verwehrende Hülle. Vielmehr steht die ›Faust‹-Edition mit ihrem Prinzip der Offenheit sowohl in der Tradition der Open-Source-Bewegung, die sich seit den 1980er Jahren für Transparenz in der Softwareentwicklung einsetzt, als auch in der Tradition der neugermanistischen Editionswissenschaft und ihrem Bemühen um größtmögliche Überprüfbarkeit, die sich gerade ihres streng dokumentarischen Prinzips wegen in der Textkonstitution dann größere Freiheit erlauben kann und sollte.[77] Bezogen auf das skizzierte Modell der Schichten bedeutet das, dass dem Benutzer nicht nur die oberste Schicht, nämlich die Visualisierung, zugänglich ist, sondern auch alle darunterliegenden: das editorische Selbstverständnis, die philologische Konzeption des Editionsgegenstandes, die direkte Kodierung der Ausgangsdaten auf XML-Ebene, die Quelltexte der verarbeitenden Programme und die intermediäre Datenrepräsentation.

Aufgaben. Die Visualisierung der wissenschaftlichen Ergebnisse der Edition umfasst ein Spektrum, das von der aggregierenden und abstrakten Präsentation umfangreicher Daten im Sinne der Informationsvisualisierung als »Verwendung von computergestützten, interaktiven, visuellen Repräsentationen abstrakter Daten zur Unterstützung der Kognition«[78] bis hin zur Darstellung sehr konkreter Sachverhalte reicht, die sich in ähnlicher Form auch in einer Druckedition finden würde. Ein Beispiel für letztere wäre etwa die differenzierte Umschrift eines Manuskripts. Eine solche ist in Druckausgaben ein etabliertes Mittel, um dem Leser die räumlichen Verhältnisse auf der Handschrift in typographischer Form zugänglich zu machen. Im neuen Medium ist es möglich, die verschiedenen Perspektiven auf den Gegen-

77 Vgl. D.E. Sattler, Vorwort, in: Friedrich Hölderlin, Sämtliche Werke. ›Frankfurter Ausgabe‹. Historisch-kritische Ausgabe, hrsg. von D.E.S., Einleitung, Frankfurt am Main 1975, S. 9–19, hier: S. 19. Dass Sattlers Textkonstitutionen oft zu weit gehen, ändert nichts an der grundsätzlichen Gültigkeit des Prinzips.

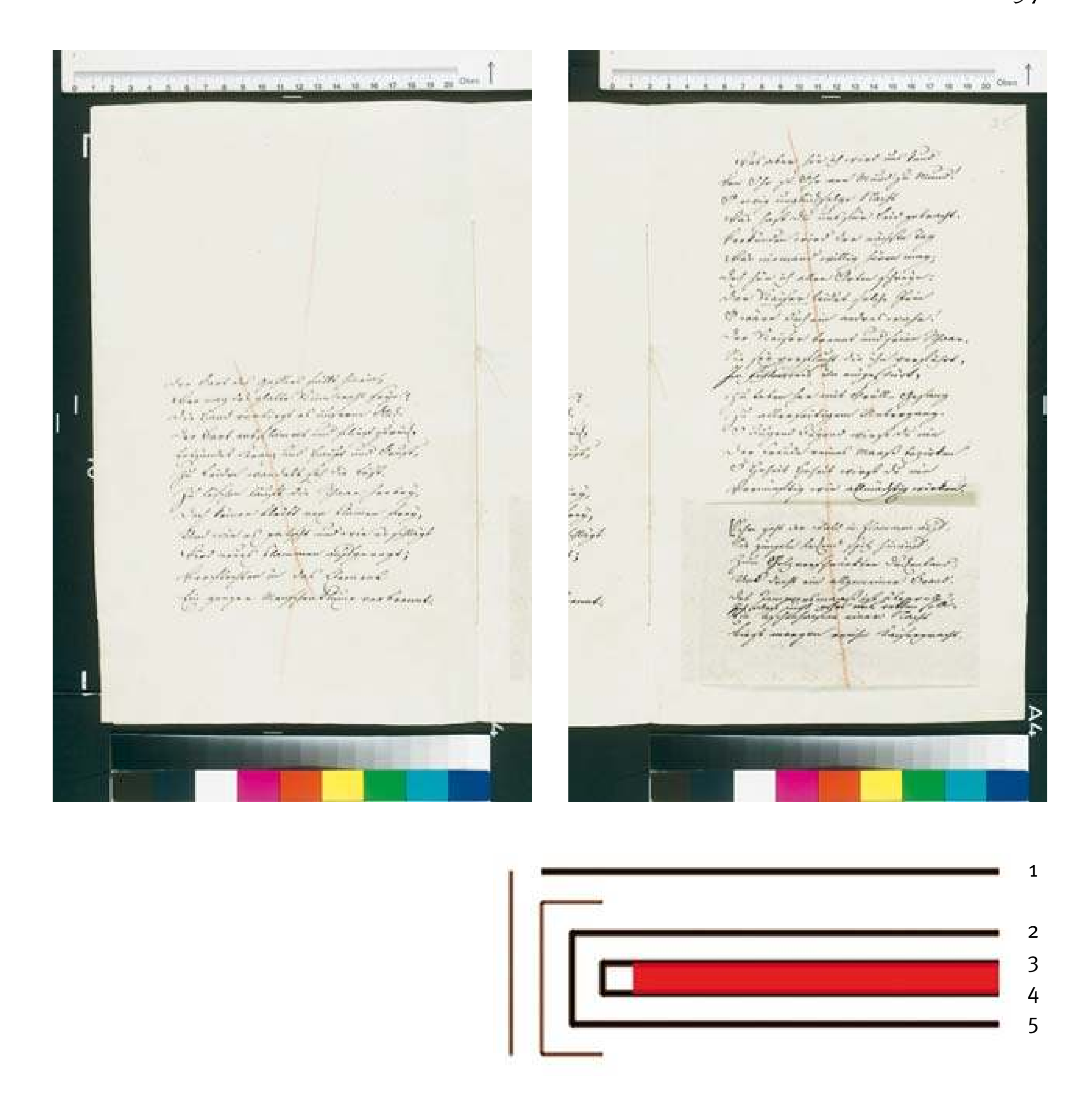
78 Vgl. Stuart K. Card, Jock D. Mackinlay, Ben Shneiderman, Readings in Information Visualization: Using Vision to Think, San Diego 1999, S. 7.

stand in einer Weise zu integrieren, wie dies in einem Buch nicht möglich ist. So kann sich ein Benutzer zum Faksimile einer handschriftlichen Seite direkt die differenzierte Umschrift anzeigen lassen, von dort zu einer Ansicht des entsprechenden Textabschnitts wechseln, sich alle Varianten der Handschriften und Drucke einblenden und sich diese in einer Überblicksdarstellung der Werkgenese anordnen lassen. Derselbe Vorgang hätte in einer Druckedition langwieriges Blättern und Nachschlagen in Registern zur Voraussetzung. Hinter die Darstellungsformen, die sich in Druckausgaben zur Vermittlung bestimmter Informationen auf begrenztem Raum in statischer, augenblicklich überschaubarer Weise herausgebildet haben, soll dabei nicht zurückgefallen werden. Konkret bedeutet das, dass diese etablierten Formen oft die statische Grundlage für Visualisierungen bilden, mit denen der Benutzer in einem zweiten Schritt in eine dynamische Interaktion treten kann.[79]

Sichten. Die Präsentation des digitalen Archivs umfasst die physischen Merkmale der Handschriften. Hierzu sind sowohl die Eigenschaften einzelner Seiten und Blätter zu zählen, etwa materielle Eigenschaften des Beschriftungsträgers und der Beschriftung, Erhaltungszustand, Maße und Wasserzeichen, als auch der strukturelle Zusammenhang der Konvolute, also Faltung, Lagenstruktur und Bindung.

Zur Darstellung von Konvolutstrukturen greift die ›Faust‹-Edition auf eine in Druckeditionen und in Handschriftenkatalogen etablierte Darstellungsweise zurück, die eine idealisierte Sicht auf den Fußschnitt einer Handschrift bietet. Diese Sicht wird zur Grundlage einer dynamischen Darstellung und ermöglicht es so dem Benutzer, virtuell im Konvolut zu blättern. Abbildung 10 zeigt im unteren Drittel die abstrahierende Sicht auf das Konvolut, das aus einem Einzelblatt (1) und zwei ineinandergelegten Doppelblättern (2/5 und 3/4) besteht. Eine Bewegung des Mauszeigers über dieses Konvolutschema (wie in der Abbildung zwischen Blatt 3 und 4 zu sehen) veranlasst eine graphische Hervorhebung und arrangiert die jeweiligen Faksimiles darüber, als wäre die Handschrift an der entsprechenden Stelle aufgeschlagen (Abb. 10):

79 Damit erfüllen sie die erste Funktion im Sinn des von Ben Shneiderman formulierten Grundsatzes: »overview first, zoom and filter, then details-on-demand« (Readings in Information Visualization [Anm. 78], S. 639).



Nachdem der Benutzer einen Überblick über die Handschrift gewonnen hat, kann er bestimmte Seiten näher betrachten. Von jeder Stelle der Konvolutansicht gelangt er zu einem hochauflösenden digitalen Faksimile, das sich nach Belieben vergrößern und drehen lässt (Abb. 11 auf der folgenden Doppelseite).

II ~~P~~ I P. 99 (1826)

Ad. 13.) Centauren, Sphynxe, Chimären, Greife, Sirenen,
Tritonen und Nereiden, die Gorgonen, die Graien.

7.) Fauſt niedergelegt an einer Kirchhofs-
mauer. Träume.
Darauf großer Monolog zwiſchen der
Wahnerſcheinung von Gretchen und
Helena.

8.) Fauſt's Leidenſchaft zu Helena bleibt
unbezwinglich. Mephiſtopheles ſucht
ihn durch mancherley Zerſtreuungen
zu beſchwichtigen.

9.) Wagners Laboratorium ~~×××~~. Er ſucht
ein chemiſch Menſchlein hervorzu-
bringen.

10.) Verſchiedene andere Ausweichungen
und Ausflüchte.

11. Antike Walpurgisnacht in Theſſalien. — auf der Pharſaliſchen Ebene

1_2^3.) Mephiſtopheles mit den antiken
Ungeheuern und Mißgeſtalten fin-
det ſich zu Hauſe

1_3^2. Erichtho ⊧ und Erichthonius ⊧ u. ſ. w.

⊧ macht die Honneurs
⊧ zu ihr geſellt. Etymo-
logiſche und Symboliſche
Verwandtſchaft beyder

14) Mephiſtopheles und Enyo; ſchaudert
vor ihrer Häßlichkeit; im Begriff
ſich mit ihr zu überwerfen, lenkt
er ein. Wegen ihrer hohen Ahnen
und wichtigen Einfluſſes macht er
ein Bündniß mit ihr. Die offen-

Neben dem Faksimile lässt sich auf Wunsch die differenzierte Umschrift einblenden, auf der Merkmale der Inskription wie Schreibmaterial, Schreiberhand oder Streichungen differenziert dargestellt sind und welche den topographischen Gegebenheiten der Handschrift Rechnung trägt, ohne diese mimetisch abzubilden. Auf dieser Grundlage wird eine textuell, insbesondere genetisch orientierte Deutung gegeben. Aufgabe der Visualisierung ist es, die rekonstruierten genetischen Zusammenhänge darzustellen und dabei gegebenenfalls auch den hypothetischen Charakter der Darstellung zu markieren.

Textvarianz wird traditionell mit Hilfe von Apparaten verzeichnet. Bucheditionen legen sich notgedrungen auf einen bestimmten Apparattyp fest. Das digitale Medium ermöglicht die dynamische Erstellung verschiedener Apparattypen zu derselben Stelle, so dass die Auswahl nicht mehr editorisch vorgegeben, sondern vom Interesse des Benutzers geleitet ist (Abb. 12).

Vom Strande komm ich, wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von der Woge ſchaukelndem
Bewegen, die vom phrygiſchen Gefild' uns her,
Auf ſtraubig hohem Rücken, mit Poſeidons Gunſt
Und Euros Krafft, an heimiſches Geſtade trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr, mit den tapferſten der Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareus, mein Vater, an dem Hange ſich
Von Pallas Hügel, widerkehrend, aufgebaut,
Und als ich hier, mit Clytemneſtren, ſchweſterlich,
Mit Caſtor und mit Pollux, fröhlich ſpielend, wuchs,
Vor allen Häuſern Spartas, herrlich ausgeſchmückt.
Seyd mir gegrüßt der ehrnen Pforte Flügel ihr,
Durch deren weit einladendes Eröffnen einſt
Der mir aus vielen Auserwählte Menelas,
In Bräutigams Geſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich das Gebot
Des Königes erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich bisher und andere verworren hat.
Denn ſeit ich dieſe Schwelle ſorgenlos verließ,

▲ H
umſtürmte bis hieher, verhängnisvoll.

Abbildung 12 zeigt einen Textausschnitt der Handschrift III H[1], die an den unterlegten Stellen von der späteren Reinschrift H abweicht.[80]

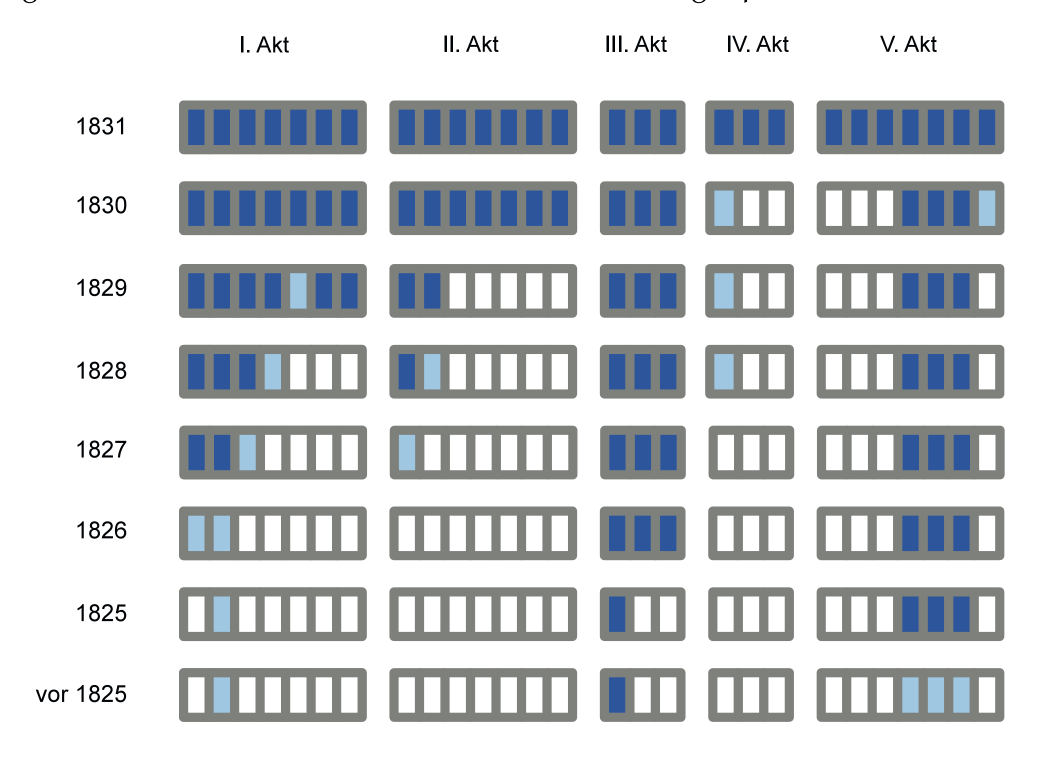
80 Die Darstellung basiert auf dem Open-Source-Programm ›juxta‹ (http://www.juxtasoftware.org/), an dessen Weiterentwicklung die ›Faust‹-Edition beteiligt ist.

Durch Anwählen einer Stelle (hier »bisher … hat«, Vers 8509) lässt sich die Variante einblenden, wie im Bild an der markierten Stelle zu sehen ist. Bereits an dieser prototypischen Variantendarstellung zeigt sich die Flexibilität des digitalen Mediums, da, wie beim Stellenapparat, der Text einerseits von den Varianten entlastet wird, eine Darstellung der Varianten jedoch eingeblendet werden kann und so ein vergleichendes Lesen, wie bei einer integralen Variantendarstellung, möglich ist. Hier dient die frühere Fassung (III H^1) als Basis, am Rand werden zu jeder Stelle die abweichenden Wortlaute späterer Fassungen (im obigen Beispiel: H) eingeblendet. Durch die Wahl der früheren Fassung als Bezugstext eröffnet die Variantendarstellung den Blick vom früheren auf den späteren Text. Diese Sicht wird durch das dynamische Zustandekommen von Apparatdarstellungen ermöglicht, die nicht mehr um den engen Raum einer Buchedition konkurrieren müssen. Die Auswahl des Referenztextes bildet einen Parameter der Darstellung, der vom Benutzer aus einer Vielzahl möglicher Perspektiven ausgewählt wird.

Es ist ebenso möglich, andere Typen von Variantendarstellungen zu generieren. So ist in Abbildung 13 eine Synopse beider Fassungen (III H^1 und H) zu sehen, in der die Varianten zu einer Textstelle hervorgehoben sind. Diese Darstellung wird bedarfsweise auf der Grundlage derselben Daten generiert wie die zuvor beschriebene:

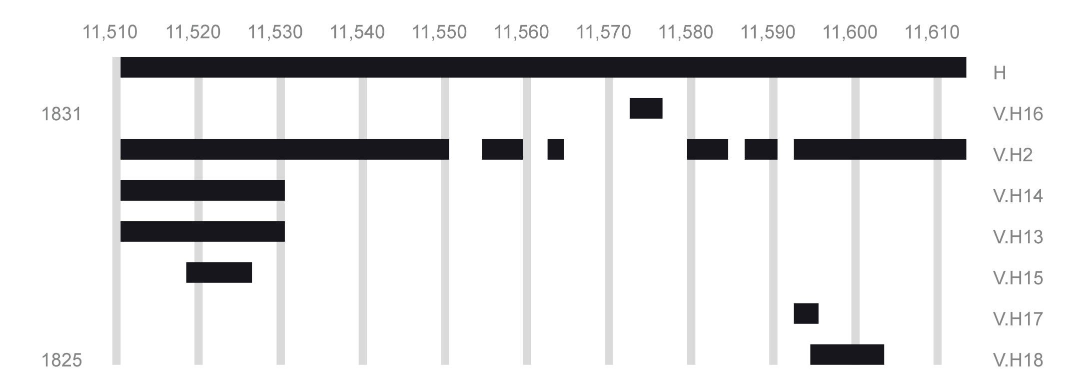
Vom Strande komm ich, wo wir erſt gelandet ſind,	Vom Strande komm' ich wo wir erſt gelandet ſind,
Noch immer trunken von der Woge ſchaukelndem	Noch immer trunken von des Gewoges regſamem
Bewegen, die vom phrygiſchen Gefild' uns her,	Geſchaukel, das vom phrygiſchen Blachgefild uns her
Auf ſtraubig hohem Rücken, mit Poſeidons Gunſt	Auf ſträubig-hohem Rücken, durch Poſeidons Gunſt
Und Euros Krafft, an heimiſches Geſtade trug.	Und Euros Kraft in vaterländiſche Buchten trug.
Dort unten freuet nun der König Menelas	Dort unten freuet nun der König Menelas
Der Rückkehr, mit den tapferſten der Krieger ſich.	Der Rückkehr ſamt den tapferſten ſeiner Krieger ſich.
Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,	Du aber heiße mich willkommen, hohes Haus,
Das Tyndareus, mein Vater, an dem Hange ſich	Das Tydareos, mein Vater, nah dem Hange ſich
Von Pallas Hügel, widerkehrend, aufgebaut,	Von Pallas Hügel wiederkehrend aufgebaut,
Und als ich hier, mit Clytemneſtren, ſchweſterlich,	Und als ich hier mit Klytämneſtren ſchweſterlich,
Mit Caſtor und mit Pollux, fröhlich ſpielend, wuchs,	Mit Caſtor auch und Pollux fröhlich ſpielend wuchs,
Vor allen Häuſern Spartas, herrlich ausgeſchmückt.	Vor allen Häuſern Spartas, herrlich ausgeſchmückt.
Seyd mir gegrüßt der ehrnen Pforte Flügel ihr,	Gegrüßet ſeyd mir der eh'rnen Pforte Flügel ihr,
Durch deren weit einladendes Eröffnen einſt	Durch euer gaſtlich ladendes Weiteröffnen einſt
Der mir aus vielen Auserwählte Menelas,	Geſchah's daß mir, erwählt aus vielen, Menelas
In Bräutigams Geſtalt entgegen leuchtete.	In Bräutigams-Geſtalt entgegen leuchtete.
Eröffnet mir ſie wieder, daß ich das Gebot	Eröffnet mir ſie wieder, daß ich ein Eilgebot
Des Königes erfülle, wie der Gattin ziemt.	Des Königs treu erfülle, wie der Gattin ziemt.
Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,	Laßt mich hinein! und alles bleibe hinter mir,
Was mich bisher und andere verworren hat.	Was mich umſtürmte bis hieher, verhängnißvoll.
Denn ſeit ich dieſe Schwelle ſorgenlos verließ,	Denn ſeit ich dieſe Stelle ſorgenlos verließ,

Daneben soll auch ein Überblick über die Werkgenese im Ganzen gegeben werden. Ein Ansatz dazu ist in Abbildung 14 zu sehen:



Abgebildet ist ein nach Akten und Szenen geordnetes Schema der Entstehung des zweiten Teils. Jede Zeile steht für ein Jahr, die Zeit schreitet von unten nach oben fort. In der Horizontalen ist die Folge der Akte und Szenen angetragen. Konzipierte Szenen sind hell, ausgearbeitete dunkel gefärbt. Der Betrachter kann so die zeitliche Abfolge der Genese des gesamten zweiten Teils überblicken.

Eine Darstellung der Genese von frei wählbaren Versen und Versgruppen soll es erlauben, die Entwicklung von Textabschnitten durch alle Stadien der Werkentstehung hindurch zu verfolgen (Abb. 15):



Die Darstellung, die von Renate Fischer-Lambergs »Stemmata« zur Genese des zweiten und dritten Aktes angeregt ist,[81] soll auf einen Blick erkennen lassen, »in wie vielen und welchen Handschriften ein Vers oder eine Versgruppe auftritt, wann und in welchen Handschriften noch vorhandene Lücken geschlossen werden und wie die Aufeinanderfolge mehrerer Handschriften zu einer bestimmten Variantengruppe zu denken ist«.[82] Grundlage ist ein Koordinatensystem, in dem die horizontale Achse das Syntagma des nach Szenen und Versen unterteilten Werktextes repräsentiert. Die vertikale Achse dient als Zeitachse. An der Länge der waagerechten Balken lässt sich ablesen, welche Teile des Werktextes Vorläufer in anderen Handschriften haben. Aus der Reihenfolge, in der die Balken übereinander liegen, geht das entstehungsgeschichtliche Verhältnis der Handschriften zueinander hervor.[83]

81 Vgl. Fischer-Lamberg, Untersuchungen zur Chronologie von Faust II 2 und 3 (Anm. 26), S. 150–166. Demselben Prinzip gehorcht der »Tableau génétique des brouillons« in der Internet-Edition von ›Madame Bovary‹ (Les manuscrits de Madame Bovary. Édition intégrale sur le web, http://flaubert.univ-rouen.fr/jet/public/tableau_genetique.php?corpus=bovary, Zugriff 23.4.2012), basierend auf Marie Durel, Classement et analyse des brouillons de »Madame Bovary« de Gustave Flaubert, Diss. Université de Rouen, Rouen 2000, vol. II: Tableau de classement génétique. – Ein dreidimensionales Visualisierungsmodell entwickeln Aurèle Crasson und Jean-Daniel Fekete, Structuration des manuscrits: Du corpus à la région, in: Proceedings of CIFED 2004 – Semaine du Document Numérique. Conférence internationale francophone sur l'écrit et le document (CIFED 04). Documents et systèmes – Scénarios d'analyse d'image de document – Évaluation de performances – XML, La Rochelle 2004, S. 162–168, Abb. 6, S. 168.

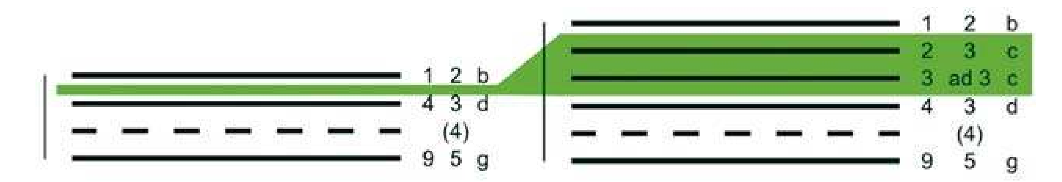
82 Renate Fischer-Lamberg, Der Schluß der Klassischen Walpurgisnacht, in: Beiträge zur Goetheforschung, hrsg. von Ernst Grumach, Berlin 1959 (= Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin. Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Sprache und Literatur 16), S. 279–289, hier: S. 289.

83 Die hier gewählte Form der Visualisierung legt allerdings ein zeitliches Verhältnis der Handschriftengruppe H^{15}, H^{13} und H^{14} im Verhältnis zu H^{18} und H^{17} nahe. Da die beiden Handschriftengruppen aber nicht stemmatisch voneinander abhängen, kann über deren relative Chronologie vorläufig keine sichere Aussage gemacht werden (zu diesem Problem vgl. bereits Fischer-Lamberg, Untersuchungen zur Chronologie von Faust II 2 und 3 [Anm. 26], S. 151). Für die Gruppe V $H^{15}H^{13}H^{14}$ ist der 12. März 1825 ein wahrscheinlicher Terminus post quem und für die Gruppe V $H^{18}H^{17}$ der 25. Februar 1825; es wäre zumindest denkbar, dass die erste Gruppe später entstanden ist als die zweite. Wie diesem Problem bei der Visualisierung Rechnung getragen werden könnte, ist noch offen.

Durch Anwählen eines Balkensegmentes kann sich der Benutzer den entsprechenden Text der jeweiligen Handschrift anzeigen lassen.

Den beiden vorgestellten Visualisierungen der Textgenese ist gemeinsam, dass sie als Bezugssystem die letzte Fassung des Werks und seine Verszählung zugrundelegen, die seit der »Weimarer Ausgabe« als Verweissystem eingeführt ist. Mit ihrer Hilfe lassen sich auch Paralipomena, die keinen Eingang ins Werk gefunden haben, auf das Werk beziehen, sofern sie einen Bezug zu Abschnitten des Werks aufweisen. Diese Einbeziehung wird jedoch desto schwieriger, je weniger konkret die Entsprechungen ausfallen. Nicht einbeziehbar wären Elemente, die zwar zu einem früheren Zeitpunkt der Genese zum Werk gehört haben oder sogar als Bestandteil des Textes vorgesehen waren, in der letzten Fassung aber nicht mehr vorkommen und sich auch nicht in vermittelter oder indirekter Weise auf sie beziehen lassen. Dies ist bei zahlreichen Paralipomena zum ersten Teil der Fall, zum Beispiel bei Paralipomenon 6, das sich keiner der später ausgeführten Szenen eindeutig zuordnen lässt.[84] Verse als Bezugssystem sind auch dann problematisch, wenn, wie etwa beim Übergang der Szene »Auerbachs Keller« vom ›Urfaust‹ zum ›Faust-Fragment‹, eine Szene den Wandel von der Prosa- zur Versform durchläuft.

Nicht nur die Struktur der Texte, sondern auch die der Inskriptionsträger erfährt im Verlauf der Genese Veränderungen. Dieser Prozess ist ebenfalls Gegenstand der genetischen Edition. Abbildung 16 zeigt eine prototypische Visualisierung:



Es handelt sich um eine synoptische Darstellung zweier rekonstruierter Dokumentzustände der Handschrift VH², die die erste zusammenhängende Fassung des fünften Aktes enthält. Der erste, links abgebildete Zustand umfasste vier, der zweite sechs Blätter (das vorletzte Blatt ist

84 Bohnenkamp, »… das Hauptgeschäft nicht außer Augen lassend« (Anm. 8), S. 103.

erschlossen). Alle Blätter tragen mehrere Foliierungen, das erste Blatt z.B. die Foliierungen 1, 2 und b. Die in Abbildung 16 beschriebene Konvolutansicht bildet die Grundlage für die Darstellung eines Zustandes; der Unterschied zwischen den Zuständen ist farblich markiert. Die Ähnlichkeit mit der Textsynopse in Abbildung 13 ist in der Ähnlichkeit der darzustellenden Strukturen begründet. Bei beiden Darstellungen handelt es sich um einen diachronen Vergleich von Sequenzen – in diesem Fall von Sequenzen von Blättern, in jenem von Sequenzen von Zeichen. Zur Repräsentation der rekonstruierten Konvolutzustände selbst wird eine ähnliche Darstellungsweise verwendet wie zur Repräsentation der archivalischen Konvolutzustände.[85]

Eine Abbildung der Werkgenese steht vor dem allgemeinen Problem, dass die Konzeption zu unterschiedlichen Zeiten einen unterschiedlichen Grad der Ausarbeitung besitzt, die von Dispositionsnotizen und ersten Gliederungsentwürfen bis hin zum endgültigen Wortlaut ausgearbeiteter Akte reicht. Die Herausforderung liegt dann darin, vertretbare Hypothesen über die sich wandelnde, zu einem bestimmten Zeitpunkt nicht notwendigerweise lineare Werkgestalt zu bilden, diese formal zu modellieren und in einer Visualisierung Dramenteile unterschiedlichen Ausarbeitungsgrades auf diese Gestalt zu beziehen.

IV. Ausblick

Für die Realisierung der ›Faust‹-Edition ist eine enge Zusammenarbeit zwischen Informatikern und Philologen notwendig. Die editionswissenschaftliche Perspektive bestimmt die Anforderungen an die Edition, welche die in Bucheditionen erreichten Standards berücksichtigen soll, ohne dass aber durch deren Vorbild schon festgelegt wäre, wie den Erwartungen der Nutzer an eine digitale Edition entsprochen wird. Das Ineinandergreifen editorischer, computerphilologischer und informationstechnischer Innovationen bei der Konzipierung und laufenden Entwicklung der Ausgabe ist selbst international derzeit noch unge-

85 Hier besteht die Gefahr, dass die Rekonstruktion nicht als solche erkannt wird. Dasselbe Problem tritt überall auf, wo Sachverhalte und Hypothesen mit den gleichen Mitteln visualisiert werden sollen. Für solche Fälle gilt es, eine möglichst deutliche visuelle Markierung des hypothetischen Status der Präsentation zu entwickeln.

wöhnlich.[86] Für die Arbeitspraxis ergibt sich daraus die Notwendigkeit, die Konzeption der Edition wie auch zentrale Begriffe im Kreis der beteiligten Editoren, Computerphilologen und Informatiker zu klären und die verschiedenen theoretischen Annahmen, die den Terminologien der beteiligten Fachdisziplinen zugrundeliegen, aufeinander abzustimmen und füreinander anschlussfähig zu machen. Eine solche Klärung ist nicht nur Bedingung für die interne Zusammenarbeit, sondern geht in der Form explizit formulierter editorischer Grundbegriffe in die Ausgabe selbst ein und ist eine Voraussetzung für die formale Modellierung, die für die Abbildung fachlicher Belange bei der Entwicklung von Software notwendig ist.

Für die untersten Schichten des Modells, Konzeption und Kodierung, und für die oberste Schicht, die Visualisierung, werden die von ihnen zu erfüllenden Anforderungen zunächst vom philologischen Gesichtspunkt her formuliert und betrachtet, wobei die Übersetzbarkeit in ein formalisiertes Modell und die informationstechnische Umsetzbarkeit stets zu berücksichtigen sind. Für die dazwischen liegenden, vermittelnden Schichten ist hingegen in erster Linie der formal-technische Gesichtspunkt maßgeblich, der aber die philologischen Anforderungen stets im Auge behalten muss. Eine Edition, die sowohl auf editorische wie auf technische Qualität Ansprüche erhebt, kann auf eine Arbeitsteilung zwischen Philologen, Computerphilologen und Informatikern nicht verzichten. Wegen der Interdependenz philologischer und informatischer Gesichtspunkte setzt diese Arbeitsteilung jedoch auf allen Seiten eine intensive Beschäftigung mit dem jeweils anderen Fachgebiet voraus. Trifft der Philologe auf der Ebene der XML-Kodierung eine Aussage und möchte er dem Nutzer diese auf der Ebene der Visualisierung kommuniziert wissen, so muss er den Weg verstehen, den die Information durch die aufeinanderfolgenden Schichten durchläuft. Der Informatiker hingegen muss nicht nur über ausreichende Kenntnisse

86 Unter den Vorbildern sind zu nennen die Hyper-Nietzsche-Edition von Paolo D'Iorio und seinen Mitarbeitern (http://www.hypernietzsche.org/surf_page.php?type=scholarly, Zugriff: 23.4.2012), die bereits genannten Projekte des Walt Whitman-Archive und der van Gogh-Briefedition, Dirk van Hulles und Mark Nixons Samuel Beckett Digital Manuscript Project (http://www.beckettarchive.org/) sowie die von Joachim Veit und Peter Stadler herausgegebene Digitale Edition der Carl-Maria-von-Weber-Gesamtausgabe (http://www.weber-gesamtausgabe.de).

der philologischen Dimension verfügen, um den Gegenstand korrekt zu formalisieren, er muss auch ausgehend vom Gegenstand auf neuartige Möglichkeiten und Darstellungsformen im elektronischen Medium hinweisen, für das er innerhalb dieser Kooperation der ausgewiesene Experte ist. Aufgabe des Computerphilologen ist es in diesem Zusammenhang, fachwissenschaftliche Ansprüche, Umgangsweisen und Konzepte soweit zu formalisieren, dass sie für Informatiker handhabbar werden, etwa durch die Entwicklung einschlägiger Schemata u. a. m. Die Zusammenarbeit erstreckt sich auch auf die Anwendungsspezifikation des Auszeichnungsinventars und dessen Weiterentwicklung unter Wahrung der bestehenden Auszeichnungskonventionen sowie auf die Entwicklung und Realisierung des Datenmodells. Für die praktische Arbeit an der Edition ist diese transdisziplinäre Zusammenarbeit zentral.

Die ›Faust‹-Edition zielt auf die Erfüllung eines philologischen Desiderats, das seit einem halben Jahrhundert immer wieder angemeldet worden ist. Ausgehend von den verfügbaren editionsphilologischen und informatischen Vorarbeiten entwickelt sie neue Instrumente, die zur adäquaten Lösung dieser Aufgabe erforderlich sind. Dass in allen Bereichen wegen ihrer engen wechselseitigen Verknüpfung viele Probleme gleichzeitig und in enger Kooperation und gegenseitiger Abhängigkeit von Philologen und Informatikern in Angriff genommen werden müssen, endgültige oder auch nur befriedigende Lösungen aber erst nach einem langwierigen Prozess des Suchens und Testens gefunden werden können, stellt eine Herausforderung für das ganze Unternehmen dar und rückt die ›Faust‹-Edition in den Bereich der besonders risikoreichen und innovativen Forschungen.[87]

87 Vgl. Regina von Görtz, Dorothea Jansen, Richard Heidler, Chancen für neue Forschungslinien? Leistungsorientierte Mittelvergabe und »ergebnisoffene Forschung«, in: Beiträge zur Hochschulforschung 32 (2010), H. 2, S. 8–32, hier: S. 12 f.; Gemeinsame Wissenschaftskonferenz (GWK), Pakt für Forschung und Innovation Monitoring-Bericht 2011, Bonn 2011 (Materialien der GWK 23), S. 24. – Eine frühere Fassung dieses Werkstattberichts wurde am 19. Februar 2010 auf der 13. Internationalen Tagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition in Frankfurt am Main vorgestellt.

Annika Rockenberger und Per Röcken

»der ganze Schmutz zugleich und Glanz meiner Seele«

Eine analytische Mikrostudie zur Methodik neugermanistischer Textkritik

I. Vorbemerkungen

Die gegenwärtige Praxis der neugermanistischen Editionsphilologie zielt vor allem auf ein Bewahren der »Faktizität der Texte«[1] ab, auf die *Sicherung des Gegebenen*. Einhergehend mit dem »Schwinden«[2] textkritischer Prüfung und Bearbeitung der Überlieferung entstanden und entstehen zumindest auf dem ›kritischen‹ oder ›historisch-kritischen‹ Anspruchsniveau seit Mitte des 20. Jahrhunderts vornehmlich Editionen des bibliographisch-reproduktiven, des historisch-dokumentarischen sowie des textdynamischen Typs.[3] In zunehmendem Maße überwog

1 Herbert Kraft, Die Aufgaben der Editionsphilologie, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 101 (1982), Sonderheft, S. 4–12, hier: S. 5.

2 So Rüdiger Nutt-Kofoth, Vom Schwinden der neugermanistischen Textkritik. Zu Geschichte, Gegenwart und Zukunft eines editorischen Zentralbegriffs, in: editio 18 (2004), S. 38–55; zur aktuellen Diskussion vgl. auch die Beiträge in: Was ist Textkritik? Zur Geschichte und Relevanz eines Zentralbegriffs der Editionswissenschaft, hrsg. von Gertraud Mitterauer, Ulrich Müller und Margarete Springeth, Berlin und New York 2009.

3 Vgl. Annika Rockenberger, Sebastian Brants ›Narrenschiff‹. Kritische Würdigung vorliegender Editionen und prinzipielle Überlegungen zu einer Neu-Edition, in: editio 25 (2011), S. 42–73, hier: S. 61: Mit ›bibliographisch-reproduktiv‹ ist gemeint, dass das Hauptziel der Edition die Reproduktion der in Gestalt eines konkreten Dokuments überlieferten Informationen durch Ab- oder Nachbildung (Faksimile, Transkription) ist; mit ›historisch-dokumentarisch‹ ist gemeint: es geht primär um die Rekonstruktion *einer* adäquaten – autorisierten bzw. authentischen – Realisation des Werkes anhand der auf einem einzigen historischen Dokument überlieferten Informationen, bei *allenfalls punktuellen* ›kritischen‹ Eingriffen; ›textdynamische‹ Editionen verfolgen demgegenüber schwerpunktmäßig das Ziel

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-003

hier das historische Moment gegenüber dem kritischen und der ehedem »gewichtigste[] Aufgabenteil bei der wissenschaftlichen Textherausgabe«[4] verlor im theoretisch-programmatischen Diskurs an Bedeutung – eine fachgeschichtliche Tatsache, die sich auch mit terminologischen Umdeutungen, namentlich einem weiter gefassten Begriff von Textkritik, schwerlich kaschieren lässt.[5]

Dessen ungeachtet blieb nach dem Selbstverständnis der etablierten Editionsphilologie eine – wenn nicht *die* – zentrale Aufgabe editorischen Handelns (zumal auf dem vermeintlich niederen Anspruchsniveau von Studien- und Leseausgaben) die »Ermittlung und Präsentation des authentischen Wortlauts«.[6] Tatsächlich ist davon auszugehen, dass das Gros der Leser und Editionsbenutzer nach wie vor ein ausgeprägtes Interesse an einer nach wissenschaftlichen Prinzipien textkritisch konstituierten, ›authentischen‹, »unverfälscht[en]«[7] – und *a fortiori* dem Willen des Autors entsprechenden[8] – Werkrepräsentation hat.

einer Dokumentation und integrativen Darstellung aller (oder: besonders ›relevanter‹) zu einem Werk überlieferten Realisationen, wobei auf die Konstitution eines exponierten Bezugstextes und Texteingriffe in aller Regel verzichtet wird.

4 So Rüdiger Nutt-Kofoth, Textkritik und Textbearbeitung: Editionsphilologie, in: Handbuch Literaturwissenschaft, hrsg. von Thomas Anz, Bd. 2: Methoden und Theorien, Stuttgart und Weimar 2007, S. 1–27, hier: S. 2.

5 Vgl. den entsprechenden Vorstoß bei Gunter Martens, Vom kritischen Geschäft des Editionsphilologen. Thesen zu einem weiter gefassten Begriff der Textkritik, in: editio 19 (2005), S. 10–22. – Eine andere Strategie verfolgt demgegenüber Roland Reuß, der schlicht den normativ-literaturtheoretisch begründeten Verzicht auf jedwede Textkritik (im herkömmlichen Sinne) als eigentlich angemessene (und nun angeblich tatsächlich ›kritische‹) Form der ›Textkritik‹ charakterisiert; vgl. Roland Reuß, Notizen zum Grundriß der Textkritik, in: Modern Language Notes 117 (2002), H. 3, S. 584–589 sowie (exemplarisch) ders., Gerafft. Notiz zur Geschichte einer Konjektur in Kleists Erzählung »Das Bettelweib von Locarno« (1811), in: Brandenburger Kleist-Blätter 10 (1997), S. 3–8 bzw. die unten Anm. 16 genannten Beiträge; vgl. auch die in eine ähnliche Richtung weisenden Überlegungen bei Gunter Martens, »Historisch«, »kritisch« und die Rolle des Herausgebers bei der Textkonstitution, in: editio 5 (1991), S. 12–27, hier: S. 19 f.

6 Anne Bohnenkamp, Textkritik und Textedition, in: Grundzüge der Literaturwissenschaft, hrsg. von Heinz Ludwig Arnold und Heinrich Detering, München [7]2005, S. 179–203, hier: S. 179.

7 Winfried Woesler, Entstehung und Emendation von Textfehlern, in: editio 5 (1991), S. 55–75, hier: S. 55.

8 Vgl. Wilhelm G. Jacobs, Das Maß der Textkritik – der Autorwille, in: editio 18 (2004), S. 19–27.

Dazu passt, dass im Rahmen aktueller Publikationen zur »Methodenpolitik der Philologie« gerade anhand *textkritischer* Kategorien wie Konjektur, Emendation und Krux eine neuerliche Reflexion der epistemologischen Grundlagen, der gegenstandstheoretischen und terminologischen Selbstverpflichtungen sowie der Verfahrensweisen editorischer Praxis eingefordert wird.[9] Generell lässt sich sagen: An grundsätzlichen, programmatischen, theoretisch ambitionierten Beiträgen zum Status der Textkritik fehlt es nicht.

Kaum bekannt und erst in Ansätzen untersucht ist demgegenüber, wie die hier einschlägigen normativen Ansprüche *praktisch* umgesetzt werden: Wie genau verfährt eigentlich derjenige, der im Zuge von *recensio* und *examinatio* aufgrund spezifischen Kontextwissens – etwa zu zeitgenössischen sprachlichen Regelsystemen, zu Regularitäten im Sprachgebrauch des Autors, zum Verlags- und Druckwesen der Zeit – oder aufgrund eines Vergleichs verschiedener Texte (Fassungen eines Werks, Quellen usw.) (1) eine potentielle *Anomalie* im Textgefüge detektiert und diese sodann (2) – jeweils begründet und orientiert an fachinternen Standards – (a) zu beheben versucht oder (b) auf einen textkritischen Eingriff verzichtet. Was sind die leitenden Prinzipien solcher Entscheidungen? Wie werden diese und jene jeweils begründet? Was sind die hier einschlägigen Beweismittel und Argumentformen?[10]

Antworten auf derlei Fragen sind u.E. am ehesten zu erwarten ausgehend von einer Analyse (kontroverser) *paradigmatischer Anwendungsfälle*.[11] Gerade in der jüngeren editorischen Grundsatzdebatte

9 Vgl. Kai Bremer und Uwe Wirth, Die philologische Frage. Kulturwissenschaftliche Perspektiven auf die Theoriegeschichte der Philologie, in: Texte zur modernen Philologie, hrsg. von K.B. und U. W., Stuttgart 2010 (= Universal-Bibliothek 18724), S.7–47; Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth und Irmgard M. Wirtz, Göttingen 2010 sowie Per Röcken, [Rezension zu ›Konjektur und Krux‹], in: editio 25 (2011), S.225–230.

10 Der beste uns bekannte Überblick zum Thema stammt von Hermann Paul, Methodenlehre, in: Grundriss der Germanischen Philologie, hrsg. von H.P., 2., verb. und verm. Aufl., Straßburg 1901, S.184–196 (Abschnitt 3: Textkritik).

11 Vgl. ähnlich bereits Hans Zeller, Befund und Deutung. Interpretation und Dokumentation als Ziel und Methode der Edition, in: Texte und Varianten. Probleme ihrer Edition und Interpretation, hrsg. von Gunter Martens und H.Z., München 1971, S.45–89, hier: S.64–70, der von »[i]nstruktive[n] Beispiele[n]« (S.64) spricht.

wurde auf derlei »Topoi fraglicher Lesungen«[12] vermehrt Bezug genommen. Als *loci classici* können hier gelten:[13] (1) »Mein Leid [Lied] ertönt der unbekannten Menge,« (Vers 21 der ›Zueignung‹ in Goethes ›Faust‹);[14] (2) »Die Comturei mit Thurm und Chor [Thor] / Ragt' bleich [Ragt weiß] im Mondenglanz empor.« (Vers 33 in Conrad Ferdinand Meyers Ballade ›Der Rappe des Comturs‹);[15] (3) »Diener [...], welche unten wachten und alles, was oben benötigt wurde, in eigens konstruierten Gefäßen hinauf- und hinab[ge]zogen« (ein Satz in Franz Kafkas Erzählung ›Erstes Leid‹).[16] Weiteres Anschauungsmaterial für die Analyse textkritischer Praxis könnte etwa der seit 1978 erscheinenden historisch-kritischen Ausgabe der Werke und Briefe Adalbert Stifters[17] und vor allem den Editionsberichten der seit 2000 erscheinenden Marburger Büchner-Ausgabe[18] entnommen werden, da hier explizite, zu-

12 Klaus Hurlebusch, Steckt für Quellen- und Editionsphilologen der liebe Gott im Detail? Über eine Detailwissenschaft par excellence und ihr kulturwissenschaftliches Reflexionspotential, in: editio 25 (2011), S. 1–31, hier: S. 11 (auch der hier erörterte Fall wird von Hurlebusch genannt).

13 Vgl. auch Bodo Plachta, Editionswissenschaft. Eine Einführung in Methode und Praxis der Edition neuerer Texte, Stuttgart ²2006 (= Universal-Bibliothek 17603), S. 90–98.

14 Vgl. Rüdiger Nutt-Kofoth, »Leid« oder »Lied« oder Was ist Goethes ›Faust‹?, in: Jahrb. FDH (2009), S. 147–158.

15 Vgl. Rüdiger Nutt-Kofoth, Meyer-Editionen, in: Editionen zu deutschsprachigen Autoren als Spiegel der Editionsgeschichte, hrsg. von R. N.-K. und Bodo Plachta, Tübingen 2005, S. 361–387 (= Bausteine zur Geschichte der Edition 2), hier: S. 368–370 sowie ders., Textgenese und Textkritik. Zur Relevanz konjekturaler Verfahren bei der Repräsentation von Textentwicklung und Schreibprozess – mit einer terminologischen Perspektive, in: Konjektur und Krux (Anm. 9), S. 207–220, bes. S. 211–217.

16 Georg Büchner, Sämtliche Werke und Schriften. Historisch-kritische Ausgabe mit Quellendokumentation und Kommentar, hrsg. von Burghard Dedner, mitbegründet von Thomas Michael Mayer, Darmstadt 2000 ff., hier z. B. Bd. 4 (2007), S. 340–346; Bd. 5 (2001), S. 166–198; Bd. 6 (2003), S. 266–332 oder Bd. 7,2 (2005), S. 215–229.

17 Vgl. die kontroversen Beiträge Roland Reuß, Franz Kafka: »Erstes Leid«. Notizen zu einem Problem der Textkritik, in: Text. Kritische Beiträge 1 (1995), S. 11–20; Friedrich Jakob, Noch einmal: Franz Kafkas »Erstes Leid«, in: Text. Kritische Beiträge 2 (1996), S. 137–138 sowie Roland Reuß, Franz Kafka: »Erstes Leid«. Replik auf Friedrich Jakob, in: ebd., S. 139–141.

18 Adalbert Stifter, Werke und Briefe. Historisch-kritische Gesamtausgabe, hrsg. von Alfred Doppler und Wolfgang Frühwald, Stuttgart 1978 ff., hier z. B. Bd. 5,4

weilen ausführliche – auf Transparenz und intersubjektive Nachvollziehbarkeit abzielende – Hinweise zur Begründung editorischer Texteingriffe gegeben werden. Als in diesem Sinne paradigmatisch soll auch der im Folgenden en détail untersuchte textkritische Streitfall – die vielleicht berühmteste Debatte über Kleist im 20. Jahrhundert[19] – betrachtet werden.

In gewisser Weise reagieren wir mit diesem Beitrag – dies sei noch vorausgeschickt – auf jüngst erhobene Forderungen nach einer »wissenschaftstheoretisch und wissenschaftsgeschichtlich geschulten Philosophie der Philologie«[20] und wollen *praktisch veranschaulichen*, warum und inwiefern eine *analytische* Philosophie hier der aussichtsreichste Kandidat sein könnte: Unsere »Zugriffsweise«[21] wird dabei empirisch-*deskriptiv*[22] und *argumentationsanalytisch* sein, schließt aber – zumindest andeutungsweise – eine konstruktive Kritik terminologischer und sachlicher Konfusionen nicht aus. Primär freilich geht es uns darum, anhand eines konkreten Anwendungsfalls möglichst *sachnah* zu rekonstruieren (zu beobachten und zutreffend zu beschreiben), wie genau philologische Textkritik betrieben wird.[23] Wir hoffen damit einen Bei-

(1998), S. 11–18; vgl. auch Johannes John, »die wirkliche Wirklichkeit derselben …« – Zur Problematik und Praxis der Emendationen in Adalbert Stifters Erzählung ›Nachkommenschaften‹, in: Jahrbuch der Jean-Paul-Gesellschaft 41 (2006), S. 205–220.

19 So Zachary Sng, The Rhetoric of Error from Locke to Kleist, Stanford, California 2010, S. 138: »the most famous debate about Kleist in the twentieth century«.

20 Kai Bremer und Uwe Wirth, Konjektur und Krux. Methodentheoretische und begriffsgeschichtliche Vorüberlegungen, in: Konjektur und Krux (Anm. 9), S. 13–33, hier: S. 33.

21 Vgl. Dagfinn Føllesdal, Was ist analytische Philosophie?, in: Analyomen. Proceedings of the 2nd Conference ›Perspectives in Analytical Philosophy‹, hrsg. von Georg Meggle, Bd. 1: Logic, Epistemology, Philosophy of Science, Berlin und New York 1997 (= Perspektiven der analytischen Philosophie 16/1), S. 15–27.

22 Vgl. instruktiv Axel Spree, Kritik der Interpretation. Analytische Untersuchungen zu interpretationskritischen Literaturtheorien, Paderborn 1995, S. 15–22 und 29–32.

23 Anders gesagt: Wir bewegen uns auf einer *Meta*-Ebene und es geht uns um eine *Beobachtung zweiter Ordnung*; vgl. dazu nur Niklas Luhmann, Die Wissenschaft der Gesellschaft, Frankfurt am Main 1990, S. 87. – Neben der Untersuchung vergangener und gegenwärtiger Praxis textkritischer Argumentation scheinen, nebenbei bemerkt, auch Studien zur Theorie- und Methodengeschichte der Textkritik durchaus Anhaltspunkte für eine methodologische Rekonstruktion zu

trag zu leisten zur *Klärung* und ›übersichtlichen Darstellung‹[24] eines hochgradig spezialisierten Teilbereichs eines Teilbereichs philologischer Praxis. Möglicherweise ergeben sich daraus dann – im Sinne einer ›therapeutischen‹ Perspektive[25] – erste Ansätze dafür, textkritische Urteile (und die sich an diesen entzündenden Kontroversen) besser nachvollziehen und kritisch evaluieren zu können.

Um die textkritischen Urteilen, Entscheidungen und Handlungen (Tun *und* Unterlassen) zugrunde liegenden Zielsetzungen, Prinzipien, Prämissen, Daten und Begründungsstrategien zu rekonstruieren, greifen wir dabei auf beschreibende »ad-hoc-Methoden«[26] und – wo zweckmäßig – auf ein basales Instrumentarium von (induktiver) Logik[27] und Argumentationstheorie zurück. ›Argumentationstheorie‹ ist hier allerdings in einem denkbar weiten und anspruchslosen Sinne zu verstehen. Argumentation ist ein (sprachlich realisiertes) Instrument theoretischer und praktischer Rationalität: Wer argumentiert, gibt *Gründe* für die Wahrheit einer These oder die Richtigkeit bzw. Angemessenheit einer Handlung an. Was den Ausdruck ›Argument‹ betrifft, so ist damit – grob gesagt – ein System von Sätzen gemeint, die auf eine bestimmte Weise miteinander verbunden sind: »In Argumenten kommen Sätze mit Sätzen zusammen, wobei einige dieser Sätze die Funktion

bieten; vgl. etwa Klara Vanek, ›Ars corrigendi‹ in der Frühen Neuzeit. Studien zur Geschichte der Textkritik, Berlin und New York 2007 (= Historia Hermeneutica. Series Studia 4), bes. Kap. 3 und 5 und die Rezension von Per Röcken, in: editio 21 (2007), S. 219–223 sowie G. Thomas Tanselle, Classical, Biblical, and Medieval Textual Criticism and Modern Editing, in: Studies in Bibliography 36 (1983), S. 21–68.

24 Ludwig Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, § 122, in: ders., Werkausgabe, Bd. 1, Frankfurt am Main 1984, S. 302. Vgl. auch Peter Hacker, Übersichtlichkeit und Übersichtliche Darstellung, in: Deutsche Zeitschrift für Philosophie 52 (2004), S. 405–420.

25 Vgl. Wittgenstein, Philosophische Untersuchungen, §§133, 255 (wie Anm. 24, S. 305, 360); Werner Strube, Analytische Philosophie der Literaturwissenschaft. Definition, Klassifikation, Interpretation, Bewertung, Paderborn 1993, S. 10 f. sowie Axel Spree, Drei Wege der Analytischen Literaturwissenschaft, in: Journal of Literary Theory 1 (2007), S. 111–133, hier: S. 120 f.

26 Vgl. Werner Strube, Analyse der Textinterpretation, in: Dilthey-Jahrbuch 5 (1988), S. 141–163, hier: S. 143.

27 Vgl. zur Orientierung nur Wesley C. Salmon, Logik, Stuttgart 1983, Kap. 3 sowie Klaus Beyer, Argument und Argumentation. Logische Grundlagen der Argumentationsanalyse, Opladen ²2007, Kap. 2.4.

haben, andere Sätze zu begründen.«[28] Argumente zielen (einzeln oder in komplexeren Strukturen) typischerweise darauf ab, zu zeigen (und andere davon zu überzeugen), dass eine vertretene Position *rational* akzeptabel ist.

Mit dem *argumentationsanalytischen* Fokus und der Annahme, textkritische Urteile seien an das *vernünftige* Abwägen von Gründen gekoppelt, ist freilich der Rahmen eines reinen Deskriptivismus überschritten und ein *analytisch*-normatives – nota bene: kein *präskriptives*[29] – Moment in die Untersuchung eingeführt. Damit ist gemeint: (1) Wir gehen davon aus, dass textkritische Praxis sich präsumtiv *als* rational – sozusagen im heuristischen Scheinwerferlicht minimaler Rationalitätsannahmen – und argumentativ *rekonstruieren* lässt.[30] (2) Das editorische *iudicium* ist nach unserer Einschätzung ein (satzförmiges) evaluativ-klassifikatorisches Urteil über relationale Eigenschaften (bzw. ›Qualitäten‹) eines sprachlichen Sachverhalts, das kriteriengeleitet begründet werden kann.[31] Wenngleich einige der hierbei angeführten Argumente das *Verstehen* textueller Daten voraussetzen oder – wie sich im Folgenden zeigen wird – faktisch mehr oder minder voraussetzungsreiche Interpretationsaussagen sind, vertreten wir die Auffassung, dass Textkritik treffend als beschreibende, analytische,

28 Thomas Gil, Argumentationen. Der kontextbezogene Gebrauch von Argumenten, Berlin 2005, S. 11; vgl. auch Salmon, Logik (Anm. 27), S. 7–19 sowie zur weiteren Orientierung Marcel Eggler, Argumentationsanalyse textlinguistisch, Tübingen 2006, Kap. 2.

29 D. h. es geht uns *nicht* darum, methodologische Anweisungen und Vorschriften für die künftige Praxis neugermanistischer Textkritik zu formulieren; zur Unterscheidung von ›normativ‹ und ›präskriptiv‹ vgl. auch Roland Burkholz, Problemlösende Argumentketten. Ein Modell der Forschung, Weilerswist 2008, S. 12.

30 Es geht uns also nicht um eine ›rationale Rekonstruktion‹ sondern um eine ›Direktinterpretation‹ textkritischer Praxis; vgl. zu dieser Unterscheidung Axel Bühler, Nutzen und methodische Eigenheiten rationaler Rekonstruktionen im Rahmen ideengeschichtlicher Untersuchungen, in: Internationale Zeitschrift für Philosophie 1 (2002), S. 117–126, hier: S. 124–126.

31 *Handlungsrelevant* wird das textkritische Urteil, nebenbei bemerkt, erst in Verbindung mit normativen Festlegungen des jeweiligen Editionskonzepts, also z. B. der Forderung, ›Textfehler‹ bei der Textkonstitution zu ›heilen‹; vgl. die entsprechende »Ausführungsbestimmung« bei Zeller, Befund und Deutung (Anm. 11), S. 70.

beurteilende Tätigkeit charakterisiert ist – und nicht etwa als ›interpretatorische‹ oder ›subjektiv deutende‹.[32] (3) Als (im weitesten Sinne) *wissenschaftliche* Praxis, die *auf epistemisch gerechtfertigte Weise* Aussagen mit einem allgemeinen, intersubjektiven Geltungsanspruch hervorzubringen beansprucht und nicht etwa beliebig nach subjektiven Präferenzen und persönlichem Gutdünken oder aufgrund nicht eigens hinterfragter editorischer Dogmen vorgeht, ist Textkritik zumindest auf formale (wissenschaftsethische) Mindeststandards verpflichtet.[33]

II. »Schmutz« vs. »Schmerz« (Schütz vs. Tieck)

Zunächst zur Überlieferungssituation: Von einem vermutlich im Spätherbst 1807 in Dresden – kurz nach Fertigstellung des Stückes *Penthesilea*, von dem im Text ebenso wie von dessen Titelfigur die Rede ist – geschriebenen Brief Heinrich von Kleists existiert weder ein Autograph (Sigle [H]), noch ein irgendwie *autorisiertes* Apograph. Adressatin des

32 So auch Burghard Dedner, Die Ordnung editorischer Darstellungen. Ein Vorschlag, in: editio 22 (2008), S. 60–89, hier: S. 64 f. – Wir können an dieser Stelle nicht auf die diffuse Debatte zum methodologischen Status interpretatorischer bzw. deutender Anteile editorischer Praxis eingehen; das bunte terminologische Durcheinander und eine Reihe unbemerkter Äquivokationen hinsichtlich der hier zentralen (vagen und mehrdeutigen) Begriffe ›Interpretation‹ und ›Deutung‹ sind zu bestaunen bei Jens Stüben, Edition und Interpretation, in: Text und Edition. Positionen und Perspektiven, hrsg. von Rüdiger Nutt-Kofoth, Bodo Plachta, H. T. M. van Vliet und Hermann Zwerschina, Berlin 2000, S. 263–302. Leider unterlässt Stüben es, verschiedene Verwendungsweisen des Ausdrucks ›Interpretation‹ zu differenzieren oder eine allgemeine Explikation anzugeben; vgl. zu diesem Punkt auch Hans-Harald Müller, Wissenschaftsgeschichte und neugermanistische Editionsphilologie, in: editio 23 (2009), S. 1–13, hier: S. 9 f.; zum breiten Spektrum der mit dem Ausdruck bezeichneten Sachverhalte vgl. Axel Bühler, Die Vielfalt des Interpretierens, in: Analyse & Kritik 21 (1999), S. 117–137. Es ist generell wichtig zu sehen, dass das *Verstehen* einer sprachlichen Einheit nicht mit deren *Interpretation* identisch ist; vgl. dazu nur Oliver Robert Scholz, Die Idee einer allgemeinen Hermeneutik – Vergangenheit und Zukunft, in: Les herméneutiques au seuil du XXIème siecle. Évolution et débat actuel, hrsg. von Ada Neschke-Hentschke, Paris 2004, S. 141–169, hier: S. 146–150.

33 Vgl. nur Tilmann Köppe, Konturen einer analytischen Literaturtheorie, in: Derrida und danach? Literaturtheoretische Diskurse der Gegenwart, hrsg. von Gregor Thuswaldner, Wiesbaden 2008, S. 67–83, bes. S. 70–79.

erstmals 1821 von Ludwig Tieck in seiner Nachlassausgabe (Sigle d)[34] publizierten Briefauszugs ist – die von diesem noch diskret anonymisierend als »geistreiche[] Verwandtinn« (S. XI) bezeichnete – Marie von Kleist. In deren Auftrag fertigte Wilhelm von Schütz[35] für die von Tieck geplante Ausgabe eine Abschrift ausgewählter Auszüge der an sie gerichteten Briefe an.[36] Zu beachten ist, dass es hierbei primär um die Übermittlung »biographischer, nicht jedoch textueller Informationen«[37] ging (nämlich darum, Tieck Daten für dessen biographische Einleitung zu liefern). Über die genauen Modalitäten der – vermutlich in der ersten Jahreshälfte 1817 erfolgten – Abfassung dieses Manuskripts (Sigle h),[38] das wohl von der Auftraggeberin selbst korrigierend und zensurierend überarbeitet sowie jedenfalls in seiner spezifischen Zusammenstellung lizensiert wurde – wobei unklar bleibt, welchen Einfluss der Abschreiber auf Auswahl und Redaktion des Materials hatte –, ist nichts bekannt, insbesondere ist unklar, ob Schütz unmittelbar auf Handschrif-

34 Heinrich von Kleists hinterlassene Schriften, hrsg. von L. Tieck, Berlin 1821, S. XV f.

35 Schütz (1776–1847), selbst Schriftsteller und Dramatiker, war zwischen 1814 und 1819 enger Mitarbeiter Tiecks. – Vgl. Klaus Kanzog, Edition und Engagement. 150 Jahre Editionsgeschichte der Werke und Briefe Heinrich von Kleists, 2 Bde., Berlin und New York 1979 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker), Bd. 2, S. 20 sowie die Biographie: Helmut Sembdner, Schütz-Lacrimas. Das Leben des Romantikerfreundes, Poeten und Literaturkritikers Wilhelm von Schütz (1776–1847). Mit unbekannten Briefen und Kleist-Rezensionen, Berlin 1974.

36 Vgl. hierzu überblickshaft Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 4: Briefe von und an Heinrich von Kleist 1793–1811, hrsg. von Klaus Müller-Salget und Ilse-Marie Barth, Frankfurt am Main 1997, S. 559–563, 903–909 und 1207 f. (im Folgenden zitiert als DKV 1997).

37 Peter Staengle, Kleist – in der Hand von Wilhelm von Schütz, in: Berliner Kleist-Blätter 2 (1989), S. 21–30, hier: S. 27.

38 Zum Folgenden vgl. ausführlich Staengle, Kleist (Anm. 37). – Das erst 1923 wieder aufgefundene Konvolut, derzeit aufbewahrt in der Staatsbibliothek Berlin – Stiftung Preußischer Kulturbesitz, Signatur: Ms. Germ. oct. 816, wurde 1936 von Georg Minde-Pouet erstmals faksimiliert und liegt inzwischen neuerlich als von Peter Staengle um eine zeichengenaue Transkription ergänztes Faksimile vor; abgedruckt in Berliner Kleist-Blätter 2 (1989), S. 32–73; vgl. auch Klaus und Eva Kanzog, Die Kleist-Aufzeichnungen von Wilhelm Schütz. Mit zwei bisher nicht entzifferten Briefstellen, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 13 (1969), S. 42–46.

ten Kleists zurückgreifen konnte, diese mittelbar nach (nicht überlieferten) Abschriften Maries von Kleist oder nach Diktat kopierte. Die stemmatischen Verhältnisse lassen sich demnach folgendermaßen wiedergeben:

$$[H] \rightarrow ?([h_{MvK}] \rightarrow)\ h_{WvS} \rightarrow d$$

D.h. der nicht autorisierte postume Druck d hatte die nicht von Kleist autorisierte Handschrift h zur Vor- und Grundlage, welche ihrerseits – mittelbar oder unmittelbar – auf eine nicht erhaltene Kleist-Handschrift zurückgeht.

Nun zum Gegenstand der textkritischen Kontroverse: In p. 6^v,9–13 von h findet sich (in der Transkription Staengles, S. 48/49) folgende Formulierung:

> Unbeschreiblich rührend ist mir alles, was Sie
> mir über die Penthesilea schreiben. Es ist
> wahr, mein innerstes Wesen liegt darin,
> und Sie haben es wie eine Seherin aufge
> faßt: der ganze Schmutz zugleich und Glanz
> meiner Seele. […]

In den Zeichenbestand dieses Textzeugen griff nun Tieck als Herausgeber von d nicht nur Orthographie und Interpunktion zeitgenössisch normalisierend, sondern an zwei Stellen auch substantiell verändernd ein: 6^v,10 schreiben h | schrieben d sowie (und das ist der hier interessierende Kasus) 6^v,13 Schmutz h | Schmerz d. – Erst aufgrund eines *Vergleichs* der überlieferten Texte ließen sich Unterschiede nachweisen, die zu erklären waren und über deren Status textkritisch zu urteilen war (und ist).

Die gegenüber h eingeführte Überlieferungsvariante »Schmerz« wurde in den auf d folgenden Ausgaben der Briefe nicht beanstandet[39]

39 Dies trifft nicht nur auf die Ausgabe von Erich Schmidt (Bd. 5, 1905, S. 358) zu, sondern selbst noch für die *nach* Auffinden des Schütz'schen Manuskripts erschienene, von Georg Minde-Pouet bearbeitete Zweitauflage der Schmidt'schen Edition: Heinrich von Kleists Werke, im Verein mit Georg Minde-Pouet und Reinhold Steig hrsg. von Erich Schmidt, neu durchgesehen und erweitert von Georg Minde-Pouet, Bd. 2, Leipzig ²1936, S. 188.

und erstmals 1957 von Helmut Sembdner in der von ihm herausgegebenen Werkausgabe – als »eine typische Tiecksche Retusche«[40] – nach h restituiert. Nun ist diese Entscheidung nicht unwidersprochen geblieben, sondern hat, nicht zuletzt da es sich um eine der seltenen, von der Forschung als interpretatorischer Fingerzeig dankbar aufgegriffenen Selbstdeutungen Kleists zu seinem Drama handelt, eine kontroverse Auseinandersetzung um die adäquate Textkonstitution (und deren Maßstab) ausgelöst, in der entweder versucht wurde, (a) die grundsätzliche Absurdität der Antithese »Schmutz und Glanz« bzw. der Kleist (bzw. überhaupt einem Sprachbenutzer der Zeit um 1800) nicht zuzutrauenden Metapher »Schmutz […] meiner Seele« zu demonstrieren[41] und Schütz einen Abschreibefehler nachzuweisen, der rechtfertige, auf die als geglückt beurteilte Tieck'sche ›Konjektur‹ zurückzugreifen und damit eine Restitution des vom Autor intendierten (bzw. des vom Autor wahrscheinlich geschriebenen) Wortlauts oder wenigstens eine plausible Annäherung an diesen zu leisten, oder (b) unter Hinweis auf einen mutmaßlichen Herausgebereingriff Tiecks und das zuverlässige Zeugnis der Abschrift h die Dokumentation eines autornahen »Stellvertreters«[42] anzustreben. In einem Fall (a) wird auf das inhaltlich-semantische Kriterium der (Un-)Vereinbarkeit einer Lesart mit dem Sprachgebrauch des Autors (dem ›ihm Gemäßen‹) abgehoben, im anderen Fall (b) auf das (formale) Kriterium des Überlieferungsvorgangs: ›Autornähe‹ als textkritischer Beurteilungsmaßstab ist

40 Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke und Briefe, 2 Bde., hrsg. von Helmut Sembdner, München ²1961, Bd. 2, S. 797, mit Anm. S. 987 (im Folgenden zitiert als SW 1961); vgl. auch Heinrich von Kleist, Geschichte meiner Seele. Ideenmagazin. Das Lebenszeugnis der Briefe, hrsg. von Helmut Sembdner, Bremen 1959, S. 328, Nr. 119 mit Anm. (S. 414): »Das einwandfrei lesbare Wort ›Schmutz‹ wurde von Tieck und den späteren Herausgebern unberechtigt in ›Schmerz‹ emendiert.«

41 Vgl. nur Walter Müller-Seidel, Kleists Aktualität. Eine einführende Betrachtung, in: Kleists Aktualität. Neue Aufsätze und Essays 1966–1978, hrsg. von W. M.-S., Darmstadt 1981, S. 1–23, hier: S. 8, der sich fragt, »ob eine Verbindung von Schmutz und Seele in der genitivischen Form wie hier überhaupt denkbar ist – in Hinsicht auf den Wortgebrauch Kleists wie auf den Wortgebrauch der Zeit«.

42 Vgl. Siegfried Scheibe, Zu einigen Grundprinzipien einer historisch-kritischen Ausgabe, in: Texte und Varianten (Anm. 11), S. 1–44, hier: S. 29–33 und ders., Zu einigen theoretischen Aspekten der Textkonstitution, in: editio 5 (1991), S. 28–37, hier: S. 31–33.

entweder psychologisch/semantisch oder genealogisch/chronologisch bestimmt.[43]

Diese etwas vereinfachende Gegenüberstellung macht bereits deutlich, dass schon hinsichtlich der basalen Erkenntnisinteressen und (normativen) Ziele textkritischer Operationen kaum Einigkeit besteht; ähnliches lässt sich auch für die anzuwendenden philologischen ›Methoden‹ – deren Beachtung jedenfalls mehrfach angemahnt wird – nachweisen: Hier stehen als schwer einander vermittelbare Präferenzen unter anderem interpretierende Kontextualisierungen und kodikologisch-paläographische Erwägungen gegenüber. Im Folgenden sollen die in dieser Debatte[44] zum negativen oder positiven Geltungsnachweis exponierten Erkenntnisziele, Hypothesen und Argumente – also (durch Induktion, Interpretation und Verallgemeinerung gewonnene) *Daten* und (meist implizite) *Schlussregeln* – in Grundzügen rekonstruiert werden. Dabei ist weder erforderlich noch möglich, auf alle Details und

43 Stemmatologisch betrachtet verschiebt sich die ›Stellvertreter‹-Position von d auf h: Sofern Tieck nicht auf eine Autorhandschrift oder eine Abschrift Maries von Kleist zurückgreifen konnte, wäre d aus der Liste textgeschichtlich relevanter Textzeugen zu streichen (Prinzip der *eliminatio codicum descriptorum*).

44 Die wichtigsten Beiträge sind: »Schmerz« oder »Schmutz«? Diskussion einer Briefstelle Kleists – mit Beiträgen von Fritz Schlawe (S. 388–390), Helmut Sembdner (S. 390–398) und Beda Allemann (S. 398–401) –, in: Euphorion 60 (1966); Fritz Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«?, in: Euphorion 62 (1968), S. 93–95; Klaus Kanzog, Variante und Textentscheidung. Über die Rolle der Textkritik im literaturwissenschaftlichen Studium, in: Jahrbuch der deutschen Schillergesellschaft 22 (1978), S. 700–721, hier: S. 707–712 und 718; Kanzog, Edition und Engagement (Anm. 35), Bd. 1, S. 90 und Bd. 2, S. 19; Fritz Schlawe, Kleists ›Schmerz‹, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 101 (1982), S. 495–506; Walter Müller-Seidel, ›Penthesilea‹ im Kontext der deutschen Klassik, in: Kleists Dramen. Neue Interpretationen, hrsg. von Walter Hinderer, Stuttgart 1981, S. 144–171, hier: S. 170 f., Anm. 61; ders., Kleists Aktualität (Anm. 41), hier: S. 6–10; Staengle, Kleist (Anm. 37), S. 26, Anm. 17; Klaus Kanzog, Einführung in die Editionsphilologie der neueren deutschen Literatur, Berlin 1991, S. 24–27; Arthur Henkel, Noch einmal – und vielleicht abschließend: »Schmerz« oder »Schmutz«, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 66 (1992), S. 88–93 sowie DKV 1997 (Anm. 36), S. 908 f. – Als inzwischen *faktisch entschieden* kann die Debatte insofern bezeichnet werden, als alle neueren Ausgaben der Briefe – neben DKV 1997 insbesondere Heinrich von Kleist, Sämtliche Briefe, hrsg. von Dieter Heimböckel, Stuttgart 1999 (= Universal-Bibliothek 9768), S. 407 mit Anm. (S. 642 f.) – die Variante »Schmutz« bieten.

etwaige, zur Widerlegung einer der eigenen Einschätzung entgegenstehenden Argumentation vorgebrachte A-Argumente[45] der bis heute *blockierten Diskussion* sowie deren wissenschaftsethischen Status (also etwa die Frage, ob hier unsachliche *ad personam*-Invektiven oder Autoritätsargumente bemüht werden) einzugehen.[46]

Zu den *Begründungsstrategien*, auf die sich das textkritische Urteil jeweils beziehen sollte, ist in normativer Hinsicht noch Folgendes anzumerken: Ein Befürworter der Tieck'schen ›Konjektur‹[47] »Schmerz« *muss* (1) begründen – d.h. er hat die Beweislast[48] zu tragen –, dass ein editorischer Eingriff in h nicht allein aufgrund eigener stilistischer Vorlieben, sondern weil »eine klar erkennbare Textverderbnis vorliegt«,[49] notwendig und geboten ist. (2) muss er Gründe dafür nennen, dass der vorgeschlagene Eingriff – da der Originaltext fehlt, kann dies nur eine

45 Vgl. erhellend hierzu Manfred Beetz und Georg Meggle, Interpretationstheorie und Interpretationspraxis, Kronstein im Taunus 1976, S. 11–42 und passim sowie grundsätzlich Eggler, Argumentationsanalyse textlinguistisch (Anm. 28), S. 31–36.

46 Anders gesagt: Wir rekonstruieren die ›textkritische Kontroverse‹ mit Blick auf den kontroversen *Sachverhalt* und *nicht* in ihrer Spezifik *als Kontroverse*; unter anderem verzichten wir also auf eine Analyse der wechselseitigen (kritischen, polemischen usw.) Bezugnahmen der beteiligten Philologen und ihrer Relevanz für die sachliche Auseinandersetzung; vgl. grundsätzlich zur hier vernachlässigten Perspektive nur Carlos Spoerhase, Kontroversen. Zur Formenlehre eines epistemischen Genres, in: Kontroversen in der Literaturtheorie / Literaturtheorie in der Kontroverse, hrsg. von Ralf Klausnitzer und C. S., Bern u.a. 2007 (= Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik, N. F. 19), S. 49–92.

47 Es ist übrigens alles anderes als ausgemacht, dass es Tieck tatsächlich – und dies wäre ja die Voraussetzung dafür, von einer ›Konjektur‹ sprechen zu können – um die divinatorische ›Heilung‹ einer überlieferungsgeschichtlich bedingten Textverderbnis ging. Dessen ungeachtet wird die von ihm eingeführte Variante »Schmerz« von deren Befürwortern *heuristisch* funktionalisiert. Wir können an dieser Stelle nicht auf die einschlägigen (und u. E. vernichtenden) Einwände gegenüber dem (entdeckungs- und rechtfertigungslogischen) Verfahren der Konjektur (*emendatio ope coniecturae*) eingehen; vgl. aber die hervorragende Zusammenfassung bei Carlos Spoerhase, Konjektur, Divination &c. Einige Fragen und Probleme, in: Konjektur und Krux (Anm. 9), S. 107–115 sowie die berühmte Polemik gegen ›Intuitionsphilologie‹ bei Zeller, Befund und Deutung (Anm. 11), S. 53–56.

48 Vgl. dagegen Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 495 und 504 f.

49 Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 399.

mehr oder weniger plausible Vermutung sein – der einzig denkbare oder doch wahrscheinlichste ist. Mit Beda Allemann muss (3) in aller Deutlichkeit festgestellt werden, dass es *für sich genommen* nicht ausreichen würde, »eine gewisse (oder sogar recht hohe) Wahrscheinlichkeit für die Version *Schmerz* nachzuweisen«:[50]

> Wollte man einen solchen Nachweis als hinreichenden Grund für einen bessernden Eingriff in einen Text gelten lassen, so käme das der Aufforderung gleich, unsere gesamte Literatur umzuschreiben.

Demgegenüber muss derjenige, der einen Eingriff in h *ablehnt* – soweit er sich nicht dogmatisch auf den Grundsatz einer Dokumentation des Vorgefundenen stützt –, (1) zeigen, dass die Lesart »Schmutz« im gegebenen Ko- und Kontext *möglich* ist bzw. dass diese – gemessen an verschiedenen (sprachlichen) Regelsystemen – einen (näher zu spezifizierenden) ›Sinn‹ *zulässt*.[51] (2) kann zusätzlich durch kodikologisch-paläographische Erwägungen plausibel gemacht werden, dass kein Abschreibefehler vorliegt[52] bzw. dass ein solcher unwahrscheinlich ist; *auszuschließen* wäre ein solcher ohnehin nur bei Vorliegen des Autographs, mit dem sich dann h als Textträger erledigt hätte. Es ist wichtig zu sehen,[53] dass für diese Position (3) eine Kritik[54] der von Tieck –

50 Ebd., S. 399.

51 Vgl. dazu Scheibe, Textkonstitution (Anm. 42), S. 33 sowie Zeller, Befund und Deutung (Anm. 11), S. 70. – Zweifel an diesem (internen) Kriterium äußert Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 495 (*Abstract*): »It is, as to the method, not correct, [...] to regard its [scil. der Variante »Schmutz«] mere possibility being the proof of authenticy [sic!]«. Daran ist immerhin (formal) richtig, dass von der Möglichkeit eines Sachverhalts nicht auf dessen Notwendigkeit geschlossen werden kann. Allerdings wäre ausgehend von einem *restriktiven* Textfehler-Konzept (für das freilich auf methodologischer Ebene gesondert zu argumentieren wäre) der Nachweis der Möglichkeit einer sprachlichen Wendung *hinreichend* dafür, präsumtiv (sofern z. B. nicht überlieferungsgeschichtliche Gründe dagegen sprechen) von der Authentizität derselben auszugehen.

52 Dies entspricht dem von Hans Zeller – Struktur und Genese in der Editorik. Zur germanistischen und anglistischen Editionsforschung, in: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 5.19/20 (1975), S. 105–126, hier: S. 118 f. – eingeführten *überlieferungstechnischen* (externen) Kriterium für die Ermittlung von Textfehlern.

53 So auch Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 401.

54 Vgl. aber Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 393 f.

möglicherweise zur ›Heilung‹ der Textstelle – vorgeschlagenen ›Konjektur‹ *nicht* eigens erforderlich ist.

Ein konjizierender Texteingriff kann nur durch den unzweifelhaften Nachweis begründet werden, im vorliegenden Fall liege ein *Textfehler* vor.[55] Es ist hierbei *nicht ausreichend*, mit Hinweis auf die generelle Unzuverlässigkeit der Überlieferung einen »Fehler beim Abschreiben ohne weiteres« zu »unterstell[en]«.[56] Primäres Kriterium für das Vorliegen eines Fehlers ist vielmehr, ob das (aus welchen Gründen auch immer) *dubiose* Textsegment im gegebenen Ko- und Kontext sowie gemessen an – in ihrem Geltungsumfang (z. B. epochal-chronologisch, personal, traditions-, diskurs- oder gattungsbezogen) und ihrer Relevanz näher zu spezifizierenden – sprachlichen Regelsystemen und psychologischen Normen (die als und über Kontexte zu rekonstruieren sind) einen ›Sinn‹ *zulässt* oder nicht.

Grundsätzlich zu unterscheiden sind hierbei der *negative* Nachweis der fehlenden Authentizität, welcher der *positive* Nachweis des Vorliegens eines Fehlers entspricht, und der *positive* Nachweis der begründet anzunehmenden Authentizität einer Textstelle, welcher der *negative* Nachweis des Nicht-Vorliegens eines Textfehlers oder einer Korruptele (i. e. einer überlieferungsgeschichtlich bedingten Textverderbnis) entspricht. Zu unterscheiden sind weiterhin Argumente (a) zugunsten der ›Konjektur‹ »Schmerz« oder (b) gegen diese sowie (c) solche zugunsten der Lesart »Schmutz« oder (d) gegen diese. Zu erwarten ist, dass hierbei Argumente der Form (a) und (d) gegenüber solchen der Form (b) und (c) strategisch zu mehrsträngigen Argumentationskomplexen verbunden werden. Je nach Zielsetzung des textkritischen Verfahrens wird auf

55 Einen Überblick zur neugermanistischen Textfehler-Debatte gibt Rüdiger Nutt-Kofoth, Schreiben und Lesen. Für eine produktions- und rezeptionsorientierte Präsentation des Werktextes in der Edition, in: Text und Edition (Anm. 32), S. 165–200, hier: S. 186–188; vgl. auch ders., Textkritik und Textbearbeitung (Anm. 4), S. 13 f. sowie Klaus Hurlebusch, [Art.] Edition, in: Das Fischer-Lexikon. Literatur, hrsg. von Ulfert Ricklefs, Bd. 1, Frankfurt am Main 1996, S. 457–487, hier: S. 460–464. – Was die Variante »Schmutz« betrifft, so handelt es sich allenfalls um eine Stelle, bei der – wie Woesler, Emendation von Textfehlern (Anm. 7), S. 58 das ausgedrückt hat – »der Text sinnvoll scheint und trotzdem fehlerhaft ist«.

56 So Müller-Seidel, Penthesilea (Anm. 44), S. 170; vgl. ähnlich Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93.

verschiedene Argumentationsformen – und damit: Kontextualisierungen – zurückgegriffen.

Um die einzelnen Argumente besser nachvollziehen zu können, mag es zweckmäßig sein, abermals – nun aber differenzierter – auf den Status der überlieferten Varianten, ihre Verursacher und Ursachen einzugehen.[57] Walter Müller-Seidel hat – offenbar um die Akzeptanz der von ihm präferierten Lesart »Schmerz« zu erhöhen – folgende Einschätzung geäußert: »der Feststellung Helmut Sembdners, daß wir es nicht mit zwei verschiedenen Textüberlieferungen zu tun haben [...] ist nicht zuzustimmen. Tiecks Lesart ist ebenso Überlieferung wie diejenige des Abschreibers Wilhelm von Schütz«.[58] Damit wird eine Gleichwertigkeit der als echte Alternativen vorgestellten Varianten *suggeriert*. Richtig scheint uns, dass beide Varianten *faktisch* den Anspruch erheben (oder auch: den Eindruck erwecken), *den* – als ideelles Konstrukt gedachten – Autortext adäquat wiederzugeben. Im »Prinzip gleichrangig« sind sie überdies in der trivialen Hinsicht, dass keine von beiden »autographisch überliefert« ist.[59] Der wesentliche Unterschied liegt indes in der jeweils zum Original bestehenden überlieferungsgeschichtlichen Relation, genauer: in der genealogischen Nähe zum verlorenen Autortext: Während Schütz wenigstens theoretisch direkt auf [H] zurückgegriffen haben kann, ist dies für Tieck ausgeschlossen. Dass Schütz den ihm materialiter vorliegenden Autortext korrekt abgeschrieben hat, ist – bis zum Erweis des Gegenteils – wahrscheinlicher, als dass Tieck ohne Kenntnis des Autortexts diesen (etwas polemisch formuliert:) *intuitiv erahnend* aus einer prinzipiell nicht durch die Materialität des ihm Vorliegenden, sondern lediglich durch sein Wissen um sprachliche

57 Vgl. hierzu auch Kanzog, Variante und Textentscheidung (Anm. 44), S. 707: »Erst durch die Frage nach dem Ursprung der Abweichungen ist ihre jeweilige Qualität zu bestimmen«.

58 Müller-Seidel, Kleists Aktualität (Anm. 41), S. 7. – Zentrale Unterschiede zwischen beiden Varianten verwischt auch Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 94 f., wenn er diese gleichermaßen zu »Lesungen« nivelliert bzw. »Schmerz« als »die herkömmliche Lesung« bezeichnet, womit impliziert ist, dass nicht diese, sondern die ›neue‹ Lesart eigens zu rechtfertigen sei. – Kritisch hierzu bereits Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 401.

59 Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 505; vgl. ebd. S. 496 und 495: »Bei gleicher Nicht-Authentizität haben beide Varianten das gleiche Recht auf unvoreingenommene Prüfung.«

Konventionen und Regularitäten begrenzten Menge von Möglichkeiten ausgewählt hat. Einschränkend hierzu ist anzumerken, dass Tiecks punktuelle Veränderung des Wortlauts keine x-beliebige freie Assoziation darstellt, sondern – will man die fehlende Begründung rekonstruieren – vermutlich (wahrnehmungs- oder schreibpsychologische) Ursachen für den von ihm angenommenen Abschreibefehler unterstellt haben könnte und jedenfalls vom in h überlieferten Zeichenbestand ausgehend Bestandteile desselben (»Schm++z«) übernimmt. Grundsätzlich ist natürlich nicht auszuschließen, dass Tieck »auch einmal mit der Konjektur einer verderbten Stelle das Rechte« getroffen haben *kann*.[60]

Jedenfalls ist der ebenfalls von Müller-Seidel stammende Hinweis, es sei lediglich »eine Hypothese«, dass die Variante »Schmerz« »eine Konjektur darstelle« falsch:[61] da Tieck nicht auf das Kleist'sche Brief-Manuskript (sondern lediglich auf ein nicht autorisiertes Apograph) zurückgreifen konnte und die von ihm gewählte Option nur eine unter mehreren möglichen darstellt (also nicht ›eindeutig‹ oder ›sicher‹ ist), ist sein Eingriff lediglich eine Vermutung (*coniectura*) beim Versuch, den originalen Text wieder herzustellen. Oder anders: der Unterschied zwischen beiden Varianten besteht – wie auch Sembdner entsprechend der editionsphilologischen Sprachregelung wiederholt festgestellt hat – darin, dass es sich bei »Schmutz« um eine *Lesart*, bei »Schmerz« hingegen um einen (von Tieck nicht begründeten, u.U. aber begründbaren) Herausgebereingriff – ggf. um eine *Konjektur* – handelt.

60 Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 393; vgl. auch Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 399: »Gewiß, es bleibt die Vermutung offen, die Abschrift sei fehlerhaft und die Tiecksche Änderung stelle eine echte Konjektur dar. Sie wäre dann gegen die Intention Tiecks zustandegekommen, denn ihm ging es ganz offensichtlich bei seinen Eingriffen nicht um die Herstellung eines philologisch einwandfreien Textes, sondern um die Beseitigung des Anstößigen. Aber geben wir ruhig die Möglichkeit zu, daß er damit in einem Einzelfall auch philologisch gesehen zufällig recht behalten könnte. Das müßte dann allerdings erst noch nachgewiesen werden«. – Vgl. noch Henkel, Noch einmal (Anm. 44), S. 93, der davon ausgeht, »daß Tieck […] das Beispiel einer Emendation gab, die divinatorisch genannt werden darf«; vgl. hierzu abermals die kritischen Hinweise oben Anm. 47.

61 Müller-Seidel, Penthesilea (Anm. 44), S. 170. – Genauer: entweder wird der Sachverhalt falsch dargestellt oder Müller-Seidel verwendet die fachsprachlichen Ausdrücke nicht in konventionellem Sinne.

Hierzu einige differenzierende Hinweise: Bei der *Erklärung* der zwischen h und d bestehenden Textdifferenz ist nach Ursache und Verursacher zu fragen; denkbar sind (a) ein unbeabsichtigter Abschreibefehler Tiecks, der allerdings unwahrscheinlich ist, da h problemlos[62] lesbar ist, (b) ein Eingriff Tiecks in die seiner Ansicht nach fehlerhafte (i.e. nicht ›sinnvolle‹) Lesart in h (Konjektur), (c) ein absichtlicher redaktioneller Eingriff Tiecks aufgrund eigener stilistischer Vorlieben – von denen sonst einige nachweisbar[63] sind –, der also nicht intendiert, den authentischen Autortext zu restituieren, (d) ein Setzerfehler oder (e) ein absichtlicher Setzereingriff. Während (d) und (e) in der Debatte nicht berücksichtigt werden, (a) aufgrund kodikologisch-paläographischer Erwägungen vernachlässigt wird und (c) von Befürwortern der Lesart »Schmutz« lediglich als die eigene Hypothese *zusätzlich* stützendes Argument herangezogen wird, gehen Befürworter der Variante »Schmerz« von (b) *heuristisch* aus und versuchen die Berechtigung der Tieck'schen ›Konjektur‹ nachzuweisen. Hierzu wird unter anderem auf *Erklärungen* möglicherweise – denn ein Vergleich ist im fraglichen Fall nicht möglich, wohl aber bei anderen im Original überlieferten Brief-

62 Vgl. Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 391, der auch graphetisch ähnliche Schreibungen (»schmerzhaft« und »Herzen«) verglichen hat, Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 398 (»Tatsächlich schließt die Klarheit des handschriftlichen Befunds an dieser Stelle jede Diskussion aus. Es lässt sich auch kaum denken, daß Tieck selbst das Wort als ›Schmerz‹ entziffert haben sollte«) sowie Staengle, Kleist (Anm. 37), S. 26 und 30. – Die Lesung »Schmutz« im Schütz'schen Manuskript ist demnach unstrittig.

63 Vgl. Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 398 f. und Kanzog, Variante und Textentscheidung (Anm. 44), S. 709–711, der als Grund für Tiecks Texteingriffe in den ›Hinterlassenen Schriften‹ dessen »Rücksichtnahme« auf mögliche Reaktionen Goethes bzw. konkret eine Reminiszenz der Verse 3430 f. und 3435 des ›Tasso‹ (in denen die Wörter »Schmerz« und »Glanz« vorkommen; vgl. dagegen Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 499) glaubt namhaft machen zu können. – Nach Vergleich von d und h stellte schon Georg Minde-Pouet fest, Tieck habe »vielfach Worte und Wendungen geändert, weggelassen oder zugefügt, Namen unterdrückt«; vgl. Wilhelm von Schütz, Biographische Notizen über Heinrich von Kleist, in Faksimilenachbildung mit einem Geleitwort, hrsg. von Georg Minde-Pouet, Berlin 1936 (= Schriften der Kleist-Gesellschaft 16), S. V. – Zur Beurteilung möglicher Herausgebereingriffe Tiecks ist grundsätzlich erhellend Ilse-Marie Barth, Die Überlieferung des Schauspiels ›Prinz Friedrich von Homburg‹. Das Heidelberger Manuskript und die Erstausgabe 1821 durch Ludwig Tieck, Heidelberg 1978 (= Beihefte zum Euphorion 14).

auszügen – zwischen [H] und h bestehender Textdifferenz zurückgegriffen: vor allem auf (i) eine Fehllesung des als unzuverlässig beurteilten Abschreibers,[64] die z. B. auf Zeichenambiguitäten in [H] zurückzuführen wäre.[65] Nicht in Erwägung gezogen werden indes (ii) ein Hörfehler des Kopisten bei Diktat, was überdies nicht für eine graphetisch partiell identische, sondern für eine phonetisch ähnliche Konjektur wie ›Schutz‹ sprechen würde, oder (iii) ein intendierter Texteingriff des Abschreibers (oder der redigierenden Auftraggeberin).[66]

Wie eingangs angedeutet: Während einige Forscher die Auffassung vertreten, die Formulierung »Schmutz zugleich und Glanz meiner Seele« ergebe einen »vertretbaren Sinn«,[67] besitze »an seinem syntaktischen Ort überdies argumentativ ausweisbare Plausibilität«[68] und liege jedenfalls »durchaus im Bereich des Möglichen«,[69] halten andere die Schütz'sche Lesart für »äußerst unwahrscheinlich«,[70]

64 In Frage steht hier also die »diplomatische Zuverlässigkeit« des Kopisten; so Henkel, Noch einmal (Anm. 44), S. 90. – Vgl. hierzu Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 391 mit Anm. 6 (Aufstellung der Abweichungen zwischen einem authentischen Kleist-Brief und h). Während Sembdner die Frage, »ob sich Schütz bei der Abschrift getreu an die Vorlage gehalten hat«, »im wesentlichen bejaht« (ebd.), wird die Zuverlässigkeit des Abschreibers – für die offenbar keine verbindlichen Standards namhaft gemacht werden – anders bewertet von Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93: »nach normalen [!] philologischen Maßstäben aber zählt eine Abschrift, die auf 28 Druckzeilen 8 Änderungen aufweist – und darunter Auslassung, Hinzufügung oder Umstellung ganzer Wörter – zu den Quellen niedern Ranges«; vgl. ähnlich Müller-Seidel, Kleists Aktualität (Anm. 41), S. 7.

65 Vgl. aber Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 393: »Schwerlich aber wird sich Wilhelm von Schütz beim Kopieren gerade dieser so wesentlichen Stelle verschrieben oder Kleists Schrift nicht richtig entziffert haben, zumal Kleist deutliche *u*-Haken zu setzen pflegte und sich sein *r* einwandfrei von einem *t* unterscheidet.«

66 Spekulationen über eine (quasi-autorisierende) Einflussnahme Maries von Kleist in Gestalt einer Gutheißung der Abschrift oder Nichtbeanstandung des Tieckschen Druckes finden sich bei Kanzog, Edition und Engagement (Anm. 35), Bd. 2, S. 19 und Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 499.

67 Kanzog, Variante und Textentscheidung (Anm. 44), S. 718; vgl. ebd. S. 708 sowie Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 401.

68 Staengle, Kleist (Anm. 37), S. 26.

69 Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 400.

70 Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 388

»unmöglich«,[71] »in jeder Hinsicht ausgeschlossen«,[72] »undenkbar«[73] oder gar für »so undenkbar, wie es nur undenkbar ist«.[74] Die nächstliegende Erklärung für derart krasse Differenzen ist, dass keine Einigkeit hinsichtlich der Explikation von Ausdrücken wie ›Sinn‹ oder ›sinnvoll‹ besteht. Was – anhand welcher Kriterien, nach welchem Maßstab, aufgrund welcher Norm – als ›sinnvoll‹, ›möglich‹ oder ›denkbar‹ zu gelten hat (und für *wen*), ist demnach nicht intersubjektiv verbindlich geregelt, sondern dem Sprachgebrauch (der Alltagstheorie) des einzelnen Forschers überlassen.

Grundsätzlich ist ja denkbar, dass als Bezugsnorm für die ›Richtigkeit‹ eines Textsegments das grammatikalisch-orthographische Regelsystem der deutschen Sprache – u.U. in diachronischer Perspektive nach temporären Zuständen differenziert – in Anschlag zu bringen wäre, soweit es anhand entsprechender (exemplarisch-illustrativer) Belege (a) normativen Anspruchs (Wörterbücher, Grammatiken) oder (b) zeitnah nachweisbarer Praxen relevanter Sprachbenutzer induktiv zu erschließen und mit dem vorliegenden Fall zu *vergleichen* ist: ›sinnvoll‹ wäre dann, was nach den (zeitgenössisch) konventionalisierten Sprachnormen ›möglich‹ ist. Bemerkenswert ist in diesem Zusammenhang, dass Sembdners Vorschlag »vom heutigen Wortgebrauch« auszugehen, zu polemischer Kritik geführt hat.[75] Schlawe geht hierbei so weit, die textkritische Relevanz allgemeiner Sprachnormen *grundsätzlich* in Zweifel zu ziehen, da man »gerade Wörterbuch-Deutsch […] von Kleist nicht erwarten«[76] dürfe.

71 Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 390; vgl. auch Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 496 sowie Gerhard Fricke, zitiert nach ebd., S. 497: »sachlich unmöglich«.

72 Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 390.

73 Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 499 u.ö.

74 Müller-Seidel, Penthesilea (Anm. 44), S. 171; vgl. den gleichen Wortlaut in Müller-Seidel, Kleists Aktualität (Anm. 41), S. 10.

75 Vgl. Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 393; vgl. Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93 und Müller-Seidel, Penthesilea (Anm. 44), S. 170, der sich weigert, »die Vielzahl der Belege aus neueren und neuesten Wörterbüchern« als *relevant* anzuerkennen.

76 Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 502, Anm. 15. – Ohne auf die literaturtheoretischen Voraussetzungen dieses Arguments einzugehen, ist jedenfalls dessen *Relevanz* für den vorliegenden Fall zu bezweifeln, denn natürlich sind alle hier diskutierten Varianten in zeitgenössischen Wörterbüchern enthalten.

Bei allen untersuchten Diskussionsbeiträgen besteht demgegenüber Einigkeit darüber, dass beim positiven *und* beim negativen Nachweis der ›Sinnhaftigkeit‹ einer Textstelle die individuelle, autorspezifische Sprachpraxis – bzw. verallgemeinernd aus einer Analyse derselben zu ermittelnde oder dieser unterstellte, in jeder konkreten Realisation wirksame, diachron konstante und konsistente *Regularitäten* – als *die* relevante Bezugsnorm zu gelten habe. Es reiche also nicht aus, dass die Formulierung *irgendeinen* (i.e. nach Regeln der deutschen Sprache *möglichen*) ›Sinn‹ ergibt, sondern es wird ein dem Autor (und/oder seiner Briefpartnerin, deren Formulierung er vermutlich zitiert oder paraphrasiert),[77] ein seinen psychologischen Eigenheiten wie auch seiner sprachlichen Praxis ›gemäßer‹ ›Sinn‹ gefordert.[78] – Hierzu Allemann:[79]

77 Oder anders (als heuristisches Postulat): dadurch, dass Kleist vermutlich eine Äußerung Marie von Kleists zustimmend wiedergibt, wäre – selbst wenn eine Rekonstruktion ihrer Formulierung (vgl. Sembdner, Diskussion [Anm. 44], S. 397 f.) aussichtslos bleibt – der Rahmen des als ›sinnvoll‹ Geltenden auch um das – wiederum über Textvergleiche zu eruierende – in *ihrem* Sprachgebrauch Mögliche oder Übliche zu erweitern.

78 Selbst radikale Befürworter des *restriktiven* Textfehler-Konzepts, die sich mit dem Nachweis zufrieden geben könnten, eine Textstelle sei gemessen an – möglicherweise kontextuell weiter eingeschränkten – zeitgenössischen Sprachnormen und faktisch nachweisbaren Sprachverwendungen *möglich* und mithin nicht zu beanstanden, fordern zuweilen, dass *zusätzlich* zu klären sei, »ob der fragliche […] Text dem Autor […] zuzutrauen« sei (Zeller, Befund und Deutung [Anm. 11], S. 70). – Alle an der Diskussion beteiligten Philologen sind nach unserer Einschätzung Anhänger eines weiter gefassten Textfehler-Konzepts, dessen primäres Kriterium ist, ob eine sprachliche Wendung dem Autor im gegebenen Kontext (nicht) *zuzutrauen* ist; vgl. hierzu auch Hurlebusch, Edition (Anm. 55), S. 463 f.: »Der Geltungsbereich des Textfehlerbegriffs schließt daher auch die von der restriktiven Begriffsdefinition ausgeschlossenen Fälle des irgendwie noch Sinnvollen ein, die mit Rücksicht auf die Kenntnis vom Autor und die Interpretation des betreffenden Textes nur *scheinbar* sinnvolle Textelemente sind. […] Erkenntnis und vor allem Nachweis der Fehlerhaftigkeit einer Textstelle erfordern unter Umständen eine große Vertrautheit mit dem betreffenden Autor, seinem Werk, seiner Sprachkunst usw., eventuell auch eine analytisch genaue Gesamtinterpretation des betreffenden Textes. Vom *restriktiven Fehlerbegriff* unterscheidet sich der weit gefaßte also dadurch, daß dieser Deutungen verschiedener Intensität und Extensität zuläßt, während jener sie auf ein Minimum begrenzt.«

79 Allemann, Diskussion (Anm. 44), S. 399 und 400 (Hervorhebungen von uns); zustimmend wird diese Erwägung Allemanns zitiert bei Zeller, Befund und Deutung (Anm. 11), S. 72.

> Methodisch läßt sich ein Eingriff nur dann rechtfertigen, wenn eine klar erkennbare Textverderbnis vorliegt. [...] Von einer Textverderbnis wäre zu sprechen, wenn der Nachweis gelänge, daß das Wort »Schmutz« und im besonderen die Wendung »Schmutz ... meiner Seele« *bei Kleist* keinen ausweisbaren Sinn ergäbe oder *so sehr gegen den Sprachgebrauch und die Gedankenwelt Kleists* verstoßen würde, daß der Effekt an der fraglichen Stelle als ausgesprochen absurd bezeichnet werden müßte. [...]
>
> Es genügt, wenn es gelungen ist, mit den hier vorgebrachten Hinweisen zu zeigen, daß eine schlüssige Deutung der Wendung [...] *aufgrund von Kleistschen Texten* durchaus im Bereich des Möglichen liegt.

Dieser Forderung entsprechend werden – gestaffelt nach chronologischer oder generischer Nähe – bevorzugt Parallelstellen aus dem Œuvre des Autors zum Nachweis des Kleist'schen Sprachgebrauchs herangezogen. Sofern differenzierend hierzu überdies ein der Kommunikationssituation eines (oder *dieses*) Briefwechsels, der psychischen Verfassung des Autors zu einem bestimmten Zeitpunkt, Stil und Thema des Briefes angemessener ›Sinn‹ nachgewiesen oder bestritten werden soll, wird die Menge möglicher Kontextualisierungen zeitlich, gattungsspezifisch oder thematisch weiter eingegrenzt. Bevorzugt werden also etwa zeitlich nähere Belege, die eine vergleichbare ›Stil-Lage‹ aufweisen oder mit thematisch Vergleichbarem befasst sind.[80]

Eine Reihe von Meinungsverschiedenheiten beruht indes auf dem die Auswahl entsprechender Parallelstellen leitenden *Vorverständnis* der kontroversen Stelle, also etwa auf der Annahme, die Formulierung »Schmutz und Glanz« weise (a) eine oder (b) keine echte *antithetische* Struktur auf, wozu »Glanz« als (a) ›Reinheit‹, ›Sauberkeit‹, ›Ungetrübtheit‹ oder (b) als ›Freude‹, ›Triumph‹ expliziert wird. Da weder die zu diesem Vorverständnis führenden interpretatorischen Inferenzen[81] expliziert, noch die für die Auswahl der Belege leitenden Kriterien oder (hochgradig von der Subjektivität des jeweiligen Forschers abhängige, der Eingrenzung und Homogenisierung für relevant erachteter Textmengen dienende) Beschreibungskategorien wie »Stilebene«, »Stil-

80 Vgl. zur Klassifikation von Parallelstellen etwa Georg Friedrich Meier, Versuch einer allgemeinen Auslegungskunst, Halle 1757, S. 81 f., §§ 151–153.

81 Vgl. nur Fotis Jannidis, Autor, Autorbild und Autorintention, in: editio 16 (2002), S. 26–35.

bruch«, »poetischer oder hochpoetischer Kontext« (Müller-Seidel) usw. eigens geklärt werden, war eine Einigung hier von vornherein kaum zu erwarten. Die textkritische Debatte lässt vielmehr erkennen, dass weder methodische Transparenz noch Konventionalität hinsichtlich der kriteriologischen Selektion und Legitimation von Belegen, ihrer Qualifizierung (Deutung, Relevanzerweis) und Funktionalisierung sowie ihrer Quantifizierung und Gewichtung herrscht. Dessen ungeachtet begegnet der explizite, den Geltungsanspruch des eigenen Standpunkts unterstreichende Rekurs auf für allgemein verbindlich gehaltene methodische Standards relativ häufig. So betont Schlawe, die »elementarste philologische Methode« frage »in Zweifelsfällen nach dem normalen Sprachgebrauch des Autors, d.h. nach der sonstigen Verwendung eines fraglichen Wortes.«[82] Wie nun wird diese Basisoperation konkret angewandt? Schlawe argumentiert folgendermaßen:

> Überraschend ist nun, daß das Wort »Schmutz« auf den 466 Seiten der Briefausgabe überhaupt nicht vorkommt; das Wort gehört offenbar nicht zum Wortschatz der Briefsprache Kleists. Mehr: es gehört nicht zur Sprache Kleists; es findet sich auch nicht in seiner Dichtung. [...] Vom selben Wortstamm taucht in den Briefen nur das Adj. »schmutzig« auf, an vier Stellen, wohlgemerkt nur in der Frühzeit um 1800 [... – folgen Belege, AR/PR]. Daraus geht hervor, daß das Adj. »schmutzig« nur in der konkretesten Bedeutung verwendet wird; ein Bezug auf die seelische Sphäre von hier aus ist undenkbar [...].

Wie die einleitende – durch autoptische[83] Induktion gewonnene – Deskription nahelegt, ist der mehrdeutige Satz,[84] das Substantiv »Schmutz« gehöre »nicht zur Sprache Kleists«, nicht normativ gemeint: Grundsätzlich hätte Kleist aufgrund seines Wissens über den

82 Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 388 (hier auch das folgende Zitat); vgl. auch Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93 und Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 495 f.

83 Will sagen: Digitale Volltext-Datenbanken, mittels derer die Suche nach (wörtlichen) Parallelstellen rascher und weniger fehleranfällig hätte vonstatten gehen können, standen nicht zur Verfügung.

84 Vgl. auch Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93: »Unwiderleglich bleibt, daß das Nomen *Schmutz* in den überlieferten Briefen von Kleist, auf Hunderten von Druckseiten, nicht einmal auftritt und folglich nicht zu seiner Briefsprache – in ihrer ganzen Stilskala – gehört«.

Thesaurus der deutschen Sprache demnach das Wort verwenden *können*, nur hat er es nachweislich nicht (oder eben allenfalls ein einziges Mal) getan. Eine Suche im gattungsbezogen näheren Kontext der Briefe hat hier ebensowenig einen (weiteren?) positiven Beleg erbracht wie die im sonstigen Œuvre. Mit diesem Argument ist ersichtlich *nicht* ausgeschlossen, dass Kleist das Wort an der fraglichen Stelle verwendet haben *kann*. Zwar stellt der Umstand, dass trotz intensiver Suche keine Belege – bzw. nur zeitlich entfernte (»in der Frühzeit«) und lediglich lexematisch ähnliche (»schmutzig«) – gefunden werden konnten, zumindest eine (schwache) induktive Stützung der Annahme dar, Kleist habe *auch* im fraglichen Fall das Wort nicht gebraucht.

Es ist allerdings daran zu erinnern, dass der *Nachweis* einer Anomalie den (wenigstens exemplarisch erbrachten) Nachweis einer auch im zweifelhaften Einzelfall geltenden Regularität erforderlich macht. Die entsprechende autorspezifische Regularität lässt sich hier aber lediglich negativ und recht unspezifisch formulieren: Kleist verwendet das Wort »Schmutz« nicht und hat in möglichen Anwendungsfällen lieber auf synonyme Ausdrücke zurückgegriffen. *Gemessen daran* liegt im Schütz'schen Manuskript eine Systemwidrigkeit vor. Damit ist noch nichts darüber gesagt, *wie* sondern lediglich *dass* der Zweifelsfall zu beurteilen ist. Überdies ist allein der Nachweis einer Anomalie noch kein Argument für oder gegen deren Beseitigung. Wäre dies der Fall, so wären alle Wörter, die Kleist (selbst autographisch) nur ein einziges Mal gebraucht hat, unter Generalverdacht zu stellen und sogleich durch andere, in seinen Texten mehrfach nachweisbare zu ersetzen.

Das Fehlen weiterer Belege für Kleists Verwendung des Wortes »Schmutz« bringt übrigens das Problem mit sich, dass keine positive Wortgebrauchsregel zu abstrahieren ist, die als normativer Beurteilungsmaßstab im fraglichen Fall fungieren könnte. Für das Adjektiv »schmutzig« hingegen, dessen Verwendung mit derjenigen des Substantivs *analogisiert* wird, lässt sich eine solche Gesetzmäßigkeit angeben: anhand einer Interpretation von vier Belegen wird gezeigt, dass »schmutzig« »nur in der konkretesten Bedeutung« – also niemals metaphorisch auf Abstrakta wie »Seele« bezogen – verwendet wird.[85]

85 Vgl. auch Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93: »Schmutz wird eben – soweit wir das überhaupt beurteilen können – nicht übertragen verwendet, wie es der Zusammenhang des umstrittenen Zitats erforderte«.

Auch hier ist natürlich nicht auszuschließen, womöglich aber *unwahrscheinlich*, dass Kleist – ganz zu schweigen von seiner Briefpartnerin, über deren Gewohnheiten wir weit schlechter informiert sind – bei anderer Gelegenheit von dieser für ihn jedenfalls nicht *zwingend* verbindlichen, wenngleich sich mit rhetorischen Stil- und Gattungskonventionen überschneidenden *habituellen Disposition* abgewichen wäre. (Diejenigen Forscher, die die Schütz'sche Lesart als ›unmöglich‹ oder ›undenkbar‹ wahrnehmen, unterstellen demgegenüber offenbar ein restriktives psychologisches Gesetz, gegen das Kleist weder bewusst noch unbewusst verstoßen konnte.)

Da es aussichtslos ist, *pauschal* die *Unmöglichkeit* des singulären Auftretens des Rarums »Schmutz« erweisen zu wollen, wird auf spezifischere Argumente zurückgegriffen, die das Auftreten des Wortes *unter bestimmten Umständen* zum Gegenstand haben. Um die These, es sei für Kleist ausgeschlossen (d.h. *sehr unwahrscheinlich*), ein Wort *wie* »Schmutz« in ko-textueller Nähe oder gar syntaktischer Relation mit den Wörtern »Glanz« und »Seele« zu gebrauchen, induktiv stützen zu können, werden Belege für diese oder ähnliche Lexeme – u.a. Derivate, Synonyme – im Œuvre Kleists zusammengetragen. Namentlich geht es um zwei Fragen: (1) Ist das Wort »Schmutz« als Antithese zu »Glanz« und (2) ist es in einer Genitivkonstruktion mit »Seele« (gemessen am Sprachgebrauch des Autors) ›möglich‹, ›sinnvoll‹ usw.?

Zunächst ad (2): Das Ergebnis seiner Überprüfung entsprechender Parallelstellen (Auftreten des Wortes »Seele« in Verbindung mit anderen Substantiven) im Werk des Autors präsentiert Schlawe in Form einer tabellarischen Aufstellung der Belege; er verallgemeinert diese induktiv ermittelten Daten zu einer allgemeinen Gesetzeshypothese und leitet aus dieser seine kritische Beurteilung des fraglichen Einzelfalls ab:[86]

> Nie also taucht im näheren Umkreis des Begriffs [›Seele‹, AR/PR] ein Wort vom Charakter des ›Schmutz‹ auf […]. Diese Normen des Kleistschen Wortgebrauchs scheinen mir eine Lesart »Schmutz meiner Seele« zu widerlegen.

86 Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 390.

Tatsächlich zeigt Schlawes Belegliste (wir unterstellen zunächst, dass sie eine verlässliche und repräsentative Datenerhebung darstellt), dass »Seele« von Kleist (sonst) ausschließlich mit Abstrakta wie ›Tugend‹, ›Wille‹ oder ›Idee‹ verwendet wird. Der Vorteil einer solchen Regularitätsannahme ist ersichtlich, dass sie durch *einen* relevanten Gegenbeleg widerlegt werden kann.

Wenngleich Sembdner die Frage (1) offenbar für das schwerwiegendere Problem erachtet, so reagiert er gleichwohl auf den »Hinweis, bei Kleist finde sich das Wort ›Schmutz‹ sonst nicht oder zumindest nicht in Übertragung auf Seelisches«, seinerseits mit einer »Aufstellung von Fundstellen«,[87] die auch einen konkreten Beleg enthält (Brief an Wilhelmine von Zeuge, 29. November 1800), der hier – da er in der Debatte stets in verkürzter Form zitiert wurde – in seiner kotextuellen Einbettung wiedergegeben sei:[88]

> Ganz vortrefflich, besonders dem Sinne nach, ist der Gedanke, daß es bei dem Menschen, wie bei dem Spiegel, auf seine eigne Beschaffenheit ankommt, wie fremde Gegenstände auf ihn einwirken sollen. Das ist vielleicht der beste Gedanke, den jemals ein Mädchen vor dem Spiegel gehabt hat. Aber nun, mein liebes Kind, müssen wir auch die Lehre nutzen, und fleißig an dem Spiegel unserer *Seele* schleifen, damit er glatt und klar werde, und treu das Bild der schönen Natur zurückwerfe. Wie mancher Mensch würde aufhören, über die Verderbtheit der Zeiten und der Sitten zu schelten, wenn ihm nur ein einzigesmal der Gedanke einfiele, ob nicht vielleicht bloß der Spiegel, in welchen das Bild der Welt fällt, schief und *schmutzig* ist? Wie oft stand nicht vielleicht ein solcher Mensch schon vor dem Spiegel, der ihm die lehrreiche Warnung zurief, wenn er sie verstanden hätte –

Zunächst ist auffällig, dass die Wendung »Spiegel unserer Seele« (und das anthropologische ›wir‹ schließt Kleist offenbar ein), die Schlawe zwar als Beleg für die Verwendung von »schmutzig« zitiert, nicht aber

87 Sembdner, Diskussion (Anm. 44), S. 392 f.; vgl. SW 1961 (Anm. 40), Bd. 2, S. 987.

88 SW 1961 (Anm. 40), Bd. 2, S. 605 (Hervorhebungen von uns); vgl. Heinrich von Kleist, Sämtliche Werke. Berliner Ausgabe, hrsg. von Roland Reuß, Bd. IV/1: Briefe. März 1793 – April 1801, Basel und Frankfurt am Main 1996, S. 421.

in seine Auflistung aufgenommen hat, eine Widerlegung der These darstellt, das Wort »Seele« werde ausschließlich in Verbindung mit Abstrakta verwendet. Wenn aber eine Auswahl oder ein unbeabsichtigtes Übersehen relevanter Belege stattgefunden hat, ist deren Repräsentativität ersichtlich eingeschränkt. Abgesehen von der Möglichkeit, dass bislang unbekannte Texte Kleists jederzeit auftauchen und damit die Basis empirischer Untersuchungen verändern können, wären – um die intersubjektive Verbindlichkeit entsprechender Aussagen zu erhöhen – (a) eine Sichtung *aller* Verwendungen des Wortes »Seele« im Rahmen einer Volltextsuche oder durch Auswertung entsprechender Konkordanzen sowie gegebenenfalls (b) eine Angabe der für die Selektion der für die eigene Argumentation funktionalisierten Belege leitenden Kriterien angezeigt.

Nun zur *Beurteilung* der Parallelstelle: Welche hinsichtlich der textkritischen Fragestellung – ob die Formulierung »Schmutz […] der Seele« (nicht) ›sinnvoll‹ (also nach dem Regelsystem Kleists ›möglich‹) ist – relevanten Informationen sind dieser zu entnehmen? Uneinigkeit besteht schon bei der Frage, ob die (im obigen Zitat markierten) wörtlichen *Übereinstimmungen* die Auswahl des Belegs und eine vergleichende Analogisierung beider Fälle legitimieren oder ob die evidenten *Unterschiede* die Stelle als Beleg disqualifizieren und einen textkritisch aussagekräftigen Vergleich verunmöglichen. So urteilt etwa Müller-Seidel, der »einzige Beleg, den es zu geben scheint«, sei »ein Gegenbeweis«,[89] da »Schmutz« hier eben nicht metaphorisch als Attribut der »Seele«, sondern als konkrete Gegenstandseigenschaft des »Spiegel[s]« aufzufassen sei. Ähnlicher Ansicht ist Schlawe:[90]

> Es ist gerade bezeichnend […], daß Kleist nicht schreibt: unsere Seele ist schmutzig, sondern daß er nur in Verbindung mit der Metapher: der Spiegel (unserer Seele) ist schmutzig, das krass konkrete Adjektiv einsetzt.

Demgegenüber betonen die Herausgeber der Kleist-Ausgabe des Deutschen Klassiker-Verlags im Kommentar zum Brief von 1807: »schief und schmutzig« sei »der ›Spiegel unserer Seele‹ (d.h. die Seele *als* Spie-

89 Müller-Seidel, Kleists Aktualität (Anm. 41), S. 10; vgl. ebd. S. 9f. – Überdies wird auf die zeitliche Distanz beider Belege aufmerksam gemacht.

90 Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 93.

gel der Welt)«,[91] womit impliziert wird, »schmutzig« sei eben doch *direkt* auf das Abstraktum »Seele« zu beziehen. Der hier zutage tretende *interpretatorische Dissens* konnte bis heute nicht beigelegt werden. Die textkritische Beurteilung der fraglichen Textstelle auf diesen Beleg zu stützen, ist demnach – jedenfalls wenn man Einverständnis herzustellen beabsichtigt – ein Wagnis und nicht eben aussichtsreich. Die intersubjektive Nachprüfbarkeit von Beobachtungsaussagen – als Fundament überzeugender induktiver Argumente – ist hier offensichtlich nicht gegeben. Während Befürworter der Lesart »Schmutz« aufgrund der Ähnlichkeit beider Textstellen h im fraglichen Fall für ein zuverlässiges Zeugnis halten, nehmen diejenigen, die von einer fehlerhaften Überlieferung ausgehen, *dieselbe* Parallelstelle aufgrund der bestehenden Unterschiede als Beleg dafür, besagte Lesart als »von Kleists Verständnis der Seelenwelt her so undenkbar, wie es nur undenkbar ist«,[92] zu charakterisieren.

Ähnliche Probleme ergeben sich – nun ad (1) – bei der Frage, ob die Formulierung »Schmutz und Glanz« als *Antithese* (dass eine solche vorliegt, wird in der Debatte nirgends angezweifelt) überhaupt ›sinnvoll‹ ist. Hier werden übrigens Belege nicht nur aufgrund wörtlicher, sondern auch – sozusagen qua Realisationen eines bestimmten Typus (›rein‹ – ›unrein‹) – anhand sachlich-sinngemäßer Übereinstimmung ermittelt. Für die Auswahl der somit als vergleichbar erachteten Belege wird überdies – wie gesagt – das jeweilige Vorverständnis des Wortes »Glanz« leitend, welches Sembdner mit ›Reinheit‹, Schlawe mit ›Freude‹ paraphrasiert.[93] Den von Sembdner beigebrachten Belegen spricht Schlawe mithin jede *Relevanz* ab:

> Die Einseitigkeit seiner Methode erweist sich auch in den kleinen Beleglisten, die Sembdner seinen Arbeiten zum Thema ›Schmutz/Glanz‹ mitgibt, um die ›Existenz der rein-unrein Antithese‹ nachzuweisen. Daß solche Bilder auch bei Kleist auftreten, bestreitet niemand. Ihr Stellenwert aber wird verkannt, wenn man nicht die Gegenfrage ventiliert, wie und wo im Gesamtwerk die Pole Schmerz

91 DKV 1997 (Anm. 36), S. 908.

92 Müller-Seidel, Penthesilea (Anm. 44), S. 171.

93 Besonders deutlich wird das hieraus resultierende Missverständnis bei Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 501.

> und Glanz auftreten, oder analog zu der Sembdnerschen Generalisierung unrein – rein: Schmerz und Freude/Triumph. Eine solche schon numerisch überzeugende Gegenprobe ist heute anhand der Wortindices zu Kleist leicht zu bewerkstelligen; und ihre Ergiebigkeit ist auch nicht überraschend: ist es doch ein Charakteristikum der Kleistschen Helden – wie ihres Schöpfers –, zwischen Seligkeit und Verzweiflung zu oszillieren.

Abgesehen nun davon, dass der von Schlawe formulierte Vorwurf einer einseitigen, allein der Bestätigung eigener Hypothesen dienenden Belegauswahl[94] auch auf ihn selbst zurückfällt, ist an seiner Einschätzung vor allem das auf die *Quantifizierung* von Parallelstellen abhebende Argument bemerkenswert, bei zwei alternativen Möglichkeiten sei diejenige zu präferieren, für die sich mehr Belege finden lassen.[95] Damit ist eine methodologische Maxime formuliert, die tatsächlich bei anderen Entscheidungsfällen – in denen von mehreren *überlieferungsgeschichtlich äquivalenten*, nicht autorisierten, möglicherweise authentischen Varianten *eine* begründet als wahrscheinlicher Autortext auszuwählen ist – das editorische Urteil anleiten kann.[96] Eine solche Wahlmöglichkeit aber besteht im vorliegenden Fall nicht. Das Ziel des Parallelstellenvergleichs ist hier vielmehr, die Antithese »Schmutz und Glanz« als – nach Maßgabe des sprachlichen Regelsystems des Autors – nicht ›sinnvoll‹ zu erweisen. Dass eine Antithese »Schmerz« – ›Freude‹ bei Kleist relativ häufiger auftaucht, seiner psychischen Veranlagung und seinen Gewohnheiten eher entspricht, sagt nichts über die zu begründende Unmöglichkeit einer Antithese »Schmutz« – ›Ungetrübtheit‹. Mehr noch: dass sich Belege für eine solche bei Kleist finden und dass sie für Kleist demnach sehr wohl ›möglich‹ ist, wird überhaupt nicht bestritten.

94 Vgl. ebd., S. 499: »Sucht man so nur die Bestätigung für etwas, das man im Text finden will, so bereitet das wohl niemals Schwierigkeiten.«

95 Vgl. auch Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 502: »Wenn es also darum ginge, das gleiche antithetische Bild – hier nun Schmerz/Triumph – bei Kleist nachzuweisen, dann wäre die unrein/rein Antithese bereits numerisch unterlegen.«

96 Vgl. etwa die Beispiele bei Burghard Dedner, Die Ordnung der Varianten. Erörtert aufgrund von Büchner-Texten, in: editio 19 (2005), S. 43–66, hier: S. 54 f.

Überdies müsste, nebenbei bemerkt, der Nachweis, »Schmutz und Glanz« stelle nach der zeitgenössisch geltenden rhetorischen Konvention *keine* (oder eine schlechte) Antithese dar, gemäß der *lectio difficilior*-Regel die Annahme nahelegen, es sei wahrscheinlicher, dass Tieck die ungewöhnliche, ihm weder bekannte noch verständliche Gegenüberstellung zu einer echten Antithese (*lectio facilior*) vereindeutigt habe.[97]

Der Vollständigkeit halber soll abschließend noch auf drei weitere, mit erheblichem Interpretationsaufwand verbundene Argumentationsstrategien zur Widerlegung der Lesung »Schmutz« hingewiesen werden:

(1) wird geltend gemacht, das Wort sei mit den (strengen) sittlichen und rhetorischen Konventionen brieflicher Kommunikation um 1800, mit dem Kleist'schen Stilniveau,[98] der ›hohen‹ Stilebene[99] der Korrespondenz wie des konkreten Briefes (zumal in Anbetracht des ›hochpoetischen‹ Themas)[100] sowie mit dessen Adressatenbezug (›eine adlige

97 Vgl. dazu Nutt-Kofoth, Textkritik und Textbearbeitung (Anm. 4), S. 9: »Dabei erhält die schwierigere, auffälligere Variante den Vorzug vor der simpleren, eingängigeren. Dem liegt die Annahme zugrunde, dass ein Abschreiber eher durch einen Abschreibefehler oder gar durch eine vermeintliche Verbesserung eine ungewöhnliche Stelle zum gewöhnlichen Sprachgebrauch ändert, als dass er eigenständig eine gängige Formulierung gegen eine ungewöhnliche Formulierung austauscht.«

98 Vgl. Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 95: »daß ein Stilist wie Kleist, wohlgemerkt in einer unmittelbaren Äußerung, in einer Zeile ›Seherin‹ – ›Schmutz‹ – ›Glanz‹ – ›Seele‹ hätte reihen können [!], ist unwahrscheinlich, zumal der Begriff der ›Seherin‹ einen Begriff wie ›Schmutz‹ ausschließt.« – Ähnlich argumentiert auch Müller-Seidel, Kleists Aktualität (Anm. 41), S. 9: »Es ist nirgends zu sehen, daß sich Kleist in Verbindung mit dem Wort ›Seele‹ einen Stilbruch des sprachlichen (oder poetischen) Ausdrucks erlaubt, um den es sich doch wohl handelt, wenn man die Lesart des mehr oder weniger zuverlässigen Abschreibers übernimmt.«

99 Vgl. Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 390: »Endlich: dieses Wort paßt überhaupt nicht in die Stilebene gerade dieser Korrespondenz. Es scheint mir also [!] in jeder Hinsicht ausgeschlossen.« – Müller-Seidel (Penthesilea, Anm. 44, S. 170) weist zusätzlich darauf hin, auch Marie von Kleist – deren Worte Kleist vermutlich zitiert oder paraphrasiert – habe brieflich stets »in einer sehr gehobenen Sprache« kommuniziert, weshalb gelte: »Daß sie so schreibt, wie es die Lesart oder ›Verlesart‹ des Herrn von Schütz überliefert, ist äußerst unwahrscheinlich. Auch dagegen spricht der zumeist hohe Ton ihrer Briefe.«

100 Vgl. Schlawe, Diskussion (Anm. 44), S. 390: »Nein überhaupt – im Briefzusammenhang ist der Schmutz unmöglich«.

Frau‹)[101] nicht vereinbar. Unseres Erachtens bleiben diese – oft apodiktisch vorgetragenen – Einwände unpräzise Behauptungen, solange Beschreibungskategorien wie ›Stilebene‹ oder ›Ton‹ nicht expliziert und intersubjektiv nachvollziehbar operationalisiert werden. Darüber, ob überhaupt ein bestimmtes ›hohes‹ Kommunikationsniveau vorliegt und ob damit bestimmte Formulierungen zwingend ausgeschlossen sind, besteht keine ausreichende Übereinkunft. Für die Textkritik sind solch unspezifische Argumente deshalb von geringem Wert.

(2) wird hinsichtlich der Referenz der fraglichen Aussage – ihres biographischen und psychologischen Realbezugs – darauf insistiert, Kleist könne zur Bezeichnung dessen wovon im Brief die Rede ist – nämlich vom ›Penthesilea‹-Drama und/oder seiner Titelfigur – unmöglich das Wort »Schmutz« verwendet haben, dieses sei mit seiner komplexen Persönlichkeit, seiner (moralischen) Selbstwahrnehmung und seinem Überzeugungssystem nicht vereinbar. Bei der Gegenüberstellung der fraglichen Formulierung mit deren (einigermaßen abstrakten) Referenz wird so getan, als habe Kleist – was absurd und ihm keinesfalls zuzutrauen wäre – in der Schütz'schen Lesart einen Tisch als ›Stuhl‹ bezeichnet. In einem poetischen Text sei derlei vielleicht vorstellbar, nicht aber »in einem diskursiven Text«, in welchem »vollgültige und diskursive Gehalte zur Diskussion stehen«.[102] Am deutlichsten findet sich dieses Argument formuliert bei Schlawe:[103]

> Aber gerade, daß er so komplex war, wie nur je ein produktiver Geist, das gibt ja der Schmutz-Deutung den Gnadenstoß. Kleist ist in keiner Hinsicht zimperlich: gerade *darum konnte er* Penthesileas Bisse […] *nicht* Schmutz nennen, weil es [sic] die Sache überhaupt nicht so empfand – sondern vielmehr als höchste Steigerung dionysischer Vitalität, als heroisch.

101 Vgl. Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 95: »Endlich scheint es mir, noch abgesehen von allem Zusammenhang, kaum denkbar, daß ein Angehöriger des Adels damals einer Dame seines Standes gegenüber ein derart niederes Wort überhaupt gebraucht haben könnte.« – Vgl. auch Müller-Seidel, Kleists Aktualität (Anm. 41), S. 10 und Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 503.

102 Schlawe, Kleists ›Schmerz‹ (Anm. 44), S. 496.

103 Ebd., S. 504 (Hervorhebung von uns); vgl. auch Schlawe, »Schmerz« oder »Schmutz«? (Anm. 44), S. 95.

Vorausgesetzt ist hier nicht weniger als eine Interpretation des Dramas und seiner Titelfigur sowie die introspektive Kenntnis der Anschauungen wie Selbsteinschätzung Kleists. Wenn als allgemeiner Grundsatz überzeugender, auf Verständigung bedachter Argumentation weiterhin gelten soll, zur Plausibilisierung einer strittigen These nicht auf seinerseits Strittiges zurückzugreifen, so erweist sich die Parallelisierung einer einzelnen – nicht eben deutlichen – Äußerung mit einem komplexen Dramentext (genauer: mit einer Interpretation desselben) als wenig aussichtsreiche Argumentationsweise. Dass andere Forscher keinerlei Bedenken hatten, die Formulierung »der ganze Schmutz und Glanz zugleich meiner Seele« als adäquate Beschreibung auf ›Penthesilea‹ zu beziehen, zeigt dies deutlich.

Als methodologischer Sonderfall sei abschließend (3) der – dem Anspruch nach als *Lösung* des textkritischen Problems eingeführte – Versuch Arthur Henkels erwähnt, die in einschlägigen Wörterbüchern so nicht nachweisbare Etymologie des Namens ›Penthesilea‹ (»penthos = Schmerz […] und […] silas = Glanz«) mit der (so die Schlussfolgerung: korrekten) Formulierung »Schmerz und Glanz« zu analogisieren.[104]

III. Schluss

Nach dem bisher Gesagten lässt sich Textkritik als bevorzugt auf induktive Argumente zurückgreifendes Verfahren beschreiben, dass aufgrund vergleichender Bezugnahmen auf repräsentative Datenmengen die Vereinbarkeit eines Zweifelsfalls mit einem für relevant erachteten (hier vor allem dem auktorialen) Regelsystem als mehr oder weniger wahrscheinlich beurteilt, das also »alle auffälligen, prima facie regelwidrigen Textelemente registriert, nach Kriterien überprüft und gegebenenfalls über ihren Status entscheidet«.[105]

Textkritik ist im Falle des Kleist-Beispiels eine kritische Beurteilung der Glaubwürdigkeit und Zuverlässigkeit des unserer Beobachtung zu-

104 Henkel, Noch einmal (Anm. 44), S. 91 f.; hierzu kritisch DKV 1997 (Anm. 36), S. 908. – Frage an den Leser: Angenommen Henkels etymologisch-onomatopoetische Hinweise wären zutreffend, welche textkritischen Schlüsse wären aus diesen zu ziehen?

105 Dedner, Ordnung editorischer Darstellungen (Anm. 32), S. 79.

gänglichen *Zeugnisses* einer auktorialen Schreibpraxis, die uns ihrerseits nicht durch die authentische, primäre Quelle eines Autographs unmittelbar gegeben ist. Wir wissen nicht, ob das *Zeugnis eines anderen*[106] hinsichtlich der Wiedergabe des Sprachgebrauchs des Autors zuverlässig ist. Bis zum Erweis des Gegenteils unterstellen wir präsumtiv, dass dies der Fall ist; und die Beweislast liegt bei denjenigen, die dies bestreiten.[107] Sobald wir unsicher sind und Anhaltspunkte haben zu *zweifeln* – etwa weil die fragliche Information nicht mit unserem sonstigen Wissen vereinbar ist oder wir die Autorität des Zeugen für prekär erachten,[108] stehen uns grundsätzlich zwei Möglichkeiten der Überprüfung zur Verfügung:

(1) können wir Informationen über denjenigen sammeln, dessen Zeugnis wir beurteilen wollen – z.B. indem wir analoge Fälle vergleichen, in denen das Bezeugte unserer Beobachtung direkt zugänglich und uns mithin eine vergleichende Beurteilung der Qualität des Zeugnisses möglich ist. In diesem Zusammenhang sind auch Erwägungen zu den möglichen Ursachen (sozusagen zur *ratio*) bestehender Abweichungen zwischen Zeugnis und Bezeugtem anzustellen. Die entsprechende Frage lautet im Kleist-Beispiel: *Ist Wilhelm von Schütz als Abschreiber zuverlässig*?

(2) ist das uns überlieferte Zeugnis daraufhin zu prüfen, ob und inwieweit es mit unserem sonstigen Wissen über das Bezeugte (hier also: einer historischen Sprachpraxis, von der immerhin anzunehmen ist, dass sie dem zeitgenössischen Sprachgebrauch folgt und darüber hinaus – so unterstellen wir präsumtiv – in ihren Eigenheiten eine gewisse diachronische Konsistenz aufweist) vereinbar ist. Die entsprechende Frage lautet im Kleist-Beispiel: *Ist die Variante »Schmutz« (a) einem*

106 Vgl. hierzu grundsätzlich Oliver Robert Scholz, Das Zeugnis anderer. Prolegomena zu einer sozialen Erkenntnistheorie, in: Erkenntnistheorie. Positionen zwischen Tradition und Gegenwart, hrsg. von Thomas Grundmann, Paderborn 2001, S. 354–417. – Eine andere Frage ist, ob das (autographe) Zeugnis *des Autors* bei der Wiedergabe ›des Textes‹ uneingeschränkt zuverlässig ist.

107 Vgl. weiterführend demnächst Annika Rockenberger und Per Röcken, Im Zweifel. Präsumtionsregeln als Element einer Methodologie neugermanistischer Textkritik (unveröffentlichtes Typoskript).

108 Vgl. hierzu erhellend Salmon, Logik (Anm. 27), S. 191–197 (»Das Argument gegen den Mann«).

Zeitgenossen oder (b) dem Autor zuzutrauen bzw. war es ihm möglich, die entsprechende Wendung (im gegebenen Kontext) zu gebrauchen?

Stark vereinfacht lässt sich das zu (b) gehörige Raisonnement folgendermaßen beschreiben: Wir unterstellen einer Person dispositionell (und praktisch) Konsistenz und sagen also etwa: Wie die Statistik zeigt, hat die Person in einer Situation des Typs S (definiert durch das Vorliegen bestimmter, *nicht nur* in der komplexen Situation s_1 vorliegender ko- und kontextueller Eigenschaften) immer oder doch meistens eine sprachpraktische Handlung des Typs H (mit einigen nicht nur in der komplexen Handlung h_1 vorliegenden Eigenschaften) vollzogen. Hier liegt eine Situation gleichen Typs vor. *Ceteris paribus* wird die Person also auch in s_2 genauso oder doch ähnlich handeln (d.i. ein durch eine probabilistisch-dispositionelle Gesetzeshypothese gestützter Analogieschluss). Bestätigt nun aber das *Zeugnis des anderen* diese heuristische Prognose *nicht*, so stellt sich die Frage, wie wir hierauf reagieren sollen.

Es konfligieren zwei Handlungsoptionen – und damit zwei allgemeine kommunikationstheoretische Basispostulate,[109] von denen eines aufzugeben ist: Wir können (a) das Zeugnis der Person A für unzuverlässig (fehlerhaft) erklären oder (b) annehmen, die Person B weiche – was ja prinzipiell jederzeit möglich ist – von ihren sonst dokumentierten Gewohnheiten ab. Wie unsere Entscheidung ausfällt, hängt von zusätzlichen Gegebenheiten und Überlegungen – im diskutierten Fall z.B. von ästhetischen Vorlieben des jeweiligen Forschers oder divergenten, zum Teil extrem voraussetzungsreichen Interpretationen relevanter Vergleichsfälle – ab, die es gegeneinander abzuwägen gilt. Zwar ist die Abweichung von einer für den Sprachgebrauch des Autors ermittelten Regularität – als *Unstimmigkeit* – ein (schwaches) Indiz für ein fehlerhaftes (punktuell falsches) Zeugnis. Fraglich ist indes, ob dies allein schon ein hinreichender Grund sein sollte, eine Korrektur des Zeugnisses zu erwägen und konjizierend einzugreifen; wobei überdies

109 Vgl. nur Oliver Robert Scholz, Präsumtionen, Rationalität und Verstehen, in: Rationalität, Realismus, Revision, hrsg. von Julian Nida-Rümelin, Berlin/New York 1999, S. 155–163 sowie Nicholas Rescher, Rule Conflicts, Higher Order Rules, and Rules of Reason, in: ders., On Rules and Principles. A Philosophical Study of their Nature and Function, Frankfurt am Main u.a. 2010, S. 15–25.

zu klären bliebe, *welche* der möglichen Alternativen[110] denn als wahrscheinlichste auszuweisen wäre. Grundsätzlich scheint in methodologischer Hinsicht zweckmäßiger (und Siegfried Scheibe und Hans Zeller haben für diese Konsequenz schon vor Jahrzehnten einschlägige Argumente geliefert):[111] *in dubio pro teste*.

110 Die entsprechende Frage lautet im Kleist-Beispiel: *Ist* »*Schmerz*« *tatsächlich die beste* (*wahrscheinlich richtige*) ›*Heilung*‹ *der unterstellten Textverderbnis*? Derjenige, der für einen Texteingriff (ob nun *ope coniecturae* oder *ope codicum*) votiert, hat also – wie gesagt – das *zusätzliche* Beweisziel, die Präferenz für einen *bestimmten* Verbesserungsvorschlag zu *begründen*.

111 Vgl. Zeller, Befund und Deutung (Anm. 11), S. 70: »Im Zweifelsfall hat der Texteingriff zu unterbleiben.« sowie Scheibe, Textkonstitution (Anm. 42), S. 43: »Als oberster Grundsatz für alle Eingriffe muß gelten, daß in Zweifelsfällen die Textgestalt des zugrunde liegenden Zeugen erhalten bleibt«; vgl. entsprechend auch Nutt-Kofoth, »Leid« oder »Lied« (Anm. 14), S. 158: »Im *Zweifelsfall* eher Dokumentation als Interpretation.«

Konrad Feilchenfeldt

Vierzig Jahre Brentano-Forschung

Ein Rückblick in autobiographischer Absicht*

›40 Jahre Brentano-Forschung‹ – so der Titel des vorliegenden Beitrags – mag nicht unbedingt für heftige Spannung sorgen. Forschungsgeschichte interessiert in der Regel nur dann eine breitere Öffentlichkeit, wenn Entdeckungen von welthistorischer Tragweite gemacht werden, also meistens im Bereich der Naturwissenschaft, der Medizin, gelegentlich vielleicht noch in der Archäologie. In der Literaturwissenschaft und schon gar in der Deutschen Philologie sind Entdeckungen nur in engeren Fach- und Liebhaberkreisen beachtet, beim Auftauchen verschollen geglaubter oder wiederentdeckter Handschriften.[1] Forschungsberichte aber, wie sie zu Beginn meiner akademischen Laufbahn noch zum eisernen Bestand sorgfältig rezipierter Fachliteratur gehörten, sind gegenwärtig immer weniger verbreitet, wenn nicht ganz verschwunden, und sie galten im übrigen schon vor Jahrzehnten auch in Fachkreisen als geradezu langweilig.[2] Im Falle von Clemens Brentano datieren die allerdings noch immer lesenswerten letzten Beispiele solcher For-

* Der vorliegende Aufsatz ist der überarbeitete, um Fußnoten und einen Anhang mit zwei bisher unpublizierten Briefen ergänzte Text eines Vortrags, den ich auf Einladung von Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken am 22. März 2011 im Frankfurter Goethe-Haus – Freies Deutsches Hochstift gehalten habe. Gewisse Stilmerkmale, die sich dem rhetorischen Anlass verdanken, sollten dabei nicht grundsätzlich beseitigt werden, vor allem nicht der autobiographische Blickwinkel der grammatikalischen ersten Person Singular.

1 Dazu exemplarisch den mit anekdotischen Erlebnissen angereicherten Vortrag vom 17. Januar 1970 für die Kurhessische Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft und die Goethegesellschaft Kassel von Jürgen Behrens, Über die seltsamen Schicksale von Dichterhandschriften, Kassel 1970.

2 Vgl. Georg Jäger, Der Forschungsbericht. Begriff – Funktion – Anlage, in: Beiträge zur bibliographischen Lage in der germanistischen Literaturwissenschaft. Im Auftrag der Ständigen Arbeitsgruppe für germanistische Bibliographie hrsg. von Hans-Henrik Krummacher, Boppard 1981 (= Kommission für Germanistische Forschung, Mitteilung 3), S. 73–92, hier: S. 83.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-005 | CC BY-NC-SA 4.0

schungsberichte, die das Gesamtwerk in den Blick nehmen, aus der amerikanischen Germanistik von John Fetzer und aus der deutschen von Wolfgang Frühwald und Bernhard Gajek aus den Jahren 1970/71, 73 und 78.[3] Seit damals gibt es zu Brentano keinen, den ganzen Autor umfassenden, einschlägigen Forschungsbericht mehr. Forschungsberichte sind jedoch – ich sagte es schon – nicht nur für Brentano aus der Mode gekommen; eine weitere immerhin noch erwähnungswürdige Veröffentlichung, die auch von der Fachwelt wie eine Art Forschungsbericht gelesen werden kann, datiert aus dem Jahr 1985 und ist der in der Reihe ›Realien zur Germanistik‹, in der bekannten ›Sammlung Metzler‹ erschienene Clemens Brentano-Band der österreichisch-amerikanischen Germanistin Helene Kastinger Riley.[4]

Mit diesen Feststellungen soll allerdings nicht der Eindruck entstehen, dass es in Ermangelung von nachweisbaren neueren Forschungsberichten seit den achtziger Jahren zu Brentano auch keine Brentano-Forschung mehr gibt, über die hätte berichtet werden können; das wäre zu vorschnell geschlussfolgert. Es wäre nur möglicherweise nicht unzweckmäßig, darüber nachzudenken, einerseits, warum der Forschungsbericht als Fachveröffentlichung offenbar kein Ansehen mehr genießt, und andererseits, inwiefern es sinnvoll wäre, auf den Verlauf der Brentano-Forschung seit Kastinger Rileys ›Realien‹-Band über Brentano zurückzublicken und darüber nachzudenken, was für Ergebnisse aus diesem Forschungszeitraum für das Brentano-Bild aufgerufen und festgehalten werden können. Dabei kann ich diesen Vorschlag hier nur zu bedenken geben, denn ich möchte gleichzeitig auch der falschen Erwartung vorbeugen, dass es nämlich hier darum gehen könnte, den seit den achtziger Jahren fehlenden Forschungsbericht zu Brentano nachzuliefern und damit dieses seit einem Vierteljahrhundert offensichtlich bestehende Defizit in einem zeitlich viel zu eng befristeten Beitrag beseitigen und die manifest gewordene Lücke in der Berichterstattung

3 John F. Fetzer, Old and New Directions in Clemens Brentano Research (1931–1968) I/II, in: Literaturwissenschaftliches Jb. N.F. 11 (1970), S. 87–119; N.F. 12 (1971), S. 113–203. – Wolfgang Frühwald, Stationen der Brentano-Forschung 1924–1972, in: Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 47 (1973), Sonderheft, S. 182*–269*. – Bernhard Gajek, Die Brentano-Literatur 1973–1978. Ein Bericht, in: Euphorion 72 (1978), S. 439–502.

4 Helene M. Kastinger Riley, Clemens Brentano, Stuttgart 1985 (= Sammlung Metzler 213).

über den Verlauf der zwischenzeitlich fortgeschrittenen Brentano-Forschung befriedigend schließen zu können. Meine Absicht ist vielmehr zurückzublicken aus der Perspektive und vom Standpunkt eines Betrachters, der sich seinem Gegenstand im Sinne seiner, wie man heute modern sagen würde, ›Materialität‹ zu nähern versucht hat, also weder als Berichterstatter über das, was inzwischen als Forschungsergebnis aus einer Reihe von Veröffentlichungen erst einmal aufgearbeitet und dann nacherzählt werden müsste, noch alternativ dazu als Anhänger eines Erkenntnisinteresses, das seine Impulse weniger der empirischen Arbeit an der Sache selbst als ihrer theoretischen Grundlegung im epistemologischen Diskurs des Faches verdankt, und vermutlich steckt in dieser Alternative von Interessenkollusion, nämlich zwischen einerseits – grob gesagt – Forschungsgeschichte und andererseits Literaturtheorie, eine der Erklärungen dafür, warum der alte Forschungsbericht heute an Akzeptanz im Wissenschaftsbetrieb verloren hat, d.h. warum möglicherweise der angehende Philologe vor der Forschung allein schon wegen ihrer empirischen Verästelungen zurückschreckt und sich methodisch zunächst lieber gegenwartsbezogen und aktuell der modernen Theoriediskussion zuwendet.

Der Anreiz der empirischen Forschung ist jedenfalls in der Tat auch nicht immer auf Anhieb erkennbar. Forschung erfordert Zeit und vor allem glückliche Umstände, ohne die sich der Forscher in endlose Labyrinthe unerschlossener Informationen verirren kann und Gefahr läuft, keinen Ausweg mehr aus dieser Lage zu finden; aber auch davon soll jetzt nicht die Rede sein. Ich möchte vielmehr von den glücklichen Umständen aus meiner eignen Forschungsarbeit berichten, die letztlich gar nicht nur als mein eigenes Verdienst betrachtet werden können, sondern zu einem wesentlichen Teil aus der Konstellation resultieren, dass ich im Herbst 1969 als Wissenschaftlicher Mitarbeiter in die Brentano-Abteilung des Freien Deutschen Hochstifts eintrat,[5] und aus diesem Grund beginnt mein Rückblick vor 40 oder sogar vor etwas mehr als 40 Jahren und nicht bei Kastinger Rileys Brentano-Taschenbuch aus dem Jahr 1985. 40 Jahre sollen auch zu verstehen geben, wann ein Lebensabschnitt zu einem Abschluss gekommen sein könnte, der im Herbst 1969 mit dem Eintritt in die akademische Welt der Brentano-

5 Vgl. Detlev Lüders (u.a.), Freies Deutsches Hochstift. Jahresbericht 1969, in: Jahrb. FDH 1970, S. 437–482, hier: S. 440.

Forschung begann und der im Herbst 2009 mit dem Abschied aus dem akademischen Lehrberuf endete, wobei es denkbar wäre, auch aus dieser Perspektive, nämlich in ihrer Negation Forschung und Lehre als eine Einheit zu betrachten, d.h. dass es ohne Lehre sinnvollerweise auch keine Forschung mehr geben sollte.

* * *

Als ich zum 1. Oktober 1969 als wissenschaftlicher Mitarbeiter in die Brentano-Abteilung des Freien Deutschen Hochstifts eintrat, hatte ich eine festumrissene Aufgabe. Ich sollte die Bibliographie der Erstveröffentlichungen von Brentano überarbeiten und damit eines der dringendsten Desiderate der damaligen Hauptherausgeber erfüllen helfen. Es ging dabei darum, dass Brentano schon als junger Autor zahlreiche seiner Werke, vor allem Gedichte, aber auch Aufsätze, anonym in Almanachen, Taschenbüchern, aber auch in Zeitschriften und Journalen zu veröffentlichen pflegte, und es bestand damals die Befürchtung bzw. Hoffnung, dass es in solchen zeitgenössischen Publikationsorganen möglicherweise noch unentdeckte Brentano-Texte geben könnte, die im Rahmen der geplanten historisch-kritischen Gesamtausgabe des Freien Deutschen Hochstifts, der Frankfurter Brentano-Ausgabe, erstmals identifiziert und wieder bekannt gemacht werden sollten.[6] Das Aufspüren solcher unbekannter Texte war deswegen zwar aus heutiger Sicht wohl nicht so ohne weiteres nachvollziehbar, aber wenigstens frei von allem Vorurteil in die noch gänzlich unbelastete Zuständigkeit eines Anfängers, der ich damals war, delegiert. Nur hatte ich aus der Arbeit an meiner Dissertation genau solche Erfahrungen gemacht, die ich jetzt wiederholen sollte, und darüber wurde auch im Vorstellungsgespräch, zu dem mich der damalige Direktor des Hochstifts Detlev Lüders eingeladen hatte, ausführlich gesprochen. Ich hatte aufgrund meiner Quellenstudien in verschiedenen deutschen Archiven und Bi-

6 Vgl. Jürgen Behrens, Wolfgang Frühwald, Detlev Lüders, Zum Stand der Arbeiten an der Frankfurter Brentano-Ausgabe, in: Jahrb. FDH 1969, S. 398–426, hier: S. 413: »Auch ist die zeitgenössische Almanach- und Zeitschriftenliteratur noch nicht genügend nach unbekannten, gezeichneten, pseudonymen oder anonymen Beiträgen Brentanos durchforscht worden. Für diese Erfolg versprechende, aber zeitraubende Aufgabe wurde 1969 in der Brentanoredaktion des Hochstifts eine neue Stelle errichtet.«

bliotheken eine Fülle bisher unbekannt gewesener, größtenteils anonymer Aufsätze entdeckt, deren Verfasser Karl August Varnhagen, später mit dem Adelsprädikat von Ense, die historische Persönlichkeit war, mit deren tages- und zeitgeschichtlichen Publikationen ich mich in meiner Dissertation beschäftigt hatte.[7] Varnhagen gehörte außerdem an zentraler Stelle in die Lebensgeschichte Brentanos,[8] und ich fühlte mich deswegen der mir gestellten Aufgabe gegenüber nicht völlig ratlos.

Hinzu kam, dass anders als bei Varnhagen, Brentanos bekannte Erstveröffentlichungen bereits sehr viel besser erschlossen waren, als ich mich mit ihm zu beschäftigen begann. In seinem Fall gab und gibt es noch die bis heute für die Erschließung seiner Werke maßgebliche, personal-bibliographische ›Brentano-Bibliographie‹ von Otto Mallon aus dem Jahr 1926[9] und damit ein Hilfsmittel, das bereits eine Fülle solcher entlegener Veröffentlichungen identifiziert hatte, wie ich sie nunmehr in einem neuen Anlauf zusätzlich erschließen sollte. Hinzu kam ferner auch, dass aus dem Kreis der damaligen Brentano-Experten – und ich nenne dazu respektvoll die Namen Heinz Rölleke und Wolfgang Frühwald – weiterführende Ergebnisse ermittelt und teilweise auch zur Veröffentlichung bereits in Arbeit waren, als ich als Neuling bei dieser bibliographischen Suche meine ersten Schritte machte, und ich nenne dazu die von Rölleke in der ›Badischen Wochenschrift‹ 1806/07 und die auf einen Hinweis von Frühwald in der Zeitschrift ›Der Katholik‹ 1828 neuentdeckten, anonym publizierten Brentano-Aufsätze, die zusätzlich zu den bereits aus diesen beiden Zeitschriften bekannten, anderen Brentano-Beiträgen nachgewiesen werden konnten;[10] es ist klar, dass diese Entdeckungen, insofern sie

7 Dazu die in Buchform erschienene Version meiner Dissertation: Varnhagen von Ense als Historiker, Amsterdam 1970, S. 345–349, mit einer für den damaligen Stand der Varnhagen-Kenntnis exemplarischen Liste neuentdeckter und -bibliographierter Beiträge Varnhagens in Zeitschriften und Zeitungen.

8 Vgl. dazu die einschlägige Darstellung in der jüngsten, repräsentativen Brentano-Biographie von Hartwig Schultz, Schwarzer Schmetterling. Zwanzig Kapitel aus dem Leben des romantischen Dichters Clemens Brentano, Berlin 2000, S. 304–316 u. ö.

9 Brentano-Bibliographie (Clemens Brentano, 1778 bis 1842), hrsg. von Otto Mallon, Berlin 1926 (Nachdruck Hildesheim 1965).

10 Erste Hinweise enthält dazu Frühwald, Stationen der Brentano-Forschung (Anm. 3), S. 193* und 199*, Anm. 48 und 77. – Die aus den hier erwähnten Re-

Neuentdeckungen waren, bei Mallon bibliographisch noch nicht erfasst sind, weil bei Mallon die, wie man sagt, ›Berichtszeit‹ mit dem Erscheinungsjahr seiner Bibliographie spätestens im August 1926 endet,[11] und somit sind auch alle nach diesem Datum bibliographisch erschlossenen Brentano-Texte, sofern sie nicht schon bei Mallon registriert sind, als Neuentdeckungen zu betrachten. Mallon hätte allerdings die von Rölleke neuentdeckten und 1973 mitgeteilten Brentano-Beiträge aus der ›Badischen Wochenschrift‹ ebenso bereits ausfindig machen können, wie die erst auf Anregung von Frühwald hin neuentdeckten anonymen Brentano-Aufsätze im ›Katholiken‹, und letztere vor allem deshalb, weil ein erster Hinweis auf die Spur, die zu dieser Entdeckung führte, bereits in einem von Wilhelm Kreiten veröffentlichten Aufsatz 1878 in den ›Stimmen aus Maria-Laach‹ anzutreffen ist,[12] das heißt: Mallon hat also auch nicht alles erfasst und gefunden, was er zu seiner Zeit bereits hätte erfassen und finden können, und Frühwald ist diesem von Mallon übersehenen Hinweis von Kreiten nur erstmals mit Entschiedenheit weiter nachgegangen. Es lohnt sich daher die ältere Brentano-Literatur nicht etwa einfach beiseite zu legen, sondern durchaus genau zu lesen, und es ist deswegen bereits an dieser Stelle nachdrücklich auf den Verfasser des zitierten Aufsatzes, nämlich auf den Jesuiten Wilhelm Kreiten hinzuweisen. Er steht rückblickend betrachtet im Zentrum aller meiner Brentano-Recherchen, zusammen mit seinem Ordensmitbruder Johann Baptist Diel, aus dessen Nachlass er eine erste umfangreiche Brentano-Biographie veröffentlichte, ein Erinnerungsbuch,

cherchen hervorgegangenen Veröffentlichungen finden sich bei Heinz Rölleke, Neuentdeckte Beiträge Clemens Brentanos zur ›Badischen Wochenschrift‹ in den Jahren 1806 und 1807. Rezeption deutscher Literatur des 16. und 17. Jahrhunderts in der Romantik, in: Jahrb. FDH 1973, S. 241–346, und unter der Rubrik ›Korrespondenzartikel nach Briefen Brentanos in der Zeitschrift »Der Katholik«, bearbeitet von Andreas Räß‹, in: Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 22,1–2: Die barmherzigen Schwestern. Kleine religöse Prosa, hrsg. von Renate Moering, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1985–1990, Teil 1: [Text], S. 665–695; Teil 2: Lesarten und Erläuterungen, S. 314–349.

11 Vgl. Mallon, Brentano-Bibliographie (Anm. 9), Vorwort, o. S.

12 Vgl. Wilhelm Kreiten, Vier ungedruckte Briefe von Cl. Brentano. (Ein Beitrag zur Geschichte der katholischen Publicistik im Anfange dieses Jahrhunderts), in: Stimmen aus Maria-Laach 15 (1878), S. 89–108, 192–207, 299–317, hier: S. 307, Anm. 1. Ferner Frühwald, Stationen der Brentano-Forschung (Anm. 3), S. 199*, Anm. 77.

das ebenfalls im Jahr 1878 aus Anlass von Brentanos 100. Geburtstag erschien, gleichzeitig aber ein bis heute benutztes Standardwerk der Brentano-Forschung geblieben ist, vor allem dank seines Gehalts an Quellenzeugnissen, die teilweise anderweitig als bei Diel und Kreiten noch nicht wieder zugänglich geworden sind.[13]

Das eine Jahr, in dem ich als wissenschaftlicher Mitarbeiter am Freien Deutschen Hochstift angestellt war, begann schon bald dahin zu fliegen. Mit der mir aufgetragenen Arbeit ging es nicht voran, denn ich musste mich bei meinem Vorgehen ganz auf mich selbst verlassen. Ich sollte zunächst die in der Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts vorhandenen Almanache und Taschenbücher heranziehen und durchsehen. Dabei sollte ich die anonymen oder pseudonym gezeichneten Beiträge auf stilistische Merkmale hin prüfen, die auf eine Verfasserschaft von Brentano Rückschlüsse zulassen könnten, ein Verfahren, das nicht nur im Fall von Brentano höchst spekulativ bleiben musste und keine sicheren Ergebnisse zutage fördern konnte, sondern auch bei der Zuschreibung anderer Werktexte anonymer oder pseudonymer Autoren in die Irre geführt hat, so zum Beispiel im berühmten Fall des Romans ›Nachtwachen von Bonaventura‹; der tatsächlichen Verfasserschaft dieses Buches kam wenig später auch Jost Schillemeit nicht etwa nur auf der Grundlage stilistischer Analysen auf die Spur, sondern auch dank bibliographischer Recherchen.[14] Trotzdem war mir aufgetragen so wie beschrieben vorzugehen, doch brach ich den Weg über die stilistische Analyse anstelle bibliographischer Recherche schon bald darnach ab, denn die Ergebnisse blieben aus, und ich begann mich einfach in das

13 Vgl. Johannes Baptista Diel, Clemens Brentano. Ein Lebensbild nach gedruckten und ungedruckten Quellen, ergänzt und hrsg. von Wilhelm Kreiten, 2 Bde., Freiburg im Breisgau 1877–1878.

14 Vgl. Jost Schillemeit, Bonaventura. Der Verfasser der ›Nachtwachen‹, München 1973; wieder in: ders., Jost Schillemeit, Studien zur Goethezeit, hrsg. von Rosemarie Schillemeit, Göttingen 2006, S. 309–437. – Der Fall ist immerhin schon deswegen eine Erwähnung in diesem Zusammenhang wert, weil die ›Nachtwachen von Bonaventura‹ zeitweise durchaus als pseudonyme Brentano-Veröffentlichung aufgeschlüsselt und bezeichnet worden sind, vgl. Mallon, Brentano-Bibliographie (Anm. 9), S. 191–194, Nr. 323. Ein weiterer Versuch zielte darauf ab, Brentano wenigstens als Mitverfasser glaubhaft zu machen, in Zusammenarbeit sowohl mit Sophie Mereau, als auch mit Achim von Arnim, vgl meinen Aufsatz: Brentano-Funde. Ergebnisse einer bibliographischen Spurensuche, in: Jahrb. FDH 1995, S. 57–73, hier: S. 66, Anm. 28.

älteste bibliographische Handbuch der deutschen Literaturwissenschaft zu vertiefen, in den ›Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen‹ von Karl Goedeke, und ich erinnere mich noch gut, wie der damalige Direktor Detlev Lüders seiner Aufsichtspflicht nachkam und mich deswegen zur Rechenschaft ziehen wollte, da ich mich meiner Aufgabe nicht sachgemäß zu widmen schien. Ich hatte jedoch Glück, denn ich konnte ihm gerade in dieser Situation einen meiner ersten tatsächlichen Funde bekannt geben, nämlich einen bei Goedeke nicht unter dem Paragraphen ›Clemens Brentano‹, sondern unter dem Paragraphen ›Friedrich Wilhelm Gubitz‹ registrierten Brief Brentanos an Gubitz und damit verbunden einen noch zu Brentanos Lebzeiten zustande gekommenen Vorabdruck aus seinem von 1813/14 stammenden Festspiel mit dem Titel ›Am Rhein, am Rhein!‹. Es handelte sich dabei um eine Veröffentlichung, die wie der angegebene Brief ebenfalls nicht bei Mallon registriert und auch später noch nicht ermittelt worden war, also eine erste Trouvaille auf dem mir vorgezeichneten Arbeitsfeld der bibliographischen Recherche, für die ich angestellt worden, die damit aber noch keineswegs abgeschlossen war.[15] Es ging nämlich darum, dass ein Exemplar der von Gubitz herausgegebenen Zeitschrift ›Der Gesellschafter‹ durch den bibliothekarischen Fernleihverkehr erst ermittelt werden musste, in der der festgestellte Vorabdruck erschienen war, und es zeigte sich, dass der gesuchte Jahrgang 1838 dieser Zeitschrift nur in einem sogar vollständigen Exemplar und zwar weltweit nur in dem damals einzigen nachgewiesenen in der Library of Congress in Washington konsultiert werden konnte. So ließen sich zunächst die gesuchten Seiten wenigstens als Fotokopien bestellen, und ich hatte später das Glück, während einer USA-Reise und eines Aufenthalts in Washington die 32 Jahrgänge, in der Regel zu je vier Teilen, also ca. 128 Bände des ›Gesellschafters‹ in der Library of Congress sogar mit Magazinerlaubnis auszuleihen und durchzublättern, und ich bin später in meinem ganzen Leben nie mehr an einem Ort so vielen Menschen unterschiedlichster nationeller und kultureller Herkunft be-

15 Vgl. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift, Bd. 15,4: Wiener Festspiele. Prosa zu den Dramen. Lesarten und Erläuterungen. Unter Mitarbeit von Simone Leidinger, Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross, Stuttgart 2008, S. 171–181, 183.

gegnet wie unter den freundlich mit mir kommunizierenden Magazinerinnen und Magazinern, mit denen ich damals gemeinsam die Fahrstühle im Büchersilo der Library of Congress benutzen durfte.

Ich hatte in der Zwischenzeit außerdem noch in der Handschriftensammlung des Freien Deutschen Hochstifts einen Brief von Gubitz an Brentanos Schwägerin Emilie Brentano-Genger entdeckt, den niemand bis dahin richtig gelesen und später mein befreundeter Trierer Kollege Gerhard Schaub erstmals publiziert hat. Der Brief war für mich deswegen interessant, weil Gubitz darin behauptete, in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift ›Der Gesellschafter‹ anonyme Beiträge Clemens Brentanos veröffentlicht und mit der Sigle C oder Cl sozusagen als Abkürzung für den Vornamen Clemens gekennzeichnet zu haben. Deswegen war es im ›Gesellschafter‹-Exemplar der Library of Congress ebenfalls für mich interessant, an einer Stelle eine ältere handschriftliche Eintragung feststellen zu können, die eine solche Cl-Sigle zu einem ganzen Wort ergänzte, und zwar stand da nicht Clemens zu lesen, sondern vermutlich in richtiger Zuschreibung H. Clauren, d.h. das Schriftstellerpseudonym des zu seiner Zeit berühmten Trivialautors Carl Heun, der vor allem durch die Parodien seiner Bücher durch Wilhelm Hauff in der Literaturgeschichte bekannt geblieben ist.[16] Sie finden diese seit den siebziger Jahren für die Brentano-Forschung relevant gewordenen Ergebnisse – auch aus meinem USA-Aufenthalt – übrigens erst sehr viel später in einem Beitrag eines Tagungsbandes aus dem Jahr 2006 zusammengestellt, und zwar ganz im Zeichen jener labyrinthischen Verirrungen, von denen im Zuge solcher Recherchen schon die Rede war, nämlich in einem Kontext, der auf Werk und Person von Jeremias Gotthelf fokussiert ist.[17]

* * *

16 Vgl. Andrea Hahn, H. Clauren, in: Literatur Lexikon. Autoren und Werke deutscher Sprache, hrsg. von Walther Killy, Bd. 2, Gütersloh und München 1989, S. 427.

17 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentanos journalistische Beiträge – mit einem gezielten Blick auf seine Zusammenarbeit mit Friedrich Wilhelm Gubitz, in: Jeremias Gotthelf – Wege zu einer neuen Ausgabe, hrsg. von Barbara Mahlmann-Bauer und Christian von Zimmermann, Tübingen 2006 (= Beihefte zu editio 24), S. 123–145.

Ich bin meiner Geschichte inzwischen vorausgeeilt und kehre zu den zwölf Monaten als wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Brentano-Abteilung und beim Freien Deutschen Hochstift zurück, übrigens meiner ersten Anstellung überhaupt. Die auf eigene Faust unternommene Durchsicht des Goedeke erwies sich als ein guter Einfall; denn mit der systematischen Lektüre der Taschenbücher und Almanache aus den damals teilweise noch ziemlich verstaubten Bibliotheksbeständen des Hauses kam ich zu keinem produktiven, d.h. unter anderem zu einem eindeutig negativen Ergebnis, dass nämlich die Verfasserschafts-Initialen C.B. eines kleinen Gedichtzyklus in Fouqués ›Frauentaschenbuch für das Jahr 1822‹ sicher nicht auf Clemens Brentano zutreffen, sondern vermutlich Caroline Brachmann (1777–1822) zuzuordnen sind.[18]

Zum Glück wurde mir unerwarteterweise bald die Koordination der ersten Brentano-Ausstellung, die im Hochstift 1970 eröffnet werden sollte, übertragen, auch wenn ich mir dabei wiederum nicht als altgedienter Fachmann, sondern als unbelasteter Anfänger vorkommen musste. Aber alles klappte weitgehend und ohne ernsthafte Überraschungen, auch der Katalog, der heute immer noch ein gefragter Brentano-Titel, aber natürlich längst vergriffen ist.[19] Am aufregendsten dürfte dabei der Auftrag gewesen sein, die beiden als Ausstellungsexponate vorgesehenen, von Joseph Karl Stieler gemalten Porträtgemälde von Franz und Antonie von Brentano-Birkenstock aus dem Brentano-Haus in Winkel am Rhein verpackt im geöffneten VW-Cabrio bei strahlendem Wetter nach Frankfurt an den Großen Hirschgraben zu transportieren.[20] Aber meine Mutter, die nicht nur eine gute Fotografin, sondern auch eine bekannte Kunsthändlerin gewesen ist,[21] pflegte es mit ihr anvertrauten Kunstwerken nicht anders zu machen, wenn das Wetter gut war, und auch dieser Transport verlief ohne Zwischenfall.

18 Vgl. meinen Aufsatz: Brentano-Funde (Anm. 14), S. 68 f., Abb. 2.

19 Vgl. Freies Deutsches Hochstift. Frankfurter Goethemuseum. Clemens Brentano. Ausstellung. 22. Juni bis 20. September 1970. Katalogbearbeitung: Jürgen Behrens, Henning Boetius, Konrad Feilchenfeldt, Detlev Lüders, Jürg Mathes, Bad Homburg vor der Höhe 1970.

20 Ebd., Nr. 70 und 71.

21 Vgl. Marianne Feilchenfeldt Breslauer, Bilder meines Lebens. Erinnerungen, Wädenswil 2009.

Es stellte sich am Ende des Hochstifts-Jahres jedenfalls heraus, dass es mit der von den Herausgebern der Brentano-Ausgabe vorgegebenen Methode für die Brentano-Bibliographie nichts Neues zu entdecken gab, sondern es brauchte eine andere Art von Recherche oder Forschung. Ich hatte drei Semester in Hamburg studiert und mich im Zuge meiner Dissertation, ohne die Folgen davon abschätzen zu können, der Epoche der sogenannten Freiheits- oder Befreiungskriege zugewandt, in der auch Brentano als Autor seine Verbindungen spielen ließ und wie Varnhagen journalistisch und poetisch an der tagespolitischen Meinungsbildung mitwirkte. Dabei konnte ich allerdings nicht ahnen, dass in Hamburg, wo Varnhagen seine ersten publizistischen Schritte in die Tagespolitik führten, auch in Brentanos Entwicklung eine Schnittstelle seines journalistischen Wirkens gewesen ist, und ich staunte nicht wenig, als ich in einem antiquarisch erworbenen Exemplar ›Hamburger geschichtliche Beiträge. Hans Nirrnheim zum siebzigsten Geburtstage‹, aus dem Jahr 1935, in einem, allerdings sehr gründlichen, aber in der neueren Forschung relativ unbeachtet gebliebenen Aufsatz über Philipp Otto Runges älteren Bruder Johann Daniel – sie haben beide mit Brentano korrespondiert – einen Hinweis auf einen bisher zwar bekannten, aber für den Druckort auch von Mallon bisher nicht ermittelten Zeitungsartikel geliefert bekam.[22] Dieser Artikel, der sich 1815 mit politischen Verdächtigungen des preußischen Geheimrats Schmalz gegen Schleiermacher und Niebuhr auseinandersetzte, ist nicht, wie Mallon noch vermutete, in den ›Berlinischen Nachrichten von Staats- und Gelehrten Sachen‹ erschienen, und er hat in dieser Zeitung nach eigenen Angaben den gesuchten Aufsatz auch zu Recht nicht finden können; denn sein Druckort ist Hamburg im dort erschienenen ›Deutschen Beobachter von Staats- und Gelehrten Sachen‹, und von diesem Befund

22 Kurt Detlev Möller, Johann Daniel Runge, der Bruder des Malers Philipp Otto Runge, in: Hamburger Geschichtliche Beiträge. Hans Nirrnheim zum siebzigsten Geburtstage am 29. Juli 1935, Hamburg 1935, S. 179–237. – Die nur ungenügende Rezeption dieses Aufsatzes belegt auch der in seinem Anhang erstmals veröffentlichte Brief von Johann Daniel Runge an Achim von Arnim, vom 27. August 1812 (ebd., S. 221 f.), wird dieser Brief doch später erneut mit dem Anspruch einer Erstveröffentlichung wieder abgedruckt, in: Unbekannte Briefe von und an Achim von Arnim aus der Sammlung Varnhagen und anderen Beständen, hrsg. und. kommentiert von Hermann F. Weiss, Berlin 1986 (= Schriften zur Literaturwissenschaft 4), S. 242–244.

kann man sich durch den gerade erwähnten Aufsatz über Runges älteren Bruder bzw. einen in diesem Aufsatz abgedruckten Brief dieses Bruders an Brentano überzeugen; ein Exemplar dieser Zeitung befindet sich im Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg.[23] Nachdem der preußische König alle weitere öffentliche Diskussion über die von Schmalz in einer Broschüre ausgestreuten politischen Verdächtigungen gegen revolutionäre Umtriebe in Preußen untersagt hatte, war Hamburg eine pressepolitische Ausweichstation geworden, die Brentano mit seinem in Preußen verbotenen Text zielsicher anvisierte, dagegen konnte eine von ihm gegen Schmalz geschriebene dramatische Satire damals und zu Brentanos Lebzeiten auch später nicht mehr gedruckt werden und wartet deswegen immer noch auf ihre Erstveröffentlichung, und zwar im Rahmen der vom Freien Deutschen Hochstift veranstalteten historisch-kritischen Gesamtausgabe seiner Werke.[24]

Dass Brentano jedoch mit Hamburg eine besonders vielseitige Verbindung hatte, geht aus verschiedensten Indizien hervor, einem handschriftlich im Nachlass des Hamburger Verlegers Perthes überlieferten Gedicht[25] und aus seinem Briefwechsel mit Philipp Otto Runge und

23 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentanos publizistische Kontakte mit Hamburg. Neuentdeckte Beiträge zum ›Franckfurter Staats-Ristretto‹ und zu ›Der deutsche Beobachter‹ im Jahr 1815, in: Aurora. Jb. der Eichendorff-Gesellschaft 36 (1976), S. 47–60, hier: S. 51–58 und S. 59, Anm. 18.

24 Vgl. Jürgen Behrens (u.a.), Zum Stand der Arbeiten an der Frankfurter Brentano-Ausgabe (Anm. 6), S. 412. Zur archivalischen Beschreibung der überlieferten Handschrift vgl. Clemens Brentano, Werke, Bd. 4: Dramen, hrsg. von Friedhelm Kemp, München ²1978, S. 901.

25 Es handelt sich um eine eigenhändige Handschrift von Clemens Brentano mit dem Text des Gedichts ›Bei dem Tode Grafen Christian zu Stollberg gefallen in St. Amand, den 18. Juni 1815‹ (Staatsarchiv der Freien und Hansestadt Hamburg, Familienarchiv Perthes, I 9 e 62/63). Vgl. Clemens Brentano, Werke, Bd. 1: Gedichte, Romanzen vom Rosenkranz, hrsg. von Wolfgang Frühwald, Bernhard Gajek und Friedhelm Kemp, München ²1978, S. 320–322 (Text), 1116 f. (Erläuterungen). Der von Mallon, Brentano-Bibliographie (Anm. 9), S. 255, Nr. 295a nachgewiesene Brentano-Brief an Perthes von Anfang 1810 ist im Familienarchiv Perthes im Hamburger Staatsarchiv nicht erhalten. Vgl. Clemens Theodor Perthes, Friedrich Perthes Leben. Nach dessen schriftlichen und mündlichen Mittheilungen aufgezeichnet, Bd. 1, Hamburg und Gotha 1848, S. 208. Freundliche Auskunft des Hamburger Staatsarchivs mit Schreiben vom 9. August 1971.

mit dessen älterem Bruder Johann Daniel Runge.[26] Mit ihm muss Brentano auch in Verbindung gestanden sein, als Johann Daniel Runge 1839 die ›Hinterlassenen Schriften‹ seines 1810 verstorbenen Bruders Philipp Otto edierte und in dieser Edition mit Brentanos Einverständnis auch dessen Briefe an Philipp Otto veröffentlichte; Kontakte hatte aller Wahrscheinlichkeit nach Brentano mit Johann Daniel Runge aber auch schon früher, als dieser 1815 bei der Herausgabe weiterer norddeutscher Presseorgane, beim ›Orient oder Hamburgisches Morgenblatt‹ und beim ›Nieder-Elbischen Merkur‹ beschäftigt war, und Brentano in diesen beiden Blättern je eine Anzeige seines Festspiels ›Viktoria und ihre Geschwister‹ veröffentlichte, und wir wissen von diesen Anzeigen übrigens bereits aus der ›Brentano-Bibliographie‹ von Mallon.[27]

Zu einem weiteren Fund führte aber auch in diesem Fall die Verbindung mit Varnhagen, wobei das Vorgehen unsystematischer nicht hätte organisiert werden können; denn er verdankte sich allein der eigenen – meiner – Lebensstation als Brentano-Philologe in Frankfurt. Schon lange hatte ich mir deswegen vorgenommen, das Frankfurter Stadtarchiv in einer Angelegenheit zu konsultieren, die mit dem kleinen Korpus einiger erhalten gebliebener Briefe Varnhagens an einen so wie er selbst später Diplomaten in preußischen Diensten namens Friedrich von Otterstedt zusammenhing. Varnhagen zitiert in einem dieser Briefe 1815 einen von ihm selbst verfassten Presseartikel über den preußischen Staatskanzler Fürsten Hardenberg, als dessen Druckort er ohne genaue Namensnennung eine damals in Frankfurt erscheinende Tageszeitung angibt.[28] Deswegen führte mich mein Weg ins Frankfurter

26 Vgl. meine Edition: Clemens Brentano. Philipp Otto Runge, Briefwechsel, hrsg. und kommentiert, Frankfurt am Main 1974 (= Insel-Bücherei 994). Zum Briefwechsel Brentanos mit Johann Daniel Runge, meinen Aufsatz: Clemens Brentanos publizistische Kontakte mit Hamburg (Anm. 23), S. 58, Anm. 2.

27 Vgl. Mallon, Brentano-Bibliographie (Anm. 9), S. 61 und 62 f., Nr. 60 und 62. – Zu Brentanos Mitwirkung bei der Veröffentlichung seiner Briefe an Philipp Otto Runge in dessen ›Hinterlassenen Schriften‹ vgl. Wilhelm Schellberg, Clemens Brentano und Philipp Otto Runge, in: Literaturwissenschaftliches Jb. 8 (1936), S. 166–215, hier: S. 200–206.

28 Vgl. mein Buch: Varnhagen von Ense als Historiker (Anm. 7), S. 199, Anm. 28. In seinem Brief an Friedrich von Otterstedt schreibt Varnhagen am 30. August 1815: »Unser Kanzler hat das Seinige redlich gethan, und thuts noch, aber ich wünschte, daß alle Welt es wüßte; lassen Sie aus dem deutsch. Beobachter einen Aufsatz ü. diesen Gegenstand in die Fftr Zeitung aufnehmen; der Aufsatz enthält

Stadtarchiv, wo sich herausstellte, dass die für meine Suche einschlägige Zeitung nur das sogenannte ›Franckfurter Staats-Ristretto‹ sein konnte, und ich fand in dieser Zeitung schließlich auch die Hardenberg-Würdigung, die für den Fall einer dermaleinst denkbaren Edition der zitierten Varnhagen-Briefe eine wichtige Kommentarinformation enthielt.[29] Das war jedoch nicht der einzige Ertrag, denn beim Blättern des einschlägigen Zeitungsjahrgangs 1815, in dem Varnhagens Hardenberg-Aufsatz erschienen sein musste, begegnete ich unerwarteterweise auch Brentano aus Anlass einer von ihm verfassten Anzeige zu seinem Festspiel ›Viktoria und ihre Geschwister‹, die in der von mir konsultierten Zeitung, im ›Franckfurter Staats-Ristretto‹, erschienen, Mallon entgangen war. Es war somit ein besonders wertvoller Fund, handelt es sich dabei doch um die früheste bekannte, in einer Folge von mehreren Buchanzeigen Brentanos, von denen die späteren, vermutlich von Johann Daniel Runge in die norddeutsche Presse vermittelten, wie sich im Vergleich beobachten lässt, nur noch verkürzte Fassungen enthalten.[30]

Koinzidenzen, die einen solchen Fund ermöglichen, sind überhaupt nicht voraussehbar, sie setzen jedoch eine Disposition und damit eine Fächerung von Fragestellungen voraus, mit deren Vergegenwärtigung das Charakterprofil eines einzelnen Philologen vermutlich bereits metaphysische Züge entwickelt. Dass dabei aber der Konsens einer Interessengemeinschaft im Spiele sein muss und auch der Teamgeist nicht zu vernachlässigen ist, versteht sich von selbst, und die Tatsache, dass

einen Auszug aus des Kanzlers Memoire.« (Universitäts- und Stadtbibliothek Köln, Handschriftenabteillung, Signatur: XV 910)

29 Vgl. unter dem Zwischentitel ›Frankreich‹ den anonym erschienenen Beitrag von Varnhagen über Hardenberg, in: Franckfurter Staats Ristretto, Dienstag, den 19ten September 1815, No 262. Die Vorlage dazu erschien als Schreiben aus Paris, vom 28. August, in: Der deutsche Beobachter oder die Hanseatische Zeitung von Staats- und Gelehrten Sachen, Freitag, den 8. September 1815, No. 155. Vgl. den Text des Artikels auch in meiner Edition: Karl August Varnhagen von Ense, Werke in fünf Bänden, Bd. 2: Denkwürdigkeiten des eignen Lebens II (1810–1815), Frankfurt am Main 1987 (= Bibliothek deutscher Klassiker 23), S. 742, 746. Ferner zum bibliographischen Nachweis auch Ursula Wiedenmann, Karl August Varnhagen von Ense. Ein Unbequemer der Biedermeierzeit, Stuttgart und Weimar 1994, S. 410.

30 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentanos publizistische Kontakte mit Hamburg (Anm. 23), S. 47–51.

ich als Koordinator der Brentano-Ausstellung des Freien Deutschen Hochstifts 1970 alle Leihgeber kennenlernte und auch für alle Kollegen, deren Hilfe ich in Anspruch nehmen durfte, zum Ansprechpartner wurde, ist an dieser Stelle nachdrücklich festzuhalten. Ich erinnere mich selbst und möchte aus den Wochen und Tagen der Ausstellungsvorbereitung vor allem an Wolfgang Frühwald erinnern, dessen gleich bleibende Hilfsbereitschaft, ebenso wie seine Sachkenntnis in Brentano-Fragen eine verlässliche Konstante meiner organisatorischen Arbeit gewesen ist, insbesondere über das Festnetz-Telefon, ohne E-Mail und ohne Mobilfunk. Ich betone dies auch deswegen, weil diese telefonischen Kontakte sich im Rückblick als die Vorstufe für eine Zusammenarbeit herausstellten, für einen Dialog, der bis heute nicht abgebrochen ist, und aus diesem Dialog entstand eine Arbeitsgemeinschaft, deren erstes Etappenziel für uns beide die Moselstadt Trier mit ihrer 1970 neugegründeten Universität werden sollte. Die bürokratischen Hindernisse bei der Anstellung eines Ausländers im akademischen Mittelbau konnten überwunden werden, ich wurde im Anschluss an ein Jahr beim Freien Deutschen Hochstift Assistent am Fachbereich für Sprach- und Literaturwissenschaften der Universität Trier-Kaiserslautern in Trier und später sogar Assistenzprofessor,[31] aber mein erster Schritt führte mich in Trier anders als in Frankfurt nicht ins Stadt-, sondern ins Trierer Diözesanarchiv, und meine erste Frage zielte auf Clemens Brentano, und ich war vermutlich seit Menschengedenken der erste, der sich hier nach diesem Namen erkundigte. Der Ertrag war erheblich größer, als es je vorstellbar gewesen wäre, und ich muss dazu auf drei Sachverhalte zu sprechen kommen.

Das erste Material, das ich – Punkt 1 – zur Einsichtnahme vorgelegt bekam, war ein Konvolut im Folioformat, die handschriftliche Druckvorlage eines Aufsatzes aus dem Jahr 1878 aus der Zeitschrift ›Stimmen aus Maria-Laach‹ ›Vier Briefe Clemens Brentanos an Andreas Räß‹, herausgegeben von Wilhelm Kreiten, der hier bereits früher zur Sprache gekommen ist. Es handelte sich also um den Aufsatz, aus dem Frühwald den Hinweis bezogen hatte, dass es in der Zeitschrift ›Der Katholik‹ noch nicht restlos ermittelte anonyme Aufsätze von Brentano geben müsste. Was hier aus dem Bestand des Trierer Diözesanarchivs zum

31 Vgl. Universität Trier. Forschungsbericht 1970–1975, hrsg. von Arnd Morkel und Bernhard König, Trier 1976, S. 55.

Vorschein gekommen und offenbar noch niemandem aus dem Kreis der damals gerade aktuellen Brentano-Forschung vorher aufgefallen war, enthielt eine noch ungekürzte Fassung dieses von Wilhelm Kreiten stammenden Aufsatzes, und als ich Wolfgang Frühwald von dem Fund berichtete, sagte er nur trocken, dass er genau dieses Material seit Jahren gesucht habe.[32] Die Bedeutung dieser Handschrift liegt in der Tatsache, dass sie den Text von vier Briefen Brentanos aus den Jahren 1825–1828 an den damaligen Direktor des Mainzer Priesterseminars, an Andreas Räß, enthält. Diese Briefe, deren eigenhändige Originale von Brentano nicht mehr zu existieren scheinen, liegen hier in der eigenhändigen Abschrift ihres Adressaten, Andreas Räß, vor; die handschriftlichen Erläuterungen stammen teilweise auch von Räß sowie von Wilhelm Kreiten. Dass das ganze Konvolut im Trierer Diözesanarchiv aufbewahrt wird, ist nicht unbedingt schlüssig, befindet sich doch der ganze Nachlass von Andreas Räß im Évêché de Strasbourg, im Straßburger Bischofssitz, an der Stätte, an der Räß am Ende seines Lebens als Bischof gewirkt hat. Das in Trier befindliche Konvolut verdankt sich nach Auskunft des damaligen Archivleiters dem Trierer Bischof Felix Korum, aus dessen Hinterlassenschaft es stammen soll,[33] vermutlich als ein ihm anvertrautes Legat aus der Zeit seiner Tätigkeit am Straßburger Priesterseminar und Münster. Es dürfte jedermann verständlich sein, dass ich es mir nach den gemachten Erfahrungen nicht versagen konnte, mich in Straßburg selbst davon zu überzeugen, dass auch dort die eigenhändigen Orginale der Brentano-Briefe nicht mehr erhalten geblieben sind. Der Besuch in Straßburg wurde aber schon deswegen zu einem unvergesslichen Erlebnis, weil der zuständige Archivverwalter der Diözese Abbé Georges Knittel zugleich der städtische Armenseelsorger von Straßburg war und ich von diesem Umstand während meiner ersten Begegnung mit dem Abbé selbst Zeuge werden durfte. Er wollte nämlich, dass ich ihn morgens früh im Zentrum der Stadt treffen sollte und wir dann gemeinsam zum Archivgebäude gehen, und so machten wir es auch, nur für mich überraschen-

32 Vgl. Frühwald, Stationen der Brentano-Forschung (Anm. 3), S. 199*, Anm. 77.

33 Vgl. meine Edition: Clemens Brentano an Andreas Räß. Die wiedergefundene Druckvorlage der von Wilhelm Kreiten 1878 publizierten Briefe und unbekannte Erstdrucke aus der Zeitschrift ›Der Katholik‹. Nach Vorarbeiten von Rosa Pregler hrsg. und kommentiert, in: Literaturwissenschaftliches Jb. N. F. 14 (1973 [1975]), S. 237–336, hier: S. 241, Anm. 18.

derweise begrüßte er, während wir durch die Straßen der Straßburger Altstadt gingen, links und rechts alle auf dem Straßenpflaster verstreut am Boden liegenden, teilweise noch schläfrigen Gestalten, die die Nacht im Freien verbracht hatten und sich in der morgentlichen Stimmung gerade zu regen begannen; er kannte diese Obdachlosen alle mit Vornamen, wechselte mit ihnen meistens einige Worte, oder sie grüßten nur zurück. Die Papiere im Nachlass von Andreas Räß waren in große Pakete zusammengebunden und verschnürt und lagerten im Gebäude des Évêché auf offenen Holzgestellen direkt unter dem Dachgebälk; dabei ließ die Kürze der Zeit keine längere Einsichtnahme in die Papiere zu; es gab auch keinen Arbeitstisch und nur wenig Licht; ich registrierte nur die Korrespondenzen, die mir interessant zu sein schienen, Briefe an Räß, in denen diejenigen von Brentano aber, wie fast vermutet, im Original fehlten, aber andere von Absendern aus Brentanos Freundeskreis waren vorhanden. Ich konnte jedoch nicht sehen und nur ahnen, was sich hier versteckte, und wäre von dem Besuch im Grunde eher enttäuscht worden, hätte nicht Abbé Knittel mir versichert, es sei gar kein Problem, er werde mir das, was mich von den Korrespondenzen interessiere, an meine Adresse, damals in 5501 Mertesdorf bei Trier, zuschicken. Natürlich sah ich dieser Zusage und Ankündigung mit gemischten Gefühlen entgegen, bis ich eines Tages uneingeschrieben, aber beklebt mit einer grünen Zollinhaltserklärung ein Postpäckchen aus Straßburg zugestellt bekam. Absender war Abbé Knittel, und auf dem grünen Zettel stand nichts anderes als in französischer Sprache ›manuscipts dix-neuvième‹, übersetzt ›Handschriften 19.‹, zu ergänzen: ›Jahrhundert‹.[34]

34 Durch das Straßburger Material wurde ich zu zwei weiteren Publikationen angeregt: Brentano-Forschung in der Sicht der Auslandsgermanistik. Mit einem Auszug bisher ungedruckter Briefe der Geschwister Anna und Katharina Hertling an Andreas Räß, in: Göttingische Gelehrte Anzeigen 236 (1984), H. 1/2, S. 95–113, und: »Da sang ich, reich treulich die Hände«. Zur Überlieferungsgeschichte eines Novalis-Zitats im Freundeskreis Luise Hensels, in: Romantik und Moderne. Neue Beiträge aus Forschung und Lehre. Festschrift Helmut Motekat, hrsg. von Erich Huber und Ghemela Adler, Frankfurt am Main 1986, S. 135–159, mit zwei bis dahin unveröffentlichten Briefen von Helene Reis an Andreas Räß. – Zwei weitere bis dahin ungedruckte Briefe aus dem Straßburger Material, von Kreiten an Räß, wurden erstmals publiziert in meinem Aufsatz: Clemens Brentano an Andreas Räß (Anm. 33), S. 242–245.

Ich kehre ins Trierer Diözesanarchiv zurück und komme – Punkt 2 – auf den Nachlass von Johannes Schuth (1894–1966) zu sprechen, Geistlicher Rektor in Morbach/Hunsrück, und gescheiterter Doktorand mit einem abgebrochenen Dissertationsprojekt beim Kölner Historiker und späteren NSDAP-Reichstagsabgeordneten Martin Spahn. Was Schuth für ein Thema bearbeiten sollte, ist nicht genau bekannt, bekannt ist aber, dass er noch vor den Bombenangriffen der alliierten Luftwaffe die für seine Arbeit einschlägigen Bestände des Herderhauses in Freiburg im Breisgau hatte einsehen können, darunter vor allem auch Briefe von Brentano an den Koblenzer Fabrikanten und Armenvater Hermann Joseph Dietz, dessen Nachkommen in die Inhaberfamilie des Verlagshauses Herder eingeheiratet haben. Als ich diese Briefe im Trierer Diözesanarchiv anfangs der 70er Jahre in den von Schuth angefertigten handschriftlichen Transkriptionen zur Kenntnis nehmen konnte, galten die eigenhändigen Originale noch als Kriegsverlust und verschollen,[35] inzwischen sind sie jedoch, wie ich später hörte, wieder aufgetaucht und dem Freien Deutschen Hochstift für die Brentano-Ausgabe auch zugänglich. Als sie wiederentdeckt wurden, war Renate Moering die verantwortliche Ansprechpartnerin des Freien Deutschen Hochstifts.[36] Bis zu diesem Zeitpunkt, zu dem ich in Trier meine Brentano-Studien machte, waren Schuths Abschriften aber die einzigen vorhandenen Textzeugen dieser Briefe und ihre Entdeckung wenigstens eine erste Zugriffsmöglichkeit auf ihren Wortlaut. In der Brentano-Forschung hatte bereits vor der Feststellung dieses Bestands im Trierer Diözesanarchiv nur Gerhard Schaub auf einen noch von Schuth selbst aus diesem Bestand publizierten Brief Brentanos an Apollonia

35 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentano an Hermann Joseph Dietz. Ungedruckte Briefe aus dem Nachlass Schuth. Mit zwei Textbeispielen, in: Verführung zur Geschichte. Festschrift zum 500. Jahrestag der Eröffnung einer Universität in Trier 1473–1973, hrsg. von Georg Droege, Wolfgang Frühwald, Ferdinand Pauly, Trier 1973, S. 347–365, hier: S. 347–351.

36 Vgl. Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 10), Bd. 22,2, S. 727, Nachwort. – Für einschlägige Informationen zum Nachlass der Familie Dietz, der sich derzeit immer noch im Besitz von Herrn Hans-Christian Haunschild befindet, danke ich Frau Dr. Sabine Oehring, Aachen; unter ihrer Herausgeberschaft werden die ersten Brentano-Briefe dieses Nachlassbestands in der Frankfurter Brentano-Ausgabe im Druck herauskommen.

Diepenbrock erstmals hingewiesen, allerdings an einer versteckten Stelle, auf die Schaub mich erst nach meinem Bericht aus dem Archiv aufmerksam machte.[37]

Die Arbeit mit diesem Bestand und vor allem mit einzelnen der an Dietz gerichteten Briefe hatte außerdem noch eine menschliche Begegnung zur Folge, die alles rein Archivalische überstrahlte und eine tiefer gehende Erinnerung hinterlassen hat. – Punkt 3 – Es stellte sich heraus, dass ich in der Person des damals amtierenden Leiters des Diözesanarchivs, des Denkmalpflegers und Kunsthistorikers Alois Thomas, auch den Verfasser des für die Personenkunde der örtlichen Regionalgeschichte unschätzbaren Nachschlagewerks ›Weltklerus der Diözese Trier‹ kennen lernen sollte. Thomas erwies sich mir gegenüber auch als intimer Kenner aller jener Pfarrer und Diakone aus der Diözese Trier, die Brentano in seiner Korrespondenz mit Dietz namentlich in einem von Schuth überlieferten Brieftext aufzählt. Worum es Brentano geht, ist die Verbreitung seines ›Mosel-Eisgangs-Lieds‹, eines Gedichts, mit dem er 1830 zur finanziellen Unterstützung der durch die damalige Moselüberschwemmung betroffenen Bevölkerung aufrufen und dazu insbesondere die ihm bekannten Kirchenvertreter in Koblenz und Umgebung zur Mitarbeit gewinnen wollte. Sie sollten das Gedicht, das als Broschüre gedruckt worden war, in Umlauf setzen helfen. Nichts war deswegen näherliegend, als für die Kommentierung der einzelnen Namen auf den ›Weltklerus der Diözese Trier‹ zurückzugreifen und aufgrund dieses Personenlexikons die einzelnen Pfarrer und Diakone zu identifizieren, die Brentano für den Versand seines Gedichtdrucks auf-

37 Johannes Schuth, Aus den Anfängen der »Caritas« im Bistum Trier, in: Trierisches Jb. 1954, S. 78–83, hier: S. 79–82. Vgl. Gerhard Schaub, Ein unbekannter Brief Clemens Brentanos aus und über Regensburg, in: Regensburger Universitäts-Zeitung 5 (1969), H. 5, S. 11–23, hier: S. 23, Anm. 64. – In der kurz davor publizierten älteren Erstfassung dieser Veröffentlichung fehlt dieser Hinweis noch in den Einzelstellenerläuterungen, vgl. Euphorion 62 (1968), S. 345–364, hier: S. 364, Anm. 63. – Zur weiteren Zitierung Brentano betreffender Stellen aus dem ehemals im Herderhaus Freiburg im Breisgau gelagerten Material vgl. auch meinen Aufsatz: Clemens Brentano an Hermann Joseph Dietz (Anm. 35), S. 347 f., Anm. 4. Ferner Elisabeth Bröker, Zur Diepenbrock-Forschung. Neue Schriftstücke und eine wiederentdeckte Briefsammlung, in: Unser Bocholt. Monatsschrift für Kultur- und Heimatpflege 5 (1955), H. 1, S. 1–12, hier: S. 8–12.

listete. Thomas ließ es sich allerdings nicht nehmen, zusätzlich zu meinen ersten Ergebnissen auch das von ihm persönlich mit eigenen Ergänzungen versehene Handexemplar des ›Weltklerus‹ aus seiner Privatbibliothek zu konsultieren und meine Angaben, die ich ihm machte, anhand dieser ausführlicheren Version zu berichtigen oder zu ergänzen. So gingen wir gemeinsam die in Brentanos Brief erwähnten Namen der Reihe nach durch. Den Höhepunkt bildete dabei seine Reaktion auf die Ermittlung einer Person, deren Identität ihm unklar war und zwar unter den sicher mehr als zehn mal belegten Eintragungen, unter denen im ›Weltklerus‹ der Nachname Klein vorkommt und alle mit Pfarreitätigkeiten in Koblenz und Umgebung. Unter ihnen nun den richtigen herauszufinden, der in Brentanos Brief an Dietz unter der Bezeichnung »Klein in Sinzig« aufgelistet war, erwies sich für Thomas als eine regelrechte Herausforderung, mit der er in dieser Situation offenbar nicht und am wenigsten im Gespräch mit mir gerechnet hatte, denn er kommentierte, nachdem er sich in seinem persönlichen Exemplar des ›Weltklerus‹ eine Notiz gemachte hatte, die Briefstelle bei Brentano mit unverkennbaren Zeichen der Verwunderung, und seine damaligen Worte haben sich mir unvergesslich eingeprägt: »Ich wusste gar nicht, dass der Klein auch in Sinzig war.« – Und anschließend verriet er mir auch, welcher der zahlreichen Namenseinträge unter Klein im ›Weltklerus‹ mit der in Brentanos Brief erwähnten Person gemeint gewesen sein dürfte.[38]

Mit Alois Thomas kam es zu einer geradezu freundschaftlichen Beziehung, die ihre ersten Anregungen natürlich aus dem gemeinsamen Interesse für die historische Personenkunde im Brentano-Kreis entwickelte und darin zugleich eine Lebendigkeit herstellte, in der vergangene Geschichte und aktuelle Wirklichkeit kaum noch trennbar zu sein schienen. Mit meinem Interesse an der Namensliste einschlägig bekannter Pfarreien und Diakonien aus dem Einzugsbereich seines ›Weltklerus‹ konfrontierte ich Thomas offenbar wie mit Menschen, die ihm

38 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentano an Hermann Joseph Dietz (Anm. 35), S. 353, Z. 30, Brief Brentanos an Dietz vom 20. Juni 1832, und ebd., S. 360 Kommentar zu Zeile 30 mit dem dazugehörigen Nachweis des vermutlich betroffenen Daniel Josef Klein. Vgl. Der Weltklerus der Diözese Trier seit 1800, hrsg. vom Diözesanarchiv, [bearb. von Alois Thomas], Trier 1941, S. 181.

alle bis in ihre unscheinbarsten Lebensabschnitte bekannt und vertraut gewesen sind und mit denen er gewissermaßen in einer Art von Symbiose noch immer geradezu lebte. Auf diese Weise kamen wir auch darüberhinaus in einen Austausch, wie ich ihn abgesehen von meiner Trierer Zeit in Deutschland überhaupt mit keinem anderen Mitmenschen vorher und nachher je erlebt habe, vor allem weil er der erste Mensch war, dem ich seit meiner Übersiedlung aus der Schweiz nach Deutschland begegnete, der sich erschüttert, offen und noch immer lebendig an die Zeit des Nationalsozialismus in Deutschland erinnerte, besonders im Zusammenhang mit den von ihm selbst beobachteten Judenverfolgungen und natürlich im Konkreten mit der Judenverfolgung in Trier. Das Haus des Bischofs Korum, aus dessen Nachlass das Konvolut mit dem Aufsatz von Wilhelm Kreiten stammt, das sogenannte Korumhaus war in der Trierer Innenstadt zwar inzwischen einem Parkplatz gewichen, aber es war dieses Haus eine besondere Erinnerung im Leben von Alois Thomas, denn ehe sie deportiert wurden, war den Trierer Juden das Korumhaus als Aufenthalt zugewiesen worden, und Thomas berichtete, wie er von einer zum katholischen Glauben konvertierten Frau jüdischer Abstammung in dieses Haus gerufen und von ihr um Beistand gebeten wurde und er dann auf ihr Bitten das schwer bewachte Haus wieder verlassen, zurückgekommen und ihr, wie sie es von ihm erbeten hatte, die Kommunion erteilt habe.[39] Thomas

39 Vgl. Alois Thomas, Kirche unter dem Hakenkreuz. Erinnerungen und Dokumente, Trier 1992 (= Veröffentlichungen des Bistumsarchivs Trier 27). – Von den von Alois Thomas gesprächsweise in Aussicht gestellten Erinnerungen ist nur ein erster Teil für die Jahre 1931–1937 erschienen, allerdings nicht unter dem von ihm bereits in den siebziger Jahren in Erwägung gezogenen Titel ›Staatssicherheit und Intelligenz‹, von dessen Formulierung er damals ganz erfüllt war, nämlich mit Blick auf einen von ihm ganz bewusst reflektierten Gegensatz zweier sich seiner Meinung nach ausschließender Begriffe. Die erste und einzige Veröffentlichung aus seinen Erinnerungen enthält jedoch eine Rubrik ›Ausblick auf die noch zu behandelnden Themen‹ und unter dem Abschnitt »Juden und Katholiken in Trier. Meine letzte Begegnung mit Else Hanau (April 1942)« (ebd., S. 345) vermutlich bereits einen Hinweis auf jene jüdische Konvertitin, von der mir Alois Thomas in einem persönlich Gespräch erzählt hatte. Alois Thomas ist am 20. April 1993 gestorben und konnte deswegen die Veröffentlichung seiner Erinnerungen nicht mehr fortsetzen. Ich danke für einschlägige Auskünfte zum Schicksal der von Alois Thomas hinterlassenen autobiographischen Aufzeichnungen Archivdirektor Dr. Martin Persch, Trier.

ließ es sich aber auch nicht nehmen, meine Frau und mich zusammen mit einem während des Dritten Reichs als Bibliothekar und im Buchwesen eingesetzten Wehrmachtsangehörigen privat zu sich nach Hause einzuladen, den ich bis dahin nur aus seinen Beiträgen zu Brentano bzw. im Brentano-Umkreis und vor allem aus seiner zweibändigen Dokumentation mit Briefen und Lebenszeugnissen des Regensburger Bischofs Johann Michael Sailer kannte.[40] Hubert Schiel, nach dem Zweiten Weltkrieg bis 1963 Stadtarchiv- und Bibliotheksdirektor in Trier, war während des Kriegs 1941–43 Leiter des Referats Bibliotheksschutz bei der Militärverwaltung in Brüssel und darnach kommissarischer Direktor der Landes- und Universitätsbibliothek Brünn, damals im Reichsprotektorat Böhmen und Mähren; schon bald nach Kriegsende 1948 fand er jedoch, wie auch andere im Dritten Reich aufgestiegene Akademiker, bei der städtischen Kulturverwaltung in Trier eine ihm angemessene neue berufliche Aufgabe.[41] Mir war klar, dass Thomas seine Abendeinladung darauf angelegt hatte, mich mit einem überzeugten Antisemiten bekannt werden zu lassen, der natürlich den ganzen Abend keine einzige verfängliche Bemerkung machen würde und auch tatsächlich keine solche Bemerkung machte. Als Schiel jedoch als erster aufgebrochen war, merkte ich, wie angespannt Thomas die ganze Zeit die Unterhaltung verfolgt hatte und wie entspannt er sich nun daran machte, aus seinem vorzüglichen Sortiment diverser Moselweine die letzte für den Abend bereits eingeplante Flasche zu öffnen. Wie Schiel jedoch politisch einzuschätzen ist, auch wenn seine Arbeiten zu Sailer und anderen immer noch Referenzwerke sind, zeigt sein Nachwort zu einer 1941 vom ihm zusammengestellten Auswahl von Brentano-Brie-

40 Vgl. Hubert Schiel, Johann Michael Sailer. Bd. 1: Leben und Persönlichkeit in Selbstzeugnissen, Gesprächen und Erinnerungen der Zeitgenossen; Bd. 2: Briefe, hrsg. von Hubert Schiel, Regensburg 1948–1952.

41 Zum Werdegang Hubert Schiels vgl. ebd., Bd. 1, S. 773. – Der von Hubert Schiel betreute ›Münchner Lesebogen‹ Nr. 110: ›Das Schönste von Clemens Brentano‹, enthält den Vermerk: »Dieses Bändchen bearbeitete: Dr. Hubert Schiel – Frankfurt a. M. zur Zeit der Ausgabe bei der Wehrmacht.« – Zur lebensgeschichtlichen Würdigung vgl. auch Richard Laufner, Zum Geleit, in: Festgabe für Hubert Schiel zu seinem 70. Geburtstag – 24. Februar 1968 –, Trier 1968 (= Kurtrierisches Jb. 8 [1968]), S. XI–XIII, hier: S. XII und Lebensdaten, ebd., S. XV. Gunther Franz, Zum Gedenken an Hubert Schiel 1898–1983, in: Kurtrierisches Jb. 23 (1983), S. 13–15, nachgedruckt in: Archiv für schlesische Kirchengeschichte 42 (1984), S. 293–296.

fen in der Insel-Bücherei, Bd. 403, ich zitiere daraus: »Die törichte Unterstellung, als ob Brentano – seines südlichen Aussehens wegen – eine Beigabe jüdischen Blutes hätte, entbehrt jeder Grundlage. Manche Züge seines Wesens freilich mögen zurückzuführen sein auf das Unausgeglichene des germanischen und romanischen Blutstroms in ihm.«[42] Schiels zitierte Sätze zeigen nämlich, wie raffiniert er sich ohne äußeren Zwang, nur dem Zeitgeist verpflichtet, der von ihm thematisierten Frage nach Brentanos möglicherweise jüdischen Herkunft zuwendet, denn einerseits spricht er Brentano nach rassistischer Vorstellung vom Verdacht jüdischer Herkunft frei und betont damit selbst, dass es eine durchaus negative Bewandtnis haben würde, wenn es denn mit Brentanos jüdischer Herkunft seine Richtigkeit hätte. Andererseits verquickt er aber diesen Freispruch mit einer Wortwahl, mit der er sich durch die Negation der damit verbundenen Aussage sogar als Kritiker des notorischen Antisemiten Adolf Bartels ausweisen konnte; denn von Bartels stammt jedenfalls die schon aus dem Jahr 1902 überlieferte, als gezielte Diffamierung gemeinte, Formulierung, dass »vermutlich« in Brentano und seiner Schwester Bettine »ein Tropfen jüdischen Bluts« zirkuliere. Am Ende folgte Schiel 1941 aber, abgesehen von seiner offen oder versteckt gegen Bartels gerichteten Kritik dem amtlichen Ergebnis eines von der Familie Brentano bereits 1936 in Auftrag gegebenen Gutachtens der »Reichsstelle für Sippenforschung«, dem sich auch Bartels zu beugen hatte. Doch auch wenn infolgedessen Brentano nicht mehr als Zielscheibe antisemitischer Diffamierung dienen durfte, war deswegen der Antisemitismus bei Bartels und Schiel noch lange nicht weniger virulent.[43] Die Begegnung mit Schiel zeigte jedenfalls, unter welchen schwer durchschaubaren Voraussetzungen gerade bei akademisch Gebildeten mit Antisemitismus gerechnet werden kann. Ich verweise zu diesem Thema auf die von mir betreute Dissertation ›Antisemitismus und Judentum bei Clemens Brentano‹ von Martina Vordermayer.[44]

42 Vgl. Clemens Brentano, Briefe. Auswahl und Nachwort von Hubert Schiel, Leipzig 1941 (= Insel-Bücherei 403), S. 89.

43 Vgl. Mallon, Brentano-Bibliographie (Anm. 9), S. 242; Martina Vordermayer, Antisemitismus und Judentum bei Clemens Brentano, Frankfurt am Main (u. a.) 1999 (= Forschungen zum Junghegelianismus 4), S. 42 f.

44 Vordermayer, Antisemitismus und Judentum bei Clemens Brentano (Anm. 43), S. 28–45, hier: S. 44.

Die folgenreichste Anregung, die auf meine Kontakte zu Alois Thomas zurückzuführen ist, betrifft jedoch wiederum Brentano-Handschriften und resultierte aus der Frage, ob er sich nicht vorstellen könne, dass es noch Nachlässe von den beiden Jesuitenpatres Diel und Kreiten geben könnte, die, wie ich schon erwähnte, die erste Brentanobiographie geschrieben haben. Die Antwort kam prompt und verwies auf das von den Jesuiten damals betreute Archiv der Norddeutschen Provinz SJ in Köln, und die Reise nach Köln brachte im Bestand des Nachlasses von Johannes Baptista Diel einen Schwung bis dahin unveröffentlichter Originalhandschriften von Brentano zum Vorschein, bei denen es sich mehrheitlich um Gedichte und Prosa handelt, deren Adressatin die Münchner Malerin und Altersfreundin von Brentano Emilie Linder gewesen ist. Der Fund war sensationell. Wolfgang Frühwald hatte schon früher einen Teil der an Emilie Linder gerichteten Briefe aus dem Besitz des Redemptoristenordens im niederbayerischen Kloster Gars am Inn entdeckt und 1969 publiziert.[45] Jetzt tauchten plötzlich poetische Texte aus dieser Partnerschaft auf und rundeten das bisherige Bild dieser Altersbeziehung des Autors Brentano auf unerwartete Weise zu einem neuen Ganzen ab.[46] Doch dabei blieb es nicht, sondern es verstrich nur eine relativ kurze Zeit, bis sich Pater Erwin Bücken SJ, der das Archiv damals leitete, wieder meldete; eine noch größere Entdeckung hatte sich ereignet, nachdem er dank ihm zugewiesener Hilfskräfte, wie er berichtete, Gelegenheit bekommen habe, in seinem Archiv eine bessere Ordnung zu machen, und, wie er mir versicherte, er kenne ja jetzt die Handschrift des Autors, für den ich mich zu interessieren schiene. Der Fund erstreckte sich auf ein Konvolut von sicher

45 Clemens Brentano, Briefe an Emilie Linder. Mit zwei Briefen an Apollonia Diepenbrock und Marianne von Willemer, hrsg. und kommentiert von Wolfgang Frühwald, Bad Homburg vor der Höhe (u.a.) 1969.

46 Die die Beziehung zwischen Brentano und Emilie Linder beleuchtenden, neuentdeckten Handschriften aus dem Archivbestand des Jesuitenordens veröffentlichten Wolfgang Frühwald, Das Spätwerk Clemens Brentanos (1815–1842). Romantik im Zeitalter der Metternich'schen Restauration, Tübingen 1977 (= Hermaea N.F. 37), S. 371–382, und Konrad Feilchenfeldt und Wolfgang Frühwald, Clemens Brentano: Briefe und Gedichte an Emilie Linder. Ungedruckte Handschriften aus dem Nachlaß von Johannes Baptista Diel S. J., in: Jahrb. FDH 1976, S. 216–315.

über fünfzig Seiten eigenhändiger Brieforiginale von Brentano an Luise Hensel, seine Freundin der zweiten Berliner Jahre und damit eine Adressatin, deren Dokumentation in Brentanos Biographie durch eine Fülle von unzureichend überlieferten, teilweise verstümmelten oder geradezu vernichteten Textzeugnissen geprägt ist, und der in Köln aufgetauchte Bestand ist zwar auch keineswegs unversehrt, aber dennoch in den unversehrten Teilen ein Material, das in seiner Authentizität verglichen mit dem bis dahin bekannt und verfügbar gewesenen Quellenmaterial von unvergleichlich besserer Qualität ist. Die Frankfurter Brentano-Ausgabe konnte übrigens von der Entdeckung dieser Briefe bereits profitieren.[47] Hinzu kamen zu diesem zweiten Fund Brentano- und aus dem Brentano-Umkreis stammende Materialien im Nachlass des Jesuiten Otto Pfülf[48] sowie Teile einer reichhaltigen Forschungskorrespondenz zwischen Johannes Baptista Diel und den für ihn noch persönlich erreichbaren Mitgliedern aus Brentanos Freundeskreis.[49] Ihnen verdankte Diel eine Fülle von persönlichen Erinnerungen, die er in seiner Brentano-Biographie teilweise auch einarbeitete. Wolfgang Frühwald hat bei einer ersten gemeinsamen Inaugenscheinnahme dieser Korrespondenz mit kundigem Griff jenen Brief aus der Korrespondenz zwischen Diel und Luise Hensel aus dem Material herausgezogen, der die damals schon lange umrätselte Identität der von Brentano in München beschäftigten weiblichen Abschreiberhand bestimmen half, nämlich die der Professorengattin Barbara Sendtner.[50] Sabine Oehring hat in einer materialreichen Dissertation die gesamte Brentano betreffende Korrespondenz von Diel und Kreiten gesichtet und die in der Korrespondenz enthaltenen, für die Brentano-Forschung relevanten

47 Vgl. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 33: Briefe 1813–1818, hrsg. von Sabine Oehring, Stuttgart, Berlin, Köln 2000, S. 441–462.

48 Vgl. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 28,2: Anna Katharina Emmerick-Biographie. Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Jürg Mathes, Stuttgart, Berlin, Köln, Mainz 1982, S. 365–382.

49 Feilchenfeldt/Frühwald, Clemens Brentano: Briefe und Gedichte an Emilie Linder (Anm. 46), S. 216 f., Anm. 2–3.

50 Vgl. Hartwig Schultz, Vorarbeiten Clemens Brentanos zu einer Sammelausgabe seiner Werke. Neue Funde in der Sammlung Pattloch, in: Jahrb. FDH 1976, S. 316–351, hier: S. 322, Anm. 14.

Informationen zusammengestellt und ausgewertet.[51] Es soll dabei aber nicht verschwiegen werden, dass von den neuentdeckten Materialien aus dem Jesuitenarchiv in Köln, jetzt München, die Handschriften, die der erste Fund zutage gefördert hatte, früher bereits von Siegfried Sudhof gesichtet, jedoch von ihm gegenüber der Brentano-Forschung zurückgehalten worden waren.[52] Damals erlebte ich zum erstenmal, inwiefern es sinnvoll ist, Funde, die man macht, der Öffentlichkeit nicht vorzuenthalten, da man sonst Gefahr läuft, Erstveröffentlichungsrechte, die man als Entdecker geltend machen kann, an einen späteren anderen Entdecker abtreten zu müssen.

Gelegentlich kann man aber auch Erbschaften an Entdeckungen antreten, absichtlich durch einen Akt der Annexion, unabsichtlich aber auch durch ein Vermächtnis. Ein solcher Fall ereignete sich bei meinem Besuch im Schweizerischen Benediktinerkloster Engelberg, das auch in Brentanos Lebensgeschichte eine kurze Station seiner Schweizerreisen gewesen ist.[53] Ich hatte mich schon seit längerem gewundert, warum es in der Schweiz keine archivalischen Spuren von Brentano geben sollte, denn wo immer ich in der Schweiz gesucht habe, waren die Auskünfte sonst negativ. Nicht so in Engelberg, von wo sich der dort damals als Klosterarchivar amtierende Pater Urban Hodel OSB nach mehrmaligen erfolglosen Kontaktversuchen plötzlich mit einer Einladung meldete. Was ich dort zu sehen bekam, war völlig unerwartet. Es ging dabei um ein kleines Konvolut Briefe, die ein bei der Familie Stolberg in Sondermühlen tätiger Hauslehrer namens Michael Groth an Laurenz Schiffmann, Pfarrer in Avenches in der Schweiz, adressierte, und seine Berichte befassten sich vor allem mit Brentanos damaliger Anwesenheit in Dülmen und seiner Rolle im umtriebigen Umgang mit der dort lebenden stigmatisierten Augustinernonne Anna Katharina Emmerick. Groth hatte in Sondermühlen direkte Informationsquellen durch seinen Kontakt zu einer der Mägde, die bei der Stig-

51 Sabine Oehring, Untersuchungen zur Brentano-Forschung der beiden Jesuiten Johann Baptist Diel und Wilhelm Kreiten, Frankfurt am Main (u.a.) 1990 (= Europäische Hochschulschriften, Reihe I, 1299).

52 Vgl. Feilchenfeldt/Frühwald, Clemens Brentano: Briefe und Gedichte an Emilie Linder (Anm. 46), S. 216, Anm. 2.

53 Vgl. meine Brentano-Chronik. Daten zu Leben und Werk, München und Wien 1978 (= Reihe Hanser 259), S. 132.

matisierten Dienst taten, und seine Briefe können als Geheimberichte zuhanden der in der Schweiz politisch-theologisch agierenden Anhängerschaft des Regensburger Bischofs Sailer gelten, über den Hubert Schiel aus Trier das umfangreichste Quellenmaterial publiziert hat. Der in den Engelberger Briefhandschriften dokumentierte Personenkreis ist allerdings aus anderen Quellen fast völlig unbekannt, vor allem Michael Groth, der jedenfalls im Umkreis der Stolberg-Literatur keine Spuren hinterlassen hat; ein bisher unbeachtet gebliebener Brief von ihm befindet sich jedoch im Brentano-Material des Klosters Gars.[54] Pater Urban wollte mit diesen Briefen beim Historiker Heribert Raab in Fribourg promovieren, wozu es aber nicht gekommen ist, und deswegen überließ er mir großzügig die vorläufige Auswertung dieser Handschriften für die Brentano-Forschung.[55] Das Thema ist aber noch nicht restlos bearbeitet; nur könnte hier meines Erachtens ein interpretatorischer Sprengsatz verborgen liegen, weswegen das durch Brentanos religiöse Wende und seine Emmerick-Schriften verbreitete Bild seiner Identität als katholischer, volkstümlicher Erbauungsschriftsteller doch noch grundsätzlich in Frage zu stellen wäre. Das ist aber ein anderes Thema, und Hinweise, die ich für eine solche Revision des religiös bestimmten Brentano-Bilds zugunsten eines zwar gesinnungsneutralen, aber doch sozialreformerischen Künstlertums im Selbstverständnis Brentanos bereits hie und da gestreut habe, wurden durchaus nicht nur freundlich zur Kenntnis genommen oder einfach mit Schweigen übergangen.[56] Die Erinnerung an Engelberg ist dagegen von einer unüberbietbaren Gastfreundschaft geprägt, anlässlich eines Mittagessens, zu dem der Gastpater eingeladen hatte und ein Klosterbruder die kleine Gesellschaft bediente, nämlich den Gastpater selbst, die Mutter ver-

54 Ich danke Frau Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken für die freundlich erteilte Erlaubnis, den Brief Groths an Brentano publizieren zu dürfen; vgl. den Anhang, S. 157–159.

55 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentano und die Schweiz, in: Grenzerfahrungen. Schweizer Wissenschaftler, Journalisten und Künstler in Deutschland, hrsg. von Peter Rück, Marburg an der Lahn 1991, S. 132–143, hier: S. 134–142.

56 Auffälligerweise wurde meine ›Brentano-Chronik‹ (Anm. 53) in der ›Germanistik‹ weder referiert, noch bibliographiert, und Tilman Krömer, den ich während eines Vertretungssemesters 1980/81 in Tübingen um eine Erklärung bat, verweigerte dazu jede Auskunft, so unsäglich sei der Grund dafür gewesen.

mutlich eines Internatsschülers, Pater Urban und mich. Die historische Fischzucht war nicht mehr in Betrieb, die Fische wurden angeliefert, aber das Kuchenblech mit den besten schweizerischen sogenannten Crèmeschnitten, die mir je begegnet sind, stammte aus der klostereigenen Herstellung. Unvergesslich dabei die Bitte von Pater Urban, ich möge doch zur Tischunterhaltung die Anekdote vom totgeweihten Brentano erzählen, der auf die Frage, ob er sich auf »den schönen Himmel« mit »den Engeln« freue, dem »Krankenbruder« antwortete, dass, »wenn sie so aussehen wie Eure Bierkrüge«, er »kein sonderliches Wohlgefallen an ihnen haben« werde. Ich kannte diese Anekdote aus einem von Johannes Schuth im ›Pastor Bonus‹ veröffentlichten Bericht über Brentanos letzte Stunden und ahnte ja gar nicht, dass ich damit in der klösterlichen Runde ebenso viel heiteres Echo auslösen würde, wie offenbar zu seiner Zeit auch Brentano selbst kurz vor seinem Tode, sonst wäre diese Anekdote 1842 auch kaum bereits aufgeschrieben und somit überliefert worden.[57]

* * *

Funde, Entdeckungen, können nicht systematisch programmiert und kalkuliert werden. Ein zufällig bei Albert Pick in seinem Lebensbild zu Neidhart von Gneisenau gelesener Satz, der von Briefen Brentanos an Gneisenau berichtet, führte zu einer Überprüfung im Gneisenau-Nachlass,[58] den ich für meine Dissertation schon in den 60er Jahren im Militärgeschichtlichen Forschungsamt in Freiburg im Breisgau benutzt

57 Vgl. Johannes Schuth, Ein bisher unbekannter Bericht über die letzten Stunden von Clemens Brentano, in: Trierer Theologische Zeitschrift (Pastor Bonus) 61 (1952), S. 230–231, hier: S. 231, Brief von Ottilie Streber geb. Dietz an Hermann Joseph Dietz, München 7. August 1842.

58 Vgl. Aus der Zeit der Noth. 1806 bis 1815. Schilderungen zur Preußischen Geschichte aus dem brieflichen Nachlasse des Feldmarschalls Neidhardt von Gneisenau. Auf Veranlassung seines Urenkels aus dem gräflichen Archiv zu Sommerschenburg hrsg. von Albert Pick, Berlin 1900, S. 258. Dazu mein Aufsatz: Clemens Brentano und Johannes Neumann: Bisher unveröffentlichte Briefe an Neidhardt von Gneisenau, in: Jahrb. FDH 1982, S. 277–318.

hatte,[59] damals allerdings ohne an Brentano zu denken. Merkwürdigerweise befand sich dieser Nachlass zum Zeitpunkt meiner Anfrage ausgerechnet zum Zweck der Sicherheitsverfilmung im Bundesarchiv Koblenz und konnte dort von Trier aus sehr bequem, d.h. in Koblenz, auch eingesehen werden. Dabei ist Koblenz, obwohl nach heutiger Gemeindeordnung die Geburtsstadt von Brentano, noch ein ziemlich unbeachtetes Terrain der Brentano-Forschung geblieben. Als ich mir im dortigen nicht Bundes-, sondern Staatsarchiv (heute Landeshauptarchiv Koblenz) den Betreff Brentano durchsehen konnte, wurde ich auf verschiedene Veröffentlichungen zu und von Brentano im Koblenzer Raum aufmerksam, zu deren Nachweis hier noch altmodische Karteikarten im Zeichen lokalgeschichtlicher Forschungsinteressen und weit ab von jeder Vernetzung mit der überregionalen Brentano-Forschung ihr Eigenleben fristeten. Erinnerungswürdig sind für die damals in Koblenz aufgespürten Brentano-Titel vor allem zwei Zeitungsausschnitte gewesen. Es handelt sich dabei um ein Gedicht Brentanos zum Nikolaustag des Jahres 1826, zum erstenmal veröffentlicht hundert Jahre später in der ›Koblenzer Volkszeitung‹,[60] und um ebenfalls erstmals veröffentlichte Briefe Brentanos an den Koblenzer Freund und Stadtphysikus Joseph Maria Settegast in der ›Kölnischen Zeitung‹ 1932.[61] Beide Veröffentlichungen liegen außerhalb der von Otto Mallon für

59 Vgl. mein Buch: Varnhagen von Ense als Historiker (Anm. 7), S. 351.

60 Vgl. jetzt Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 3,3: Gedichte 1820–1826. Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus, Stuttgart, Berlin, Köln 2002, S. 96, 355–357. Zur Entdeckung der Originalhandschaft vgl. Sabine Oehring, Die Familie Settegast und der Koblenzer Katholische Kreis, in: Joseph Anton Nikolaus Settegast. 1813–1890. Retrospektive zum 100. Todestag eines Spätnazareners, hrsg. vom Clemens-Sels-Museum, Neuss 1990, S. 52–59, hier: S. 56. Der im Koblenzer Staatsarchiv erhaltene Zeitungsausschnitt betrifft die Veröffentlichung des Gedichts auf einem Stammbuchblatt und nicht von Brentanos Hand, vgl. Hans von Lassaulx, Ein Nikolausgedicht von Klemens Brentano, in: Koblenzer Volkszeitung, 6. Dezember 1926, Nr. 279 (Staatsarchiv Koblenz Abt. 708 Nr. 60). Das Stammbuch befand sich seinerzeit im Besitz von Frau Gertrud Settegast (†), Düsseldorf.

61 Der im Koblenzer Staatsarchiv (heute Landeshauptarchiv Koblenz) erhaltene Zeitungsausschnitt betrifft die Veröffentlichung: Drei Briefe von Clemens Brentano. Mitgeteilt von Kl[emens] Löffler, in: Kölnische Zeitung, 26. Juli 1932 (Staatsarchiv Koblenz Abt. 708 Nr. 60).

seine Brentano-Bibliographie aufgearbeiteten Berichtszeit und erwiesen sich deswegen als wichtige Ergänzung auf dem seinerzeit vom Freien Deutschen Hochstift vorgegebenen Weg zu einer erweiterten Brentano-Bibliographie.[62] Aber auch die Originale der an den zitierten Stellen publizierten Texte haben sich damals noch im privaten Familieneigentum allmählich feststellen lassen, und sie sind der Brentano-Redaktion des Freien Deutschen Hochstifts längstens als Kopien zur Verfügung gestellt. Nicht auf einen Hinweis aus dem Koblenzer Staatsarchiv geht die Kenntnis einer anderen eigenhändigen Briefhandschrift von Brentano zurück, die im Nachlass des nazarenisch-romantischen Malers Philipp Veit jedoch ebenfalls in den weiteren familiengeschichtlichen Umkreis der Koblenzer Region gehört, denn Veit sollte später der Schwiegervater des aus Koblenz stammenden und wie er selbst ebenfalls nazarenischen Malers Joseph Anton Settegast werden, des Adressaten von Brentanos Nikolausgedicht aus dem Jahr 1826.[63]

Der umfangreichste Bestand mit Brentano-Material, den mir das Staatsarchiv Koblenz, obwohl noch nicht einmal inventarisiert, damals zugänglich machte, sind die Akten des Katholischen Frauenvereins und Waisenhauses St. Barbara zu Koblenz, einer katholischen Sozialeinrichtung schon im 19. Jahrhundert, unter deren Patronanz 1852 die zweite Auflage von Brentanos Buch über die ›Barmherzigen Schwestern‹ und deren Auftreten als Pflegepersonal in Koblenz erscheinen konnte. Das Material dokumentiert die entstehungsgeschichtlichen Umstände des Buchs, das nach Clemens Brentanos Tod postum von seinem Bruder Christian in Zusammenarbeit mit Hermann Joseph Dietz zur Veröffentlichung vorbereitet wurde. Mit Clemens Brentano direkt hat dieser rezeptionsgeschichtlich interessante Bestand deswegen nichts mehr zu tun.[64] Ähnliches gilt auch für einen inzwischen

62 Vgl. meine Rezension zu Bernhard Gajek, Homo poeta. Zur Kontinuität der Problematik bei Clemens Brentano, in: Zeitschrift für deutsche Philologie 93 (1974), S. 282–288, hier: S. 286–288.

63 Ich danke dem Besitzer des Veit-Nachlasses Hans-Joachim Dopfer für die freundlich erteilte Erlaubnis, den Brief Brentanos publizieren zu dürfen, vgl. den Anhang, S. 160–162.

64 Der Bestand ist heute zu erfassen im Landeshauptarchiv Koblenz (Signatur: 661,023), darin vor allem die von mir bereits damals eingesehene Korrespondenz zur Wiederauflage von Brentanos ›Barmherzigen Schwestern‹ (Signatur: Nr. 155). Für freundliche Auskunft danke ich Frau Dr. Anja Ostrowitzki, Landeshaupt-

im Freien Deutschen Hochstift als Dauerleihgabe aufbewahrten Teil des Nachlasses von Maximiliane von Arnim, verh. von Oriola. Anlass für die Beschäftigung mit diesem in Holland wiederentdeckten Material war die Suche nach der Veröffentlichung eines unbekannten Brentano-Gedichts, das in den von Johannes Werner zu einem Lebensbild zusammengestellten Erinnerungen und Briefen Maximilianes erwähnt wird, und zwar als Erstveröffentlichung 1872 in der Zeitschrift ›Nach der Arbeit‹, und für diesen bis zu seiner Identifizierung unbeachtet gebliebenen Brentano-Text ist das Exemplar der Zeitschrift in der Fürstlich Fürstenbergischen Bibliothek in Donaueschingen der bisher einzige nachgewiesene Beleg.[65]

* * *

Der Rückblick über 40 Jahre Brentano-Forschung sollte und konnte jetzt nicht dazu beitragen, den jeweiligen einzelnen Fund in seiner Auswirkung auf ein verändertes Brentano-Bild zu bewerten. Das ist ansatzweise in einer überschaubaren Anzahl von fachwissenschaftlichen Veröffentlichungen geschehen, die nach den hier zusammengestellten Beispielen in den Fußnoten nachgewiesen werden. Dabei war es klar, dass der Entdecker derart umfangreicher Bestände wie beispielsweise der im seinerzeitigen Kölner Jesuitenarchiv aufgetauchten Briefe Brentanos an Luise Hensel oder auch der Akten des Koblenzer Frauen-

archiv Koblenz. – Interessanterweise blieben übrigens damals parallel durchgeführte Recherchen in der Koblenzer Stadtbibliothek ohne greifbaren Erfolg. Dabei existierte im dortigen Bestand seit 1937 Brentanos eigenhändige Originalhandschrift des Gedichts ›Am Rheine schweb' ich her und hin‹, mit dessen Präsentation 1978 in Koblenz das Brentano-Jubiläum dieses Jahres begangen wurde. Vgl. Clemens Brentano 1778–1842. Ein Führer durch die Ausstellung in der Stadtbibliothek Koblenz zum 200. Geburtstag des Dichters, bearb. von Ekkehard P. Langner und Hans-Josef Schmidt, Koblenz 1978 (= Verzeichnisse der Stadtbibliothek Koblenz 17), S. 13–19.

65 Vgl. meine Aufsätze: Brentano-Funde (Anm 14), S. 72, Anm. 45, und: Der Nachlaß Maximiliane von Arnims, in: Dies Buch gehört den Kindern. Achim und Bettine von Arnim und ihre Nachfahren. Beiträge eines Wiepersdorfer Kolloquiums zur Familiengeschichte, hrsg. von Ulrike Landfester und Hartwig Schultz, Berlin 2004, S. 233–250.

vereins sich an diesen Beständen keine uneingeschränkten Prioritätsrechte für deren Veröffentlichung sichern konnte und auch nicht wollte,[66] musste doch außerdem auch davon ausgegangen werden, dass ohne die Sensibilisierung durch die institutionelle Einbindung in das Projekt des Freien Deutschen Hochstifts und damit in die historisch-kritische Gesamtausgabe der Werke und Briefe Clemens Brentanos eine solche Entdeckungsgeschichte und solche Entdeckungsreisen nicht so erfolgreich hätten ausfallen können, und es war deswegen auch der Gedanke einmal naheliegend, die damit verbundene Lebensgeschichte des Entdeckers, wie hier angekündigt, aus seiner, d.h. eben meiner, persönlichen Lebensperspektive in autobiographischer Absicht durchsichtig werden zu lassen. In diesem Zusammenhang ist auch eine langjährige persönliche und beruflich bedingte Freundschaft mit dem an der Universität in Cambridge residenten Kollegen und Romantikkenner Roger Paulin zu erwähnen, dessen Knowhow und Kooperationsbereitschaft erst in jüngster Zeit die Kenntnis und Benutzbarkeit eines weiteren Brentano-Fundes aus England zu verdanken ist. Ähnlich wie seinerzeit im Kölner Jesuitenarchiv führten Aufräumarbeiten diesmal in der Bibliothek des Newnham Colleges zur Wiederentdeckung von Handschriften und außerdem auch Büchern, die aus dem Familiennachlass einer Tochter von Clemens Brentanos Bruder Christian stammen. Sie enthalten vor allem eine zwischenzeitlich für verschollen gehaltene Abschrift von Brentanos ›Romanzen vom Rosenkranz‹[67] sowie ein kleines Heft mit eigenhändig eingetragenen Gedichten von der Hand Brentanos und Luise Hensels, sowie mit einem bisher nur als Brief an seinen Bruder Christian bekannt gewordenen Text Brentanos,

66 Vgl. mit Blick auf ähnliche Konkurrenzsituationen bei der Auswertung einschlägiger Textentdeckungen in der Kleist-Forschung Klaus Kanzog, Forscherpersönlichkeit und Forschungsinteresse. Erinnerungen, in: Beiträge zur Kleist-Forschung 9 (1995), S. 9–16, hier: S. 11: »Die bedeutenden neuen Textfunde von Hermann F. Weiss, der erst im Zuge seiner Arnim-Forschungen zum Kleist-Forscher wurde, machten deutlich, daß es keine Prinzipien für Forscher gibt.«

67 Vgl. Dietmar Pravida, Die Erfindung des Rosenkranzes. Untersuchungen zu Clemens Brentanos Versepos, Frankfurt am Main u.a. 2005 (= Forschungen zum Junghegelianismus 13), S. 106, Anm. 260. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 11,1: Romanzen vom Rosenkranz. Frühe Fassungen, Entstehung und Überlieferung, hrsg. von Dietmar Pravida, Stuttgart 2006, S. 45.

der in diesem Heft mehr die Stellung einer Vorrede hat.[68] In diesem Fall hat Roger Paulin, nachdem er vor Ort vom Newnham College um eine Expertise der neu aufgefundenen Bestände gebeten worden war, sogleich reagiert und dazu beigetragen, dass ich diese Information noch rechtzeitig der Brentano-Ausgabe im Freien Deutschen Hochstift weitergeben und wenigstens der damals in der Drucklegung befindliche dritte und letzte, der Kommentarband, der ›Romanzen vom Rosenkranz‹ davon profitieren konnte.[69] Einmal mehr zeigte sich an dieser Erfahrung, dass der Einzelne, mag er noch so zielbewusst und sein Spürsinn noch so gut entwickelt sein, niemals allein bewältigen kann, was ihm möglicherweise aufgrund seiner unvorhergesehenen Begegnungen im Leben zugefallen ist, sondern nur in der Vernetzung mit einer Gruppe, einem Team, in Kooperation.

Das Freie Deutsche Hochstift hatte und hat für die an dieser Erfahrung im Fall Brentanos Beteiligten ein gemeinsames Dach errichtet, das noch möglichst lange, wenigstens so lange, wie an Brentano gearbeitet wird, wasserdicht bleiben möge. Ich danke für die Jahre, in denen ich trotz vollberuflicher Beschäftigung als bayerischer Hochschullehrer in München immer wieder Zeit finden konnte, mich den Anforderungen der Hauptherausgeberschaft bei der Frankfurter Brentano-Ausgabe zu unterziehen, und ich danke allen denen, die mich darin unterstützt haben, nämlich den Mitherausgeberinnen und Mitherausgebern, den Redakteurinnen und Redakteuren, den Doktorandinnen und dem einen

68 Es handelt sich um die bis dato verschollen gewesene Originalhandschrift des als Brief Clemens Brentanos vom 3. bis 19. Dezember 1817 an seinen Bruder Christian gerichteten Texts. Vgl. Brentano, Sämtliche Werke und Briefe (Anm. 47), Bd. 33, S. 286–310, 513–515. Eine Veröffentlichung dieser Handschrift wird von Silke Weber in einer von PD Dr. Wolfgang Bunzel betreuten Dissertation an der Universität Frankfurt am Main vorbereitet (vgl. auch Wolfgang Bunzel, in: Freies Deutsches Hochstift. Jahresbericht 2008, in: Jahrb. FDH 2009, S. 433–507, hier: S. 493 f.). Erste Ergebnisse daraus sind dokumentiert in: Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 5,1: Gedichtbearbeitungen I. Text, Lesarten und Erläuterungen. Unter Mitarbeit von Silke Franziska Weber hrsg. von Sabine Gruber, Stuttgart 2011, S. 54–77, 337–381, mit dem Provenienznachweis, S. 349, Anm. 9.

69 Vgl. Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 11,2: Romanzen vom Rosenkranz. Erläuterungen, hrsg. von Dietmar Pravida, Stuttgart 2008, S. 169 f., Anm. 252.

Doktoranden,[70] die sich in ihren Dissertationen an meiner Brentano-Arbeit beteiligt haben. Ich danke schließlich allen, Kolleginnen und Kollegen, mit denen ich mich in Sachen Brentano fachlich austauschen konnte, und last but not least gilt der Dank auch meiner Frau, insbesondere für alles, was sie unternommen hat, um mich neben Brentano auch noch auf andere Gedanken zu bringen. Mit diesen Danksagungen möchte ich mich aber auch öffentlich von der Herausgeberschaft an der Frankfurter Brentano-Ausgabe verabschieden, was per Ende letzten Jahres formell bereits in Schriftform geschehen ist. Ich wünsche dieser Ausgabe und ihren Verantwortlichen für das weitere Erscheinen ihrer Bände alles Gute und danke allen Anwesenden für das Interesse und für ihre mir erwiesene Aufmerksamkeit als Auditorium und hoffe vor allem, dass dies ein Forschungsbericht war, der auf jeden Fall nicht nur gelangweilt hat.

70 Neben den hier bereits zitierten Arbeiten von Oehring, Untersuchungen zur Brentano-Forschung der beiden Jesuiten Johann Baptist Diel und Wilhelm Kreiten (Anm. 51), Pravida, Die Erfindung des Rosenkranzes (Anm. 67) und Vordermayer, Antisemitismus und Judentum bei Clemens Brentano (Anm. 43) vgl. auch die im Typoskript 1523 Seiten umfassende Dissertation von Lieselotte Kinskofer, Clemens Brentano: Briefe (1803–1807). Textedition und Kommentierung, Diss. phil. München 1988. Von dieser Arbeit wurde das 52 Seiten Überblickskommentar umfassende 2. Kapitel als Teildruck gesondert veröffentlicht, vgl. Lieselotte Kinskofer, Clemens Brentano: Briefe (1803–1807). Textedition und Kommentierung, Diss.-Teildruck, München 1989. Der Textteil des in der Dissertation editorisch aufgearbeiteten Briefcorpus erschien in Buchform: Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe, Bd. 31: Briefe 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart, Berlin, Köln, 1991, der überarbeitete und gekürzte Kommentar dazu, ebd., Bd. 38,3: Briefe 1803–1807. Erläuterungen. Unter Mitwirkung von Sabine Gruber hrsg. von Lieselotte Kinskofer, Stuttgart 2004.

Anhang

Die im Folgenden erstmals veröffentlichten beiden Briefe, je einer an und einer von Brentano, verweisen auf eine Lebenswelt des Autors, der darin weniger als romantischer Künstler und Dichter auftritt, sondern vielmehr als Mitglied eines sozial engagierten Netzwerks. Michael Groth und Carolina Veit sind beide als zufällig an dieser Stelle miteinander verbundene Mitglieder dieses Netzwerks Zeugen eines Stücks Brentano-Biographie, von deren Entwicklung in der Regel mehr vom Gehalt an ›poetischer Existenz‹[71] bekannt ist als von ihrer sozialen Ausgestaltung. Dabei fehlt es vor allem an einschlägigen Quellenzeugnissen, die wie im Fall der beiden hier veröffentlichten Briefe das soziale Umfeld bis in die Einzelheiten eines noch immer nur sehr unvollständig bekannten Personenkreises dokumentieren helfen können.

1.
Michael Groth an Clemens Brentano in Dülmen, Münster, 8. Oktober 1819

Textvorlage:

Eigenhändige Handschrift eines Briefs, Redemptoristenkloster Gars am Inn, z. Zt. als Leihgabe Freies Deutsches Hochstift Frankfurt am Main (Signatur: G 117). 1 1/2 Seiten.

Adresse:

Dem
Wohlgebornen
Herrn Herrn
Brentano
in
Dülmen

71 Vgl. Werner Hoffmann, Clemens Brentano. Leben und Werk, Bern und München 1966, S. 140–179. – Gerhard Schaub, Le Génie enfant. Die Kategorie des Kindlichen bei Clemens Brentano, Berlin und New York 1973 (= Quellen und Forschungen zur Sprach- und Kulturgeschichte der germanischen Völker, N. F. 55 [179]), S. 112 f.

Text:

Lieber Freund!
In Eile beantworte ich schriftlich, was ich freilich 10 mal lieber mündlich gethan hätte. Ich habe mich allseitig über den betreffenden Gegenstand erkundigt. Alles stimmt darin überein, daß die geistliche Behörde als solche nicht aktiv auftretten könne – der natürlichste u sicherste Weg sey, daß der älteste Bruder als Familien Haupt, im Namen der Emerich klagend auftrette (u natürlich auch zu erst die Abschrift des Protocols fordert, u alles nöthige thut) Solte aber die Emerich lieber einen andern Vertreter haben, so könne Sie einen nach Belieben wählen u bevollmächtigen. Man muß ihn hören. Das Fernere wird sich von selbst entwikeln – Armen muß das Recht umsonst gesprochen werden. Und solte es auch kosten, dafür soll Emerich unbekümmert seyn; das nöthige Geld wird sich gewiß finden lassen.

Tritt der Fall ein, wo ein Beytrag erfordert wird – so lassen Sie es mich wissen, ich will selbst zum Theil vorsorgen, u anderwärts die mir eröffnete Aussicht anzeigen.

Vor der Zeit darf ich es nicht. Mir scheint, daß dieser Weg nun ungesäumt solte eingeschlagen werden. Es wird doch in Dülmen ein verständiger u redlicher Procurator zu finden seyn – Ich bitte Sie, schreiben Sie mir bald nach Sondermühlen, was vorgehe; oder Herr Limbert, was vielleicht besser wäre, soll schreiben – oder schreiben beyde; so freue ich mich umsomehr – u benutze was u wo ich es gut finde. Nebst dem wünsche ich sehr daß die liebe Emmerich sich in ihr Schicksal unter Gottes Hand ruhig finde; u es kömmt gewiß die Stunde, wo die schwarzen Wolken verschwinden, die Sonne hell scheinen u die Unschuldige mit David rufen wird: Herr in meiner Drangsal rief ich zu Dir – meine Feinde umgaben u spotteten meiner, sagend: wo ist ihr Gott! ich vertraue auf dich, u deine Hand hat mich gerettet.

Ich grüsse herzlich die liebe Emerich, empfehle mich in ihr Gebet u Gott-gefälliges Leiden –; bete auch für sie zu Christo, unserem einzigen Helfer u Tröster; Ihm, dem einst Verhöhnten, izt aber auf dem Throne Sitzenden stelle ich die liebe christliche Mitschwester am Altar vor – bittend u flehend in ihr seinen Namen zu verherrlichen, u das Machwerk der Finsterniß zu Schanden zu machen.

Laßt uns alle in Demuth für einander beten –, ich werde Ihrer, lieber Freund – gedenken, u hoffe daß auch Sie gedenken werden

Ihres

Münster d 8ten 8br. 1819.

Freundes Michael Groth

Erläuterung:

Der Brief datiert unmittelbar aus den Monaten nach Abschluss einer von preußischer Regierungsseite angeordneten amtlichen Untersuchung der in Dülmen lebenden stigmatisierten Augustinernonne Anna Katharina Emmerick. Es geht um den Vorwurf des Betrugs. Die Anfang August 1819 angeordnete Untersuchung kommt bereits zum Ende dieses Monats zu einem ergebnislosen Abschluss. Clemens Brentano hatte auf Anraten seines Freundeskreises seinen Aufenthalt bei der Emmerick in Dülmen während der Zeit der gegen sie geführten Untersuchung unterbrochen und kehrte erst am 18. September wieder nach Dülmen zurück. Josef Alois Limberg (nicht, wie Groth schreibt, Limbert) hatte ihn während seiner Abwesenheit über die Vorgänge in Dülmen informiert, nach seiner Rückkehr nach Dülmen arbeitet Brentano auf Aufforderung des für die Untersuchung zuständig gewesenen Regierungsoberpräsidenten von Vincke an einem Protokoll seiner Beobachtungen im Umgang mit Anna Katharina Emmerick, das aber nicht fertig wird.[72] Dieses von Brentano in Angriff genommene Protokoll und die Aufzeichnungen Limbergs sind jedoch in Groths Brief an Brentano als Dokumente angesprochen, aufgrund derer die Familie der Emmerick, vertreten durch deren ältesten Bruder Bernhard Emmerick, wegen der gegen sie durchgeführten Untersuchung Rechtsmittel einlegen könnte. Groth erweist sich dabei als enger Vertrauensmann und Geheimnisträger des Freundeskreises, der sich unter Einschluss Brentanos um die Emmerick gebildet hatte. Als Hauslehrer bei der Familie des Grafen Stolberg in Sondermühlen hatte er offensichtlich eine geeignete berufliche Stellung, um die Interessen der Emmerick auch persönlich vor den Behörden wie anlässlich der Niederschrift seines Briefes an Brentano in Münster vertreten zu können. Seine Unauffälligkeit nicht nur als Zeitzeuge im Umkreis der Emmerick um 1819, sondern auch als Zeitgenosse seiner Epoche überhaupt, steht im Gegensatz dazu, daß er in die Massnahmen, die der Freundeskreis gegen die Untersuchungskommission zum Schutze der Emmerick ergriffen hatten, voll eingeweiht gewesen zu sein scheint.[73]

72 Vgl. mein Buch, Brentano-Chronik (Anm. 53), S. 115–117. Ferner Jürg Mathes, Ein Bericht Clemens Brentanos aus Anlass der staatlichen Untersuchung Anna Katharina Emmericks im Jahre 1819, in: Jahrb. FDH 1972, S. 228–276.

73 Vgl. meinen Aufsatz: Clemens Brentano und die Schweiz (Anm. 55), S. 137–141.

2.
Clemens Brentano an Carolina Veit in Frankfurt am Main, München, 7. Juni 1839

Textvorlage:

Eigenhändige Handschrift eines Briefs, Privatbesitz, 1 ½ Seiten

Adresse:

Ihrer Wohlgebohren
Frau Caroline Veit
Gattin des H Direcktor Ph. Veit
am Städelschen Kunstinstitut. Frankfurt a/M.

Poststempel:

MÜNCHEN
8 YUN. 1839

Beschriftungen von neuerer Hand:

München 1839 –
Brentano Clemens
an Carolina Veit

Clem. Brentano
7 Juny 1839

Eigenhändige Nachbemerkung von Franziska Veit:

In Folge dieses Briefs reisten Theresa und ich (erstere 15 – letztere 13 Jahre alt) mit der ~~Frau~~ (Mutter) des Professor Carl Windischmann, deren Tochter Walburg und Tante Pizala, am 18. Juli 1839, nach München u. blieben daselbst etwa 4 Monate. Im August erhielten wir dort die Todesnachricht der l. Großmutter: Dorothea v. Schlegel geb. Mendelssohn Windischmanns, unsere Reisegefährten, etablirten sich in München bei dem Geistlichen Fritz Windischmann.

Text:

Verehrung würdige Frau Carolina!

Da Herr Professor Schlotthauer nur wenig italiänisch versteht und ich in solchen Dingen sein Dollmetsch und Sekretair bin, habe ich ihm Ihren Brief übersetzt und melde Ihnen augenblicklich in seinem Auftrag:

»Er zweifelt nach den Angaben Ihres Briefes nicht, daß der beschriebenen Difformitaet zu helfen seyn wird. Da aber das Uebel schon 4 Jahre nach Ihrer Angabe besteht, muß er die Zeit der Kur wenigstens auf 3–4 Monate angeben, in einer andern Anstalt würden sie wenigstens 4 Mahl so lange dauern. Ist früher geholfen, desto besser. Senden sie Ihr gutes Kind je eher je besser; es wird hier nichts versäumen, denn Hr. Schlotthauer wird sorgen, daß es die Zeit der Kur in der Familie einer sehr frommen und liebreichen und unterrichteten Witwe leben kann, welche keine Kinder; als einige sehr tugendhafte und unterrichtete Töchter hat, mit denen sie, wie mit Geschwistern heiter und mit Nutzen leben und noch mancherlei lernen kann. – Die Unkosten werden sehr bescheiden seyn. Herr Schlotthauer bittet Sie, die Ankunft zu melden. damit er die nöthige Anstalt zur Unterkunft treffen kann. Herr Dr. Peez in Wiesbaden kennt die Heilart Schlotthauers genau und hat ihm das vortheilhafteste Zeugniß darüber ausgestellt, sollte vielleicht dieser oder dessen Freund Passavant irgend eine andre Patientin der Reiße anschließen wollen, so wäre die Gelegenheit noch bequemer. – Steinle hat mir zuletzt Viel Liebes von Ihrer Familie geschrieben. Ich sendete vorgestern auf seine Ordre ein Zeichnung an Frau von Schlegel, der ich mich zu empfehlen bitte, wie auch dem lieben Philipp und der auserwählten Lola.«

Von Herzen
Ihr ergebener
Clemente Brentano

Mûnchen 7 Juni 1839
Glockenstraße No. 11

Erläuterung:

Der Brief beleuchtet einen Ausschnitt aus Brentanos Lebenswelt während seiner letzten Münchener Jahre. Aktueller Anlass ist das körperliche Leiden von Philipp Veits Töchtern Theresa und Franziska,[74] die

74 Vgl. Frühwald, Clemens Brentano: Briefe an Emilie Linder (Anm. 45), S. 109.

beide auf Anraten Brentanos nach München gebracht und dort von Joseph Schlotthauer nach dessen orthopädischer Methode behandelt werden sollen. Dem Brief geht die Veröffentlichung eines in der ›Allgemeinen Zeitung‹ vom 25. Mai 1839 erschienenen Artikels unmittelbar voraus, in dem das Heilverfahren nach dem »Princip […] der Beugung (Flexion) des Rückgrates« ausdrücklich empfohlen wird, auch unter Berufung auf den Wiesbadener Kurarzt Dr. August Peez, mit dem Brentano befreundet war und den er namentlich ebenfalls zitiert. Vorausgegangen ist Brentanos Brief auch die nach Schlotthauers Methode erstmals nachgewiesene erfolgreiche Behandlung eines Kindes des damals in München lebenden Malers Peter von Cornelius.[75] Interessant ist der Umstand, dass Brentano seiner Adressatin auf Deutsch und nicht auf Italienisch antwortet, sie also des Deutschen mächtig gewesen sein muss, obwohl er ihr schreibt, dass er ihr im Namen von Schlotthauer antwortet, weil dieser ihr Italienisch nicht verstehen könne und er, Brentano, deswegen als Dolmetscher zwischen ihnen beiden agieren wolle. Der Familien-Name von Windischmanns Schwägerin ist mit dem Mädchen-Namen von Windischmanns Frau Anna Maria Pizzala übereinstimmend, Fritz Windischmann ist ihr Sohn. Die Familie gehört zu Brentanos engstem Freundeskreis.[76] Dorothea von Schlegel starb am 3. August 1839. Steinle berichete Brentano in einem vom 7. Mai 1839 datierten Brief aus Rheineck von seinem Besuch in Frankfurt am Main und Aufenthalt bei der Familie Veit: »In Frankfurt sah ich alle Ihre Brüder und verlebte im Hause Veit acht heitere und angenehme, mitunter auch bunte Tage. Gott hat es gemacht, daß ich alle die Leute dort mit meinen Arbeiten gewann und ein paar mir sehr angenehme Aufträge mit auf den Weg bekam. Für die nächsten Jahre weiß ich noch nicht, was geschehen wird. – Veit wünscht sehr, daß ich ein paar Jahre in Frankfurt zubringe – ich bin nicht abgeneigt. …«[77]

75 Ebd., S. 203 f. Vgl. A[lexander] von Peez, August Heinrich Peez. Ein Bahnbrecher der Kurstadt Wiesbaden, in: Nassovia. Zeitschrift für nassauische Geschichte und Heimatkunde 2 (1901), S. 130–131.

76 Vgl. Frühwald, Clemens Brentano: Briefe an Emilie Linder (Anm. 45), S. 206, 269; Feilchenfeldt, Brentano-Chronik, (Anm. 53), S. 166.

77 Edward von Steinle's Briefwechsel mit seinen Freunden, hrsg. und durch ein Lebensbild eingeleitet von Alphons Maria von Steinle, Bd. 2, Freiburg im Breisgau 1897, S. 22 f.

Karl S. Guthke

Deutsche Literatur aus zweiter Hand

Englische Lehr- und Lesebücher in der Goethezeit

I. Deutschlernen in Großbritannien: Vom privaten Studium zum Schulunterricht

»I am now knocking my brains against German as hard as I ever can. I take a lesson every morning; and as I apply very seriously, I am flattered with the promises that I shall soon speak very fluently in my throat, and that I already distort my mouth with tolerable facility.« So Matthew Gregory Lewis, der nachmals berüchtigte »Monk« Lewis, 1792, damals siebzehn Jahre alt, in einem Brief an seine Mutter aus Weimar, wo er sich etwa ein halbes Jahr aufhielt, um, zur Vorbereitung auf den Diplomatenberuf, Deutsch zu lernen.[1] Eine andere Möglichkeit, sich die deutsche Sprache anzueignen, war in der zweiten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts für Briten so gut wie nicht gegeben, abgesehen von Privatunterricht im Inland und von autodidaktischem Studium anhand von Grammatiken oder sprachlich erläuternden Textsammlungen. Griechisch und Latein, allenfalls noch Französisch, dominierten in den höheren Schulen. Kurz vor 1800 setzt in einigen Schulen zwar ein Wandel ein, aber nur sehr zögerlich; erst seit den späten zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts ist das Interesse am Deutschlernen in der Infrastruktur, insbesondere an den »grammar schools«, so weit gediehen, dass manche Universitäten, zuerst 1828 die neugegründete Londoner, Professoren für deutsche Sprache und Lite-

1 The Life and Correspondence of M.G. Lewis […], London: Colburn, 1839, Bd. I, S. 71. Dass der Erwerb von Deutschkenntnissen der Zweck des Aufenthalts war, stellen beide neueren Biographien fest: Louis F. Peck, A Life of Matthew G. Lewis, Cambridge, Massachusets 1961, S. 11; D. L. Macdonald, Monk Lewis: A Critical Biography, Toronto 2000, S. xiii; vgl. auch Karl S. Guthke, Englische Vorromantik und deutscher Sturm und Drang. M. G. Lewis' Stellung in der Geschichte der deutsch-englischen Literaturbeziehungen, Göttingen 1958, S. 41–48.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-006 | CC BY-NC-SA 4.0

ratur berufen.[2] Das ist ein erstaunlicher Befund. Warum hat es im deutschsprachig regierten Inselreich so lange gedauert, bis die deutsche Sprache es zu der Respektabilität brachte, die ihr einen Platz in den Lehrplänen der Schulen garantierte?

Vorweg eine Präzisierung der Fragestellung. Den Historiker interessiert an der Entwicklung des Interesses an der deutschen Sprache in Großbritannien in erster Linie deren Funktion als Vehikel der Kultur und insbesondere der Literatur, nicht als Werkzeug lebenspraktischer Kommunikation. Die deutsche Literatur schwingt sich bekanntlich, sehr im Unterschied zu den Verhältnissen im englischsprachigen Bereich, erst in der Goethezeit, signifikant seit den siebziger, achtziger Jahren, zu einem Niveau auf, das in den Augen der in- und ausländischen Zeitgenossen (und nicht zuletzt auch der Verfasser von Sprachlehrbüchern) dem der englischen und französischen ebenbürtig war oder doch vergleichbar. Von den neunziger Jahren an, einmal abgesehen von sporadischen, auch modischen Vorläufern wie Geßners ›Tod Abels‹ und Goethes ›Götz‹ seit den sechziger Jahren, werden denn auch welthaltige, bildungssignifikante Exemplare dieser Literatur (aber auch trivialliterarische) jenseits des Kanals in nennenswertem Umfang in Übersetzungen rezipiert. William Taylor of Norwich, Coleridge, Scott, G.H. Lewes und Carlyle sind die Herausragenden unter denen, die damals anspruchsvollere Werke in Original und Übertragung oder Bearbeitung sowie in ihrer Essayistik vertraut zu machen mehr oder weniger programmatisch bemüht waren.[3] Und das nicht ohne Erfolg bei tonangebenden Kritikern. Ende 1829 kann Carlyle Goethe versichern, »daß die Kenntniß und Schätzung der [...] deutschen Literatur sich mit wachsender Schnelle verbreitet so weit die englische Zunge herrscht, so daß bei den Antipoden, selbst in Neuholland die Weisen Ihres Landes

2 Näheres unten, S. 168, 219, 232.

3 Rosemary Ashton, The German Idea: Four English Writers and the Reception of German Thought, 1800–1860, Cambridge 1980 (Coleridge, Carlyle, G.H. Lewes, George Eliot); F. W. Stokoe, German Influence in the English Romantic Period, 1788–1818, with Special Reference to Scott, Coleridge, Shelley and Byron, Cambridge 1926; V. Stockley, German Literature as Known in England, 1750–1830, London 1929. Siehe auch die in Anm. 61 angeführte Abhandlung von Walter F. Schirmer.

ihre Weisheit predigen.«[4] Das aber ist ein Vorgang auf dem Niveau der Bildungselite, und er ist gut erforscht (siehe Anm. 3). Eine Stufe darunter erreicht in eben diesen Jahrzehnten die Vermittlung der deutschen Sprache immer weitere Kreise in den Schulen und in manchen Universitäten (siehe Anm. 2). Und da ist die Frage, wieweit auf *diesem* Niveau die Kenntnis des Deutschen als Literatur- und Kultursprache vermittelt wurde, konkret: wieweit dieser Sprachunterricht bildend wirken wollte und konnte in dem Sinne, dass er zugleich einen Eindruck von der Höhe der geistig-künstlerischen Leistungen bot, die der Goethezeit ihr Cachet verleihen. Oder bleibt es vielmehr rein pragmatisch bei landeskundlicher, kommerzieller, eventuell auch touristischer Hilfestellung oder auch, soweit Literatur hineinspielt, bei der Fixierung auf unbedarfteren Geschmack? Die Frage ist eklatant offen.

Eine Antwort geben die Grammatiken und Lehr- und Lesebücher, die in der Goethezeit speziell für den britischen Konsumenten auf den Markt kommen, zum Selbststudium geeignet, aber hauptsächlich zum Gebrauch unter Anleitung von Lehrern bestimmt, wie manchmal den Texten selbst und oft dem Beruf des Verfassers zu entnehmen ist.[5] Seit 1800 erleben solche Bücher, die es vorher nur sehr vereinzelt in Form von Grammatiken mit bescheidenem Textanhang gegeben hatte, einen veritablen Boom (woraus nicht folgt, dass sie heute greifbar wären: Sprachlehrbücher überdauern nicht in Institutionen des kulturellen Gedächtnisses; man muss sich Exemplare aus entlegenen Weltwinkeln, von Australien bis Wolfenbüttel, zusammensuchen: daher die offene Frage). 1727 hatte es noch in der Satire, einem Hochzeitsgedicht kurioserweise, ›Etwas Teutsches zur Verteidigung der Teutschen‹ von dem rührigen norddeutschen Dichter und Mitarbeiter am Hamburger ›Patrioten‹ Christian Friedrich Weichmann geheißen:

4 Goethe, WA I 42,1, S. 204 f. Zur Rolle des Rezensionswesens vgl. John Boening, Pioneers and Precedents: The ›Importation of German‹ and the Emergence of Periodical Criticism in England, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 7 (1982), S. 65–87.

5 Über mehrere Verfasser von Sprachlehrbüchern von 1800 bis zur Jahrhundertmitte orientiert Friedrich Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonie in England, II. Die Lehrer, in: Unsere Zeit, N. F. 9,1 (1873), S. 534–548. Textinterne Hinweise auf die Funktion eines Lehrers: siehe unten, S. 186, 213–219, 223 u. ö.

In London Teutsch? – Verhasste Muse, still!
Wer wird doch wol, bey Englands reichen Chören,
Den harten Klang von fremden Liedern hören,
Falls Welschlands sanfter Ton das Ohr nicht kützlen will?[6]

Hundert Jahre später ist es mit solcher Antipathie vorbei, nicht nur auf der kulturellen Höhe des Bildungsbedarfs, sondern auch auf dem Niveau der Lehrbücher. Wie aber sah es in dieser Hinsicht vorher aus? Zunächst: welche Anreize und Möglichkeiten gab es *vor dem Ende des achtzehnten Jahrhunderts* für einen Briten, das Idiom der Deutschen zu erlernen und damit einen Eindruck von ihrer Literatur und Kultur zu gewinnen?

In dem, wie es heißt, ersten Reiseführer englischer Sprache, ›The Traveiler‹, einer Übersetzung von Hieronymus (Jérôme) Turlers ›De peregrinatione et agro Neapolitano libri II‹, war 1575 zu lesen gewesen:

> The Germane hath ye gesture of a Cutter or Ruffian, the gate [*sic*] of ye cock, a firce looke, a manly voyce, rude behaviour, variable apparell, and nothinge hansome. […] The Germans are harshe and harde in their speach, and simple […]. Towardes straungers the Germans are roughe and inhospitable […]. In conversation the Germanes are imperious and intollerable […]. The Germane weemen [are] variable and foolish.[7]

Was diesem angeblichen nationalcharakterlichen Hindernis des Spracherwerbs entgegenwirkte, waren, wenn auch in beschränktem Umfang, einmal Handelsbeziehungen, die (zwar z.T. noch im achtzehnten Jahrhundert im Medium des Holländisch-Niederdeutschen statt des Hochdeutschen) bis in die Zeit der Hanse zurückreichten, dann in der Reformationszeit auch theologische Kontaktaufnahmen, soweit sie nicht auf Lateinisch vonstatten gingen. Aber wie sich im Gefolge dieser Formen

6 London: Bettenham. Zitiert nach Graham Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London: Evidence and Interpretation, in: Archiv für Geschichte des Buchwesens 57 (2003), S. 147–248, hier: S. 155.

7 London: William Howe for Abraham Veale; Faksimile-Ausgabe von Denver Ewing Baughan, Gainesville, Florida 1951, S. 40–43; teilweise und fehlerhaft nach einem Sekundärwerk zitiert bei Helmut Glück, Deutsch als Fremdsprache in Europa vom Mittelalter bis zur Barockzeit, Berlin und New York 2002, S. 330. Turlers Buch war 1574 in Straßburg bei Jobin erschienen.

der sprachlichen Fühlungnahme bei der englischen Bevölkerung kein Aufschwung des Interesses an deutscher Literatur und Kultur einstellte, so auch nicht im Anschluss an die mit dem Regierungsantritt Elizabeths einsetzende Rückwanderung jener exilierten englischen Protestanten vom Kontinent, die dort Deutschkenntnisse erworben hatten, und ähnliches gilt im Hinblick auf die wegen ihres Glaubens verfolgten Deutschen, die in England Asyl gefunden hatten.[8] Das hat zwar einige wenige, zum Teil auch prominente Gestalten, Diplomaten, aber auch Königin Elizabeth selbst, im sechzehnten und siebzehnten Jahrhundert nicht davon abgehalten, sich die deutsche Sprache anzueignen,[9] aber das geschah mit Hilfe von privat verpflichteten Tutoren. Auch figurierte Deutsch in den polyglotten Gesprächsbüchern für Europa-Reisende, die damals auf den Markt kamen; diese waren der Natur der Sache nach jedoch beschränkt auf lebenspraktische Hilfe in Alltagssituationen.[10]

Institutionell gestützt wurde das Studium des Deutschen bis weit ins achtzehnte Jahrhundert hinein in Großbritannien so gut wie überhaupt nicht. Wohl ist belegt (oder vielmehr häufig erinnert worden), dass es im Kollegium des *Musaeum Minervae* in Covent Garden, London, einer 1635 von Sir Francis Kynaston gegründeten Ritterakademie, neben einem Fecht- und einem Tanzmeister auch einen »Professor« für gleich sieben alte und moderne Sprachen, einschließlich Deutsch (»High Dutch«) gab[11] und dass Sir Balthazar Gerbier 1648 einen Prospekt für eine Privatschule dieser Art in seinem Haus im Londoner Vorort Bethnal Green verschickte, der im Fremdsprachenunterricht u. a. auch Deutsch vorsah.[12] Doch ist nicht aktenkundig geworden, ob, wieweit und wie lange diesen Unternehmungen Erfolg beschieden war.

8 Dazu Glück (Anm. 7), S. 323–337; Foster Watson, The Beginnings of the Teaching of Modern Subjects in England, London 1909, S. 488–505.

9 David Blamires, British Knowledge of German Before ›The High Dutch Minerva‹, in: German Life and Letters, N. S. 43 (1990), S. 103–112.

10 Karl Peter Ortmanns, Deutsch in Großbritannien: Die Entwicklung von Deutsch als Fremdsprache von den Anfängen bis 1985, Stuttgart 1993, S. 19; Karl Heinrich Schaible, Geschichte der Deutschen in England von den ersten germanischen Ansiedlungen in Britannien bis zum Ende des 18. Jahrhunderts, Straßburg 1885, S. 337 f.

11 Schaible (Anm. 10), S. 337; Watson (Anm. 8), S. 505; Ortmanns (Anm. 10), S. 20.

12 Watson (Anm. 8), S. 505; Ortmanns (Anm. 10), S. 20.

Exponenten eines Trends waren sie keineswegs. »Nach Foster Watsons Recherchen ist die deutsche Sprache innerhalb einer Erziehungsinstitution im 18. Jahrhundert [anscheinend] nur an [einer Dissenting Academy] unterrichtet worden«, heißt es in einer zusammenfassenden Darstellung aus dem Jahre 1993.[13] »Dissenting Academies« waren konfessionell gebundene Privatschulen, die seit 1670 in Reaktion auf den »Act of Uniformity« von 1662 gegründet wurden und im Laufe des Dixhuitième ihr Curriculum »verbreiterten«; aber datierte und ortsspezifische Belege für Deutschunterricht werden nicht gegeben. Daneben wird hier und da an anderen Schulen, insbesondere »grammar schools«, die Möglichkeit, Deutsch zu lernen, bestanden haben. So war George Crabb, »der erste Lehrer, der sich für Deutschunterricht interessierte«,[14] kurz vor 1800 Lehrer an der Carlisle House School, wenn auch formell für die alten Sprachen zuständig (siehe unten, S. 182), und als »teacher of the German language in the University of Cambridge« gab sich 1798 W. Render auf dem Titelblatt seiner Kotzebue-Übersetzung ›Count Benyowsky‹ aus (Cambridge: Printed for the Author); 1824 erschien John Rowbothams ›A Practical Grammar […] of the German Language‹ mit dem Titelblatt-Hinweis »for the Use of Schools and Private Students« (siehe unten, S. 199). Doch ergibt eine summarische Übersicht, dass Deutsch erst »in den 30er Jahren zum ersten Mal auch in die Lehrpläne bekannter Gymnasien [und Universitäten] aufgenommen wurde, wenn auch mit unterschiedlichem Status.«[15]

13 Ortmanns (Anm. 10), S. 21, auch zum folgenden Satz. Eine Übersicht über die Richtungen und sozialen und intellektuellen Kontexte des englischen Interesses an deutscher Sprache und Kultur bietet Fredericka van der Lubbe, Martin Aedler and the ›High Dutch Minerva‹: The First German Grammar for the English, Frankfurt am Main 2007 (= Duisburger Arbeiten zur Sprach- und Kulturwissenschaft 68), S. 21–48. Siehe auch unten, S. 181.

14 Ortmanns (Anm. 10), S. 19 im Anschluss an Watson.

15 Ortmanns (Anm. 10), S. 27. Vgl. Althaus (Anm. 5), S. 541: »daß bis [»Ende des dritten Jahrzehnts« des neunzehnten Jahrhunderts] die deutschen Studien in England ohne Ausnahme privater Natur blieben, d. h. keine Anerkennung fanden in Universitäten und öffentlichen Schulen«; S. 544: »das von der londoner Universität [1828] gegebene Beispiel fand Nachahmung und die deutschen Studien, dem engen und verhältnismäßig dunkeln Kreise der Privatbeschäftigung entwachsen, nahmen seitdem fortschreitend eine anerkannte Stelle in dem Erziehungsplane der englischen Schulen und Universitäten ein.« Schaible (Anm. 10), S. 348: »Das Deutsche [wurde] erst im dritten Decennium [des 19.] Jahrhunderts allmählig ein Gegenstand regelmässiger Schulbildung«. Siehe unten, S. 232.

Schulen brauchen Lehrbücher. Lehrbücher für Deutsch erschienen aber in Großbritannien bereits lange bevor (manche) Schulen um 1800 den Deutschunterricht einführten. Und zwar handelt es sich dabei, wie schon angedeutet, um Grammatiken, die zum Teil im Anhang ein paar sprachdidaktisch annotierte literarische Lesestücke enthielten. Berechnet waren sie für Privatstudium oder tutoriellen Privatunterricht, für Erwachsene wie auch für Jugendliche. Die Verfasser stammten in der Regel aus der seit der Hansezeit vor allem in London bestehenden deutschen Kolonie, zu der im achtzehnten Jahrhundert auch einige auf deutschsprachige Druckerzeugnisse spezialisierte Verleger und Import-Buchhändler gehörten, die in erster Linie diese Kolonie belieferten.[16] Die erste solcher Grammatiken, von Martin Aedler, kam 1680 in London im Selbstverlag heraus; sporadisch erschienen dann, in England gedruckt, weitere bis zur Wende zum neunzehnten Jahrhundert und vor allem im letzten Drittel des Jahrhunderts (siehe unten, S. 171-180). Das ist jedoch kein Indiz verbreiteter Vertrautheit mit deutscher Literatur und Kultur. An der Feststellung eines einschlägigen rezenten Buchmarktforschers ist kaum zu rütteln: »The English, until the end of the [eighteenth] century at least, were largely excluded from intellectual and literary developments in the German-speaking world.«[17] Symptomatisch dafür ist: erst im Jahre 1800 (als der nach London emigrierte Buchhändler Constantin Geisweiler sein allerdings nur bis 1801 bestehendes ›German Museum, or Monthly Repository of the Literature of Germany‹ in Umlauf bringt)[18] kombinierte der genannte George Crabb seine Grammatik mit einer etwas über hundert Seiten umfassenden Auswahl von Lesestücken, die, als Einführung in die deutsche Literatur und Kultur gedacht, vom Schüler ins Englische zu übersetzen waren. Sein Lehrbuch, ›An Easy and Entertaining Selection of German Prose and Poetry‹, ist dank seines umfangreichen deutschen Textteils das erste Werk seiner Art: d.h. das erste – zwar noch von einer Grammatik begleitete – mit Übersetzungshilfen für den Unterricht oder das Selbststudium in Großbritannien ausgestattete Lesebuch. 1811 erlebte es eine zweite Ausgabe, die die ohnehin sehr knapp gefasste Grammatik von 1800 kurzerhand ausließ und so ein reines Lesebuch wurde (für

16 Über den Buchhandel vgl. Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London (Anm. 6).

17 Ebd., S. 167.

18 Ebd., S. 170 f.

den Unterricht annotiert blieben die Texte jedoch auch hier). Es folgten sieben weitere Ausgaben bis 1855, vier Jahre nach Crabbs Tod. Damit war Crabb eindeutig der Marktführer auf diesem Sektor. In dem von seinem Buch beherrschten Zeitraum, bis 1855 also, kam es dann in Großbritannien zu einem beträchtlichen Angebot von Grammatiken der deutschen Sprache und – vom Ende der zwanziger Jahre an – auch von didaktisch aufbereiteten Lesebüchern. Innerhalb dieses *embarras de richesse* bewahrt Crabbs Buch jedoch in seinen diversen Ausgaben sein unverwechselbares Profil. Crabb ist der Pionier, der in Grammatiken, sofern sie überhaupt einige wenige Lesestücke bringen, keine nennenswerte Konkurrenz findet, wie noch zu zeigen, und in den für den Unterricht bearbeiteten Lesebüchern allenfalls erst drei Jahrzehnte später, wie ebenfalls noch darzustellen. So ist Crabb jedenfalls bis um 1830 effektiv der einzige, der über die Vermittlung der deutschen Sprache als utilitaristisches Werkzeug hinaus einen Eindruck von der deutschen Literatur und Kultur der Goethezeit zu bieten hat, und das mit einem Auflagenerfolg, der in seiner Zeit beispiellos ist.

Doch welches Image von deutscher Literatur und Kultur ist es, das sein Werk über mehr als ein halbes Jahrhundert projiziert hat? Hat er gehobene Ansprüche oder ist er eher auf den Publikumsgeschmack fixiert? Eine Antwort wird sinnvoll nur im Vergleich seiner Bemühungen mit denen der Autoren von Grammatiken und später auch von Lesebüchern[19] für den englischen Konsum in Crabbs chronologischem Umfeld und, im Fall der Grammatiken, auch in der Zeit vor Crabb. Von diesen Grammatiken als allenfalls sehr bescheidenen Vorläufern abgesehen, erschienen die potentiell mit Crabb konkurrierenden Werke erst Jahrzehnte nach ›An Easy and Entertaining Selection‹ (1800) zur Zeit des signifikanteren und institutionell gestützten Aufschwungs des englischen Interesses an »The German Idea« (Rosemary Ashton): seit dem Ende der zwanziger Jahre. Im Fokus des Folgenden steht also die zweite Hälfte der Goethezeit oder die Zeitspanne zwischen Napoleons Griff nach der Alleinherrschaft und den letzten Jahren der hannoverschen

19 »Lesebücher« sind zu unterscheiden von Anthologien im Sinne von auf den Textabdruck beschränkten Auswahlen. Es sind vielmehr für das Sprachlernen gedachte, also auf die Sprachkompetenz der Lernenden Rücksicht nehmende Werke, die die Texte nach ihrem Schwierigkeitsgrad anordnen und auswählen und zur Erleichterung des sprachlichen Verständnisses didaktisch annotieren.

Könige von England.[20] Zunächst jedoch ein Blick auf die Vorgeschichte: auf die Grammatiken als Vorläufer, vor allem seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts.

II. Vorspiele: Literarische Lesestücke in Grammatiken (1751–1800)

Englischsprachige Grammatiken haben von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts an einen bescheidenen Stellenwert in der Vermittlung deutscher Literatur und Kultur, sofern manche von ihnen in einem knapp gehaltenen Anhang Texte bringen, an denen Schüler ihr durch den Hauptteil erworbenes Grammatikwissen überprüfen und anwenden sollen. Das gilt aber längst nicht für alle Grammatiken aus diesem Zeitraum.

20 Es geht im folgenden um Lehrbücher; nicht berücksichtigt werden:
1. für Deutschlernende bestimmte Textausgaben von Einzelwerken, die ohnehin erst eine späte Erscheinung sind, etwa in der Art von Kotzebues ›Eduard in Schottland [with] a Literal and Interlinear Translation and Explanatory Notes‹ (hrsg. von John W. Underwood, London: J. Souter, School Library, 1836) oder ›Undine. Eine Erzählung von Friedrich Baron de la Motte Fouqué‹ (London: Gedruckt, für und herausgegeben von Wilhelm Klauer-Klattowsky, 1830),
2. bloße Übersetzungen ohne die deutschen Originale wie z.B. ›Specimens of the German Lyric Poets: Consisting of Translations in Verse, from the Works of Bürger, Goethe, Klopstock, Schiller, &c., Interspersed with Biographical Notices‹, London: Boosey (u.a.), 1822,
3. Paralleldrucke von deutschen Texten und englischer Übersetzung,
4. Anthologien ohne unterrichtlichen Hilfsapparat.

Bibliographische Quellen für die berücksichtigten Grammatiken und Lesebücher: Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London (Anm. 6); R.C. Alston, A Bibliography of the English Language from the Invention of Printing to the Year 1800. A Systematic Record of Writings on English, and on Other Languages in English, Based on the Collections of the Principal Libraries of the World, vol. 13: The Germanic Languages, Otley 1999; Johann Samuel Ersch, Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen [einschließlich der im Ausland erschienenen Werke deutscher Verfasser] von der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts bis auf die neueste Zeit, 3. Aufl., Leipzig 1845; James Burmester, Anglo-Continental Dictionaries, Grammars & Phrase Books, List XV, North Stoke, Bath o.J. (1997); Realkatalog der Cambridge University Library; Gutman Library (Harvard University); British Library.

Völlig unergiebig ist in dieser Hinsicht das Pionierwerk der Gattung: die ›Hohteutshe SprahKonst vor di Englishen‹, bekannter unter dem Paralleltitel ›The High Dutch Minerva a-la-mode or A Perfect Grammar Never Extant Before, Whereby the English May Both Easily and Exactly Learne the Neatest Dialect of the German Mother-Language Used Thoroughout All Europe‹ (London: sold at the Rabbets and Harrow, 1680; ^{2}1685). Und zwar ist das Fehlen von mehr oder weniger literarischen Texten hier um so erstaunlicher, als der Verfasser, Martin Aedler, ein in Jena theologisch und philologisch ausgebildeter Deutscher, der, seit 1677 in England ansässig und jahrelang an der Universität Cambridge als Hebräischlehrer tätig, sich statt an Handeltreibende mit ihren utilitaristischen Interessen an die englische Bildungselite richtet, der er im Sinne der Bestrebungen der Sprachgesellschaften einen Eindruck von der Würde der deutschen Sprache – als »Perfect and Pure« schon im Inhaltsverzeichnis nobilitiert – zu vermitteln sucht. Theologisches und philologisches Wissen stellt Aedler dementsprechend zur Schau, um das Prestige deutscher Kultur zu erhöhen, nicht aber literarische Kenntnisse.[21] Rein aufs Praktische eingestellt mit seinen den ganzen dritten Teil ausmachenden deutschen und ins Englische übersetzten Gesprächen über »all necessary matters that daily may be spoken of« (mit dem Schuster, Kutscher usw., über Unterkunft, Wege, Wechselbriefe u.a.) ist hingegen das zweite Exemplar dieser Gattung, ›A Double Grammar for Germans to Learn English and for Englishmen to Learn the German-Tongue […]‹ (London: Nath. Thompson u.a., 1687) von Henry (Henricus im deutschen Parallel-Titel) Offelen, einem deutschen Sprachlehrer (»professor«) in Amsterdam. Für Literarisches bleibt da kein Raum.[22] Das gilt ebenfalls für ›A New German

21 Näheres zur Biographie bei van der Lubbe, Martin Aedler and the ›High Dutch Minerva‹ (Anm. 13), S. 49–104; zur Intention vgl. S. 11–19, 109, 118–119, 143–144; zum Inhalt der ›High Dutch Minerva‹ vgl. Charles T. Carr, Early German Grammars in England, in: Journal of English and Germanic Philology 36 (1937), S. 455–464. Die vollständigen Titel und die Publikationsdetails der in diesem Abschnitt genannten Grammatiken bringt Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London (Anm. 6). Spätere Ausgaben einer Grammatik werden im folgenden nur ausnahmsweise genannt, sofern sie relevant sind vom Gesichtspunkt dieser Studie.

22 Näheres zum Inhalt bei Carr, Early German Grammars in England (Anm. 21), S. 464–469.

Grammar. Whereby an Englishman May Easily Attain to the Knowledge of the German Language […]‹ (London: J. Downing, 1731; ²1736) von Benedictus Beiler, laut Titelblatt »clerk« einer deutschen Kirche in London und »teacher of that language«. Dass hier angeregt werde, Literatur, speziell Komödien, zu Lehrzwecken heranzuziehen,[23] finde ich nicht bestätigt; es gibt nur deutsche und ins Englische übersetzte Gespräche (mit Schuster, Schneider, Arzt, Wäscherin, Wirt, Kaufmann usw.) sowie ebenso aus dem praktischen Leben gegriffene Musterbriefe (Glückwunsch, Beileid, Dank, Einladung usw.), dazu in der zweiten Ausgabe ein paar Geschäftsbriefe – nichts Literarisches. Noch 1758, in ›The True Guide to the German Language‹ (London: J. Nourse) von einem ungenannten Autor, hat sich da nichts geändert: an Texten gibt es als Anhang zur Grammatik auch hier nur die deutschen und ins Englische übersetzten Dialoge und Musterbriefe, diesmal in drei Gruppen: »familiar«, »philosophical« und »Merchant«, dazu noch, unübersetzt, Aufklärung über »Die Herrlichkeit und Pracht der Stadt London, im Jahr 1757«. Den ausgedehnten und lukrativen Handel mit deutschen Kaufleuten und die vielen in London ansässigen Deutschen bezeichnet das Vorwort dementsprechend als *raison d'être* dieses Lehrbuchs – an literarischer Bildung ist kein Bedarf.[24]

Die erste Grammatik, die dem Deutschlernenden auch Literatur nahezubringen sucht, ist ›A Complete German Grammar‹ (London: J. Haberkorn, 1751; ²1752; ³1771) von John James Bachmair, einem englischen Geistlichen deutscher Abstammung.[25] Literatur – das sind hier in Ergänzung zu den mittlerweile üblichen Briefen und Dialogen, und zwar ohne didaktische Anmerkungen als Verständnishilfe, »some moral

23 So Fredericka van der Lubbe, One Hundred Years of German Teaching, in: AUMLA. Journal of the Australasian Universities Modern Language Association, Special Issue, Dec. 2007, S. 143–152, hier: S. 146.

24 Zum philologischen Inhalt vgl. Carr (Anm. 21), S. 472–474.

25 Zum philologischen Inhalt vgl. Carr (Anm. 21), S. 470–472. Schaible, Geschichte der Deutschen in England (Anm. 10), S. 340, 347 hält Renders Grammatik von 1799 für die erste mit »deutschen Übungsbeispielen«; van der Lubbe, One Hundred Years of German Teaching (Anm. 23), S. 146 f. hat die Bachmair-Ausgaben aus den fünfziger Jahren nicht gesehen und datiert den Einschluss von Literatur von »at least 1771« und nennt Wendeborn (1774) fälschlich den ersten, der Literatur »empfehle« und »contemporary pieces« drucke. Siehe unten, S. 174–176 zur Irrigkeitkeit dieser Feststellung.

pieces both in prose and verse« (Titelblatt), an denen der Leser sich als Übersetzer versuchen soll. Diese »deutschen moralischen Stücke« sind, ohne Angabe des Verfassers, die antikisierende Prosa-Erzählung »Irus« von Gottlieb Wilhelm Rabener, in der ein Unglücklicher zum Schluss der »glücklichste Mensch unter der Sonne« wird, aber nur im Traum, und eine Erzählung »Der Garten des Glücks«, die ähnlich in den ›Belustigungen des Verstandes und Witzes‹ stand (Beschreibung eines Traums von einem künstlichen Paradies, die lehren soll, dass die Tugendhaften vor den Lasterhaften einen »Vorzug« haben). Mit ähnlich lehrhafter Absicht werden fünf Fabeln »von Herrn Gellert« geboten, deren eine jedoch von Joseph Christoph Sucro stammt, alle aus den ›Belustigungen des Verstandes und Witzes‹ von 1741 und 1742.[26]

Viel Staat lässt sich mit diesen literarischen Beigaben offensichtlich nicht machen. Noch 1774 sieht es in dieser Hinsicht nicht besser aus. In diesem Jahr erschien die erste Ausgabe einer der erfolgreichsten englischen Grammatiken der Goethezeit (^{8}1829): ›The Elements of German Grammar‹ von dem deutschen Pfarrer in London Gebhard Friedrich August Wendeborn (London: Heydinger). Das Vorwort macht sich stark für die kulturellen Errungenschaften der Deutschen in neuerer Zeit:

> The Germans have lately made great improvements, both in their language and their manner of writing. If we compare a German writer of the beginning of this century, with others who have written within these thirty years, we should hardly be able to persuade ourselves that they lived in the same age. The best ancient and modern writers have served as models for the present mode of writing; and the language has been so greatly refined and polished, that it will probably soon claim the attention of every man of learning. (S. vii)

Die Franzosen hätten das bereits erkannt: sie lernen Deutsch und haben eine günstige Meinung von deutscher Literatur, doch

> among the English the German has been hitherto very little known; but there is reason to expect, that within a few years, even in this

26 Franz Ulbrich, Die Belustigungen des Verstandes und Witzes. Ein Beitrag zur Journalistik des 18. Jahrhunderts, Leipzig 1911, S. 25 zu Sucro. Meine Angaben zu Bachmair beziehen sich auf die zweite Ausgabe (London: Linde, 1752). Carr (Anm. 21) bemerkt S. 470, die zweite Ausgabe sei gegenüber der ersten unverändert.

> country, so famous for the improvement and patronage of the arts and sciences, the language and the literature of the Germans will no more be looked upon with indifference. (S. viii)

Um so enttäuschender ist, dass Wendeborn 1774 nicht einen einzigen rein literarischen Text bringt, nur, als »A Specimen of German Print« (Fraktur ist gemeint), drei Seiten aus Gellerts ›Moralischen Vorlesungen‹ über das popularphilosophische Thema »Menschenliebe«, und kaum wettgemacht wird dieses Manko durch den angehängten »Catalogue of Some of the Best German Modern Writers«, nämlich überwiegend literarische Autoren, deren Werke mit bibliographischen Angaben genannt werden (S. 153–156). In der zweiten Ausgabe, jetzt ›An Introduction to German Grammar‹ betitelt (London: Heydinger, 1790), ist diese Dürftigkeit jedoch bereits überwunden. Das Vorwort spricht wie schon 1774 von den »improvements« in der deutschen Kultur, die die Aufmerksamkeit »of every man of learning, and of persons of a more distinguished education« beanspruchen könne, und diesmal bewahrheitet Wendeborn das durch literarische Kostproben: fünf Seiten aus Lessings ›Freigeist‹ (ohne Übersetzungshilfen), vier Seiten, ebenfalls ohne sprachdidaktische Anmerkungen, aus Gellerts ›Moralischen Vorlesungen‹ über »Chryses, der unbeständig sein Glück in allerhand sinlichen [*sic*] Vergnügungen sucht«, um dann zu erkennen, dass er ein »Verschwender seines Vermögens, seiner Zeit und seines Verstandes gewesen« ist (S. 196), ferner zwei Versfabeln von Gellert und das Gedicht »Der May« von Hagedorn (alle drei mit Fußnoten, die einzelne Wörter übersetzen).[27] Das ist immerhin ein Anfang, und der Auflagenerfolg bis zu Wendeborns Tod 1811 (^{3}1797, ^{4}1803; ^{5}1810) bestätigt, dass er sich bewährte, wenn auch in späteren Drucken, erweitert durch auch separat erschienene »Exercises«, von der dritten Ausgabe (1797) an, die Gellertsche Moralgeschichte und Lessings ›Freigeist‹ ausfielen und nur noch Gellerts Fabeln »Der Zeisig« und »Der Tanzbär« sowie Hagedorns »May« stehen blieben. Dass die in der ersten Ausgabe geäußerte Erwartung größerer Anerkennung für »the language and the literature of

27 Van der Lubbe ist im Irrtum, wenn sie behauptet, Wendeborn führe in ^{3}1797 Gedichte von Gellert und Hagedorn erstmalig ein; dies., Constructing Germany: The German Nation in Anglo-German Grammars of the 18th Century, in: Jahrbuch für Internationale Germanistik, Reihe A, 98 (2008), S. 63–72, hier: S. 69.

the Germans« in Erfüllung gegangen, ja: übertroffen worden sei, stellt das Vorwort zur vierten Ausgabe und auch zu späteren Drucken mit Genugtuung fest. Doch bleibt Wendeborns eigener Beitrag zur Bewahrheitung eines solchen Anspruchs dürftig.

Für Geschäftsleute statt für Schüler gedacht ist laut Vorwort die 1786 in Hamburg bei Benjamin Gottlob Hoffmann erschienene ›A Short Grammar of the German Tongue‹ von Henry Christopher Albrecht. Doch ausgerechnet hier finden sich, ohne Übersetzungshilfen zwar, im Anhang substantielle literarische Texte: nicht nur ein englischer, nämlich die erste Szene von George Farqhars ›The Beaux' Strategem‹ (1707), mit deutscher Übersetzung auf gegenüberliegenden Seiten, sondern auch, nur deutsch, zwei auch mit Hilfe von Google Books nicht näher identifizierbare, vermutlich aus einem Schullesebuch übernommene »Erzählungen« klassischen Stoffs (Leonidas, Demosthenes) und »Einige Szenen« aus dem ersten Akt von Goethes ›Stella‹, »one of the best German Comedies« (Vorwort). Die englischen Kaufleute in deutschen Territorien wären damit, bei aller Bescheidenheit der Texte, literarisch schon gediegener gebildet worden als Wendeborns Schüler, jedenfalls vor 1790, als dessen »Introduction« erschien.[28]

Das chronologisch nächste Werk des Genres, Franz Christopher Bergs »Teacher of the English and German Languages at Hamburgh«, ›A Concise Grammar of the German Language‹ (Hamburg: Hoffmann, 1798), bietet eine größere Textauswahl, doch macht der Autor seiner Überzeugung, es gäbe mittlerweile in deutschen Landen »many [authors] of high repute« (Vorwort), mit seinen literarischen Lesestücken nicht besonders viel Ehre: ein kurzer Dialog von dem »bardischen« Poeten und Lustspielautor Carl Friedrich Kretschmann über Musik und Gastronomie, zwei moralische Exempelgeschichtchen von dem dichtenden Halberstädter Schulinspektor, Generalsuperintendenten, Schulbuchautor und Herausgeber des Magazins ›Ruhestunden für Frohsinn und häusliches Glück‹ Johann Karl Nachtigal (alle drei mit englischer Übersetzung), dann (ohne Übersetzung und Übersetzungshilfen) noch eine solche Geschichte von Nachtigal und drei von dem rührigen Dramatiker und Dramaturgen Johann Friedrich Schink – alles kaum dazu angetan,

28 Ohne literarische Texte kommt ›A Complete Practical German Grammar‹ von John Uttiv aus (Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht, 1796).

der deutschen Literatur, die damals schon ihren ›Faust. Ein Fragment‹ und bedeutende Schillersche Dramen hatte, Freunde zu gewinnen.

Ein ungleich höheres Niveau verspricht schon ein Jahr später und statt in Hamburg wie die beiden vorausgehenden Werke in London, bei Whittingham, veröffentlicht, ›A Concise Practical Grammar of the German Tongue‹ von dem deutschen Pfarrer in London und »Teacher of the German Language in the University of Cambridge« sowie Übersetzer deutscher Literatur W[illiam] Render.[29] Das Vorwort beklagt nämlich das geringe Interesse der Engländer an der deutschen Sprache, obwohl doch allgemein anerkannt sei, dass kein Land eine größere Vielfalt von Autoren hervorgebracht habe, von denen »many […] have obtained a distinguished reputation in the various branches of literature« (S. vi). Literatur – das ist hier das ganze Spektrum der Wissenschaften; genannt werden in einer wahren Kaskade von Namedropping Kepler, Euler, Leibniz, Wolff, Haller, Zimmermann, Michaelis, Spalding, Pufendorf u.a.; am ausführlichsten aber kommen die Leuchten der »schönen Wissenschaften« zu ihrem Recht:

> Among persons of taste, the performances of *Gellert*, and *Lavater*, will always be admired, for their tendency to wake the finest feelings of the heart, and to inspire the mind with sentiments of the purest morality. *Rab*[*e*]*ner* has acquired an eminent reputation as a satyrist. The beauties displayed by *Klopstock*, the father of German Poets, in his Messias; by *Gessner* in his Idylls, and that beautiful work the death of Abel, are too well known to require commenting upon in this place. The poems of *Bürger*, have obtained such celebrity, as to require no panegyric from my pen: besides these *Göthe*, *Kleist*, *Pfeffel*, *Blumauer*, *Schubart*, Count *Stolberg*, and others, are highly deserving of notice as poets. *Schiller*, *Lessing*, *Iffland*, *Kotzebue*, *Brandes*, &c. have gained great celebrity by their dramatic pieces, and various periodical works in the different branches of literature, perfectly calculated to promote the amusement and instruction of mankind. (S. vii–viii)

29 »Rev. Dr.« Renders ›An Anglo-German Praxis; Being a Course of Exercises, Dialogues , &c. to Facilitate the Acquisition of the German Language‹ (London: Symonds, 1800) enthält Übungstexte zur Illustration der Grammatik-Regeln seiner ›Concise Practical Grammar‹, doch nichts Literarisches.

Um an diesen »treasures of knowledge« teilzuhaben, die bisher nicht ins Gesichtsfeld der Engländer gelangt seien, sei es »of great utility« (!), die deutsche Sprache zu lernen (S. viii–ix). Render selbst trägt zur Kenntnis deutscher Literatur, aber keines anderen Bereichs deutscher Kultur, bei mit den der Grammatik angehängten »Extracts from Kotzebue and Schiller«, die in Parallel-Spalten auch in englischer Übersetzung geboten werden. Das Nebeneinander von Kotzebue und Schiller mag nicht gerade für den Geschmack Renders sprechen (der die deutsche Literatur »persons of taste« empfohlen hatte); Kotzebue war in den neunziger Jahren allerdings mit seinen sentimentalen und krass emotionalen Stücken in England beim breiten Publikum ebenso beliebt wie der junge Schiller mit seinen stellenweise ähnlichen Dramen. Dass die Gebildeten in England bereits in eben dieser Zeit über beide die Nase rümpften,[30] ficht Render nicht an. Aus Kotzebues ›Graf Benjowsky‹ wählt er eine gefühlsgeladene Vater-Tochter-Szene des Schlussaktes aus (S. 196–201), aus ›Kabale und Liebe‹, ebenfalls aus dem letzten Akt, die intensiv rührende Begegnung von Miller und Louise in der ersten Szene (S. 202–219) und aus den ›Räubern‹ das empfindsame Gespräch im zweiten Akt von Amalia und dem alten Moor mit seinen in Gefühlen schwelgenden Rückblicken auf die Jugend des verlorenen Sohns Karl (S. 220–226) – samt und sonders Prunkstücke aus dem Repertoire des empfindsamen Familiendramas der Zeit. Ein gutes Gespür für den damaligen deutschen Publikumsgeschmack hat Render also allemal, und wer wollte ihm deswegen Vorhaltungen machen mit dem Hinweis etwa auf ›Don Karlos‹ oder ›Faust‹ – wenn er nicht eben im Vorwort *mehr* versprochen hätte?

Schließlich, schon aus dem Jahr von Crabbs ›Easy and Entertaining Selection[:] German Grammar, Adapted to the Use of Englishmen‹ (London: Whittingham, 1800) von George Henry (Georg Heinrich) Noehden, einem 1793 nach seinem Göttinger Studium als Hauslehrer nach England gekommenen Deutschen, der in der Folgezeit als Schiller-Übersetzer hervorgetreten war.[31] Für die Vermittlung einer Vorstellung von der deutschen Literatur und Kultur der Zeit ist hier ausschlag-

30 Siehe Anm. 45.

31 Biographisches nach Schaible, Geschichte der Deutschen in England (Anm. 10), S. 347 und Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonie in England (Anm. 5), S. 539.

gebend der »Appendix«, der auf Deutsch und in englischer Übersetzung Texte enthält, anhand derer der Leser die im Hauptteil gelernten grammatischen Regeln *in actu* beobachten soll. Und zwar handelt es sich da um Autoren »as conspicuous for their learning and genius, as they are distinguished by the purity and elegance of their language« (S. 417). Hier wird also endlich der Versuch unternommen, dem gehobenen Niveau der Literatur der Goethezeit gerecht zu werden und nicht dem auch in England schon umstrittenen deutschen Publikumsgeschmack. Ausgewählt werden dementsprechend auf zehn Oktavseiten (einschließlich der Übersetzungen) jeweils ungefähr eine Seite aus Wielands ›Agathon‹ (I, 1), Herders ›Zerstreuten Blättern‹ (1. Sammlung, ›Paramythien‹), Goethes ›Werther‹ (1. Buch, 26. Juli) und Schillers ›Geschichte des Dreißigjährigen Krieges‹ (3. Teil). Allerdings wird schon von der zweiten Ausgabe an (London: W. Flint, 1807) dieser Anhang ganz gestrichen – also das, was vom interkulturellen Gesichtspunkt die Hauptsache ist. Das sollte man in Rechnung stellen, wenn man meint, Noehdens Grammatik sei mit ihren acht Ausgaben bis 1838 (zwölf Jahre nach Noehdens Tod) die beliebteste, wichtigste und einflussreichste »in this period« gewesen.[32] Was von der zweiten Ausgabe an, jetzt ›A Grammar …‹ betitelt, an literarischen Texten bleibt, sind lediglich die diese oder jene Grammatikregel veranschaulichenden, sehr sparsam herangezogenen, gewöhnlich nur einen Satz oder gar Satzteil umfassenden Zitate aus Werken von Wieland, Schiller, Lessing, Herder, Gellert, Ewald von Kleist und dem Verfasser von Familienromanen August Heinrich Julius Lafontaine sowie von Klopstock, der ausnahmsweise mit einem längeren Zitat vertreten ist, um einen Aspekt der Verslehre zu illustrieren (1807, S. 113–116: »Heinrich der Vogler«). Mit solchen Schnipseln[33] in einem Buch, das seit der zweiten Ausgabe also nur noch eine Grammatik und anhangsweise kein auch noch so bescheidenes Lesebuch mehr ist, erzielt man natürlich keinen Eindruck von der deutschen Literatur, selbst wenn sie aus ›Nathan dem Weisen‹

32 Charles T. Carr, German Grammars in England in the Nineteenth Century, in: Modern Language Review 30 (1935), S. 481–501, hier: S. 481, 483.

33 Zu präzisieren ist die Bemerkung von van der Lubbe, One Hundred Years of German Teaching (Anm. 23), S. 147: »Noehden also uses examples by the contemporary writers Wieland, Herder, Goethe und Schiller«, die sie anschließt an die Erwähnung von längeren Texten bei Albrecht und Berg.

stammen. Noehdens Hoffnung, dass dank seiner Bemühungen »the knowledge of the language, and consequently of the literature, of Germany, will be more diffused, in England, than it hitherto has been«, wie es im »Advertisement« der dritten Ausgabe (London: Mawman, 1816) heißt, kann sich daher kaum auf die vielen auf den Erstdruck folgenden Ausgaben seiner Grammatik stützen, und ebensowenig sein Stolz, im Vorwort zur vierten Ausgabe (London: Printed for the Author, 1823), auf »how much the study of the German language is extending itself in England. [...] Much benefit to literature and science must result from the diffusion of such knowledge« (S. viii).

Ob man aus dieser Bestandsaufnahme schließen kann, dass von den siebziger Jahren an, bis zur Jahrhundertwende, die Verfasser von Grammatiken bemüht gewesen seien, Deutsch als Literatursprache zu präsentieren und den Lernenden »recognised German poets and playwrights« oder auch »good authors and playwrights« nahezubringen, wie auf Grund einer flüchtigen, etwa eine Druckseite langen und die Texte nicht auswertenden Übersicht innerhalb anders orientierter Fragestellungen behauptet worden ist,[34] bleibt mehr als zweifelhaft.

Die Beteuerungen in manchen Grammatik-Vorworten, die deutsche Literatur habe sich zu international anerkannter Höhe aufgeschwungen, sind eher Lippenbekenntnisse in eigener Sache. Denn soweit man Texte von literarisch hochrangigen Autoren bringt, bleibt es bei Schnipseln bzw. kurzen Auszügen, die noch dazu in manchen Fällen schon bald wieder zurückgezogen wurden. Und was im Rahmen solcher Spärlichkeit inhaltlich in den Lesestücken dominiert, ist im großen und ganzen eher der Geschmack des breiten Publikums. Was anspruchsvollere Kenner wie Coleridge und Carlyle seit den neunziger Jahren bestimmt, »The German Idea« in ihrer Heimat vertraut zu machen, nämlich Spitzenwerke von Goethe, Lessing und Schiller vor allem, wird in den englischen Grammatiken der deutschen Sprache nur allzu bruchstückhaft und zum Teil auch nur kurzfristig zur Kenntnis genommen.

Aber dabei sollte es nicht bleiben. Den Weg zur Vertrautheit mit einem breiteren und teilweise auch qualitätvolleren Spektrum deutscher Literatur bereitete George Crabb.

34 Van der Lubbe, One Hundred Years of German Teaching (Anm. 23), S. 147 und dies., Constructing Germany (Anm. 27), S. 70.

III. George Crabb (1778–1851): Pionier und Erfolgsautor des Literatur-Lesebuchs

Die wenigen Grammatiken, die über den Zugang zur deutschen Sprache hinaus auch durch Textauszüge einen Einblick in die deutsche Literatur und Kultur zu vermitteln suchten, taten dies in sehr beschränktem Umfang; sie waren eben Grammatiken, primär für den praktischen Gebrauch bestimmt. Und als Literaturvermittlern war ihnen kein langes Leben beschieden. (Nicht nur der Bestseller unter ihnen entledigte sich der literarischen Texte kurz nach der Erstausgabe.) Die hervorstechende Ausnahme in beiderlei Hinsicht ist das Lehr- und Lernbuch für Englischsprachler von George Crabb, ›An Easy and Entertaining Selection of German Prose and Poetry‹ – Grammatik und Lesebuch in einem. Die Textsammlung geht hier weit hinaus über die wenigen Exzerpte, die frühere englischsprachige Deutschgrammatiken brachten, und damit wurde sie langlebiger als diese »Vorgänger«, die eigentlich keine waren. Erstmals im Jahre 1800 erschienen, dann 1811 radikal neugefasst, kam es bis zur Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zu insgesamt neun Ausgaben (die beiden letzten, von 1848 und 1855, in der Bearbeitung durch Emanuel Hausmann), überdies zu deutschen Ausgaben, darunter einem Raubdruck (siehe unten, S. 208–210). Die von Foster Watson edierte ›Encyclopaedia and Dictionary of Education‹ (II, London, New York: Pitman, 1921) nennt Crabb in ihrem von Watson selbst verfassten Artikel »German in England, History of the Teaching of« ohne Einschränkungen »the first teacher interesting himself in German teaching« (S. 694). Nur etwas weniger superlativisch ist die Auskunft des ›Fortnightly Review‹ im Jahre 1917: Crabb sei »one of the first Englishmen to capitalize a knowledge of the German language and literature« gewesen (XXIV, 155); immerhin wird auch hier seine kulturelle statt nur sprachpraktische Leistung gewürdigt. Crabb war überdies allem Anschein nach der erste Nicht-Muttersprachler unter den Autoren von Grammatiken und Lehrbüchern für den Deutschunterricht in Großbritannien.[35] Als solcher hat er – das anerkannte sogar sein selbständiger und selbstbewusster Fortsetzer Hausmann – ein

35 Der ›True Guide‹ war anonym und literarisch irrelevant; ob John Uttivs Muttersprache Deutsch war, ist nicht bekannt; sein Fokus ist ohnehin rein kommerziell, und sein Buch erschien nicht in Großbritannien, sondern in Göttingen.

halbes Jahrhundert lang den Ton angegeben (siehe unten, S. 213). Wer war dieser Mann?

Der *locus classicus* seiner Biographie ist der umfangreiche Nachruf, den das ›Gentleman's Magazine‹ dem im Dezember 1851 Gestorbenen im März 1852 widmete (n. s. XXXVII, S. 307–308) – an sich schon eine Art Ehrenbegräbnis, wenn auch nicht gleich in Westminster Abbey. Der Nachruf trifft den Nagel auf den Kopf mit der Formel, Crabbs Leben sei »changeful yet not eventful« gewesen. 1778 in Suffolk geboren, brachte er es in den ersten Jahren nach dem Schulabschluss nicht zu einem regulären Universitätsstudium; in klassische Literatur führte er sich im Elternhaus selbst ein; eine medizinische Ausbildung brach er ab. Anschließend wurde er, »where it is not now known«, Gehilfe in einer Buchhandlung, wo er sich auch nicht lange halten konnte, da er die Bücher lieber las als verkaufte. In Northhampton soll er sich dann kurz im theologischen Studium versucht haben; noch vor der Jahrhundertwende findet man ihn jedoch als »classical master«, also Latein- und vielleicht auch Griechischlehrer, an der Thorp Arch School in Yorkshire,[36] auch das nur kurz, denn damals entdeckt er seine Liebe zur deutschen Sprache. 1801, im Jahr nach ›An Easy and Entertaining Selection of German Prose and Poetry‹, siedelte er auf fünfeinhalb Jahre nach Bremen über, um sich in der deutschen Sprache und Literatur weiterzubilden, während er seinen Lebensunterhalt mit Englischunterricht verdiente und außerdem eine englische Leihbuchhandlung aufmachte.[37] Wieder in England, immatrikulierte er sich in Oxford: B.A. 1821, M.A. 1822, Hauptfach Mathematik. Es folgt ein Jurastu-

36 Eine ältere Quelle gibt an: »Master of the Commercial and Literary Seminary, Walworth« (John Watkins und Frederic Shoberl, A Biographical Dictionary of the Living Authors of Great Britain and Ireland, London: Colburn, 1816); Schaible, Geschichte der Deutschen in England (Anm. 10), berichtet S. 347 f.: in einer ihm nicht vorliegenden »Deutschen Grammatik« (York 1799) habe »George A. Crabb« sich als »Teacher of German at Carlisle-House School« ausgegeben. Diese Ausgabe, gemeint ist offenbar Crabbs Adelung-Übersetzung (siehe unten, S. 184), hat sich nirgends nachweisen lassen. Watson (s. o. S. 181), S. 694: »The Teacher of the Classic at Carlisle House School«.

37 Zwei seiner Bücher sind in Bremen erschienen: ›Auswahl von leichten […] Aufsätzen‹, 1808 (siehe unten, Anm. 41) und die ›Englischen und deutschen Gespräche‹, 1804 (siehe unten, S. 184). Die Ankündigung einer englischen Leihbibliothek wurde, unterschrieben von George Crabb, am Ende dieser ›Gespräche‹ gedruckt (Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London, Anm. 6, S. 235).

dium in London, 1829 wird er als Anwalt akkreditiert (»called to the Bar by the Society of the Inner Temple«), ohne dass er daraufhin in nennenswertem Umfang praktiziert hätte. Vielmehr machte er sich nützlich, aber keineswegs wohlhabend, als Kompilator von mancherlei großenteils oft wiederaufgelegten juristischen Handbüchern wie ›History of English Law‹ (1829), ›Digest and Index with Chronological Tables of all the Statutes‹ (vier Bände, 1841–1847), ›Complete Series of Precedents in Conveyancing and of Common and Commercial Forms‹ (1845) und ›The Law of Real Property, in its Present State‹ (1846). Am bekanntesten und bis ins zwanzigste Jahrhundert wiedergedruckt wurden seine ›English Synonyms Explained, in Alphabetical Order, with Copious Illustrations and Examples Drawn from the Best Writers‹ (1816). Hier deuten sich schon seine allgemeineren, ja: polyhistorischen kulturellen Interessen an, die dann ihren Weg in den Druck fanden in Form von Büchern wie ›A Dictionary of General Knowledge, Comprising an Explanation of Words and Things Connected with Literature, Art, and Science‹ (1839), ›Universal Technological Dictionary; or, Familiar Explanations of the Terms Used in all Art and Sciences‹ (1823), ›Universal Historical Dictionary; or, Explanation of the Names of Persons and Places in the Departments of Biblical, Political, and Ecclesiastical History, Mythology, Heraldry, Biography, Bibliography, Geography, and Numismatics‹ (1825) und ›New Pantheon; or, Mythology of all Nations, Adapted to the Biblical, Classical and General Reader, but more Especially for the Use of Schools and Young Persons‹ (1840).

Offenbar ein Mann, dieser George Crabb, der es mit Gilbert und Sullivans »modern major-general« aufnehmen konnte in der Kunst, nichts seine ungeteilte Unaufmerksamkeit zu schenken. Sein Interesse an Schulen, jungen Menschen und der Welt außerhalb Großbritanniens macht darüber hinaus sein spezielles Augenmerk auf die deutsche Sprache (und Kultur) plausibel. Hier hat Crabb sich in beiden Richtungen verdient gemacht: nicht nur durch Lehrbücher für den Englischunterricht im deutschsprachigen Raum,[38] sondern auch durch seine in

38 Diese Werke sind aufgeführt bei Konrad Schröder, Lehrwerke für den Englischunterricht im deutschsprachigen Raum, 1665–1900. Einführung und Versuch einer Bibliographie, Darmstadt 1975, S. 61–62 (»Praktische« Grammatik, Gespräche, Aufsätze [vgl. Anm. 41], Redensarten); die Universitätsbibliothek Cambridge besitzt außerdem eine ›Kurzgefaßte Englische Grammatik, nebst zweckmäßigen Übungen‹, London: Boosey, 1810.

Buchform übergegangenen Bemühungen um die Verbreitung der Kenntnis der deutschen Sprache, Literatur und Kultur in Großbritannien. Außer ›An Easy and Entertaining Selection‹, das im folgenden *en détail* in allen seinen Inkarnationen behandelt werden soll,[39] sind da vor allem zwei Werke zu nennen: eine (in der Erstausgabe nicht ermittelte) Übersetzung von Johann Christoph Adelungs ›Deutscher Sprachlehre zum Gebrauche der Schulen‹ (1781 u.ö.) unter dem Titel ›A Complete Introduction to the Knowledge of the German Language; or, a Translation from Adelung: Arranged and Adapted to the English Learner […]. A new edition, corrected and revised‹ (London: Printed for the Author, by C. Whittingham, […] und York: Wilson and Spence, 1800)[40] und, zur Gattung der bald darauf florierenden didaktischen »Gespräche« gehörend, ›Elements of German Conversation; upon the Plan of Perrin's Elements‹ (London: printed by C. Whittingham […], 1800), laut Vorrede für den Unterricht (»teaching«) von Erwachsenen und auch Kindern gedacht. (Die zweite Ausgabe nannte sich ›Englische und deutsche Gespräche über Dinge des gewöhnlichen Lebens‹; Parallel-Titel: ›Elements of English Conversation on Familiar Subjects‹ [Bremen: Henrich Meier, »in Commission bey Carl Seyffert«, 1804].)

Da diese Werke jedoch rein auf Sprachvermittlung beschränkt sind, ohne Seitenblicke auf Literatur und Kultur, können sie hier am Rand bleiben zugunsten des genannten vielfach wiederaufgelegten Lehrbuchs von 1800, ›An Essay and Entertaining Selection‹, das von der zweiten Auflage (1811) an unter dem Titel erschien, mit dem es langlebig wurde: ›German Extracts, from the Best German Authors […]‹ mit dem Paralleltitel ›Auswahl vorzueglicher Stellen, aus den besten deutschen Schriftstellern […]‹. Die hier nicht analysierten Schriften verweisen jedoch auf ihre Weise auf die Bedeutung, die Crabb, missionarisch fast, dem Erlernen der deutschen Sprache zumaß. Über den kulturellen und anthropologischen Wert von Sprachkenntnis ganz allgemein hat er sich etwa gleichzeitig mit seinen praktischen Bemühungen um die Verbreitung der Vertrautheit mit dem Deutschen grundsätzlich geäußert in seiner Schrift von 1801 (London: M. and S. Brooke for T.N. Longman and O. Rees): ›The Order and Method of Instructing Children, with Strictures on the Modern System of Education‹. In dem

39 Siehe unten, Abschnitt IV–VI.
40 Vgl. Anm. 36 und 47.

Abschnitt »On Languages« heißt es dort mit (für einen Kompilator) ungewöhnlicher gedanklicher Weitsicht:

> Difference of language is a bar to the communication of thought, and the intervention of reciprocal pains and pleasures. Although there are more ways of discovering each other's sentiments than by words, yet that is the principle upon which all others depend for their existence. To stop the progress of communication between individuals or nations, is to prevent the current of humanity, to deprive us of as many enjoyments as there are individuals whom we exclude from our society. The sphere of our actions becomes circumscribed, we grow selfish in our attachments and narrow in our views. Not only our actions but our knowledge is limited by the want of a common language. The sentiments of others are more than three parts of our knowledge. How confined must the observation of any individual be, unaided by the rest of mankind! The infinite variety of paths which each person marks out for himself, is a source of improvement to others; but each separately would be too insignificant to bring any thing to perfection. There is a mutual dependance of all men upon each other, in science as in human life. Some may be more fortunate in their opportunities of making reflections, and digesting them into forms peculiar to themselves; but still there is no individual who can assume a share of wisdom to himself which has not originated partly in the cultivation of others: an opinion which ought to suppress the undue pretensions of some, and elevate the hopes of others.
>
> The application of these opinions to the study of languages is evident. The substitute of translations is very imperfect. It serves to convey information, but it shuts the door against general communication. Human sociability is curtailed. (S. 176–178)

IV. Crabbs ›Easy and Entertaining Selection of German Prose and Poetry‹ (1800)

Als Grammatiker hatte Crabb in seinen Bemühungen um die deutsche Sprache angefangen. Den Brückenschlag von der Grammatik (und den lebenspraktisch orientierten Gesprächsübungen) zum literarischen Lesebuch, ausgestattet mit Lernhilfen, unternahm er in einem Werk, das neben dem Handbuch über Synonyme nicht nur das erfolgreichste und

langlebigste unter seinen vielfältigen Buchveröffentlichungen war, sondern, wie gesagt, auch zwei Generationen lang das unbestritten meistbenutzte Deutschlehrbuch für englischsprachige Benutzer (siehe oben, S. 181 f. sowie unten, Abschnitt VI). In seiner ersten Inkarnation (die, wie erwähnt, das erste für Lernzwecke annotierte deutsche Lesebuch in England war) hieß es, mit Crabbs Namen auf dem Titelblatt, im vollständigen Titel ›An Easy and Entertaining Selection of German Prose and Poetry, with a Small Dictionary, and Other Aids for Translating‹ (London: »printed for the author, by C. Whittingham«), erhältlich (so vermerkt das Titelblatt) bei vier Buchhändlern in London und einem in York.[41] Keineswegs also ein buchgeschichtliches Mauerblümchen; und Vertrauen erwecken auch die auf dem Titelblatt gleichfalls verzeichneten Qualifikationen des Verfassers: »Author of a German Grammar, and German Dialogues«. (Nicht von ungefähr ist dieses Buch denn auch heute elektronisch zugänglich.) Wie aber ist es dann zu verstehen, dass es ganze elf oder zwölf Jahre brauchte, bis eine neue Ausgabe nötig wurde – und dass diese die erste noch dazu so umzumodeln für erforderlich hielt, dass buchstäblich kein Stein auf dem anderen blieb, vielmehr ein von Grund auf neues Werk, mit neuem Titel, entstand: ›German Extracts, from the Best German Authors […]‹ mit dem Nebentitel ›Auswahl vorzueglicher Stellen, aus den besten deutschen Schriftstellern‹ (1811)? Ein Blick auf die Eigenart der ersten Fassung, eines schmalen Bandes von 150 Seiten, mag eine Antwort in Sicht bringen.

Es handelt sich, die Zwischenstellung zwischen Grammatik und Textsammlung bezeichnend, ganz entschieden nicht um eine bloße Anthologie, sondern um ein Lehrbuch, in erster Linie als Hilfsmittel zum Selbststudium gedacht, sollte man denken, wenn der Autor, selbst »Teacher of German« (siehe Anm. 36), dem Textteil nicht »an Observation for the Teacher« beigegeben hätte (S. 20); aber das eine schließt natürlich das andere nicht aus. Den Texten voraus geht, stilwidrig für eine bloße Blütenlese, eine »Introduction«, die auf neunzehn Seiten »General Rules on the German Language« bietet samt Beispielsätzen,

41 Nach Schröder, Lehrwerke für den Englischunterricht im deutschsprachigen Raum (Anm. 38), S. 61 gab es auch eine deutsche Ausgabe: Auswahl von leichten, unterhaltenden deutschen [poetischen?] und prosaischen Aufsätzen, zum Übersetzen ins Englische, Bremen: Müller (Meier?), 1808. Der Titel ist bibliographisch sonst nicht nachweisbar.

die diese Grundregeln illustrieren. Diese Beispielsätze sind, anders als in Noehdens gleichzeitiger Grammatik für Engländer, keine Literaturzitate, sondern *ad hoc* erfunden; daher braucht dieser Teil des Buches nicht weiter zu interessieren.

Es folgen dann auf Seite 21 bis 124 in vier Sektionen kurze deutsche literarische und sachliche Texte in Prosa und in der fünften Sektion Gedichte. Diese Texte sind anonym, doch ausnahmslos nicht *ad usum delphini* erfunden. In der Anordnung geht Crabb insofern pädagogisch vor, als er nur in der ersten (und längsten) Sektion unter jedem Text – es sind überwiegend Fabeln – eine Vokabelliste sowie spezifische Übersetzungshilfen in der Reihenfolge des Vorkommens der Wörter im Text bringt. (In den anschließenden Sektionen muss man sich mit dem am Schluss des Bandes gebotenen »Dictionary« behelfen gemäß den in der ersten Sektion erzielten Fortschritten in der Sprachbeherrschung). Außerdem stehen in der ersten bis vierten Sektion unter jedem Lesestück, jeweils durch eine Anmerkungsziffer im Text signalisiert, »Questions«, die nicht dem sachlichen Verständnis des Textes gelten, vielmehr auf die vorausgeschickten Grammatikregeln bezogen sind, die an den betr. Stellen zur Anwendung kommen. Das Vorwort streicht den methodisch-pädagogischen Sinn und Wert solcher Fragen heraus:

> Those who are desirous of becoming familiar with the construction of the German Language, will find their labour repaid by a strict attention to the questions which are placed underneath; they call the attention of the scholar to the rules and mechanism of the language, by examples immediately before the eye. A constant and fixed attention to these examples cannot fail of impressing the mind very strongly.

Wer sich mit solcher Hilfestellung durch die ersten vier Textsektionen hindurchgearbeitet hat, sollte dann für den letzten, ganz aus Gedichten bestehenden Teil gewappnet sein, der auf die »Questions« verzichtet und die Texte pur, ohne jede unterrichtliche Hilfestellung, bietet. Dazu Crabb im Vorwort: »In selecting the poetry, the Compiler has aimed at making it both entertaining and instructive, and so easy that any person, who has passed through the prose, will be perfectly capable of translating the former.«

Während die vorausgeschickte Grammatik sich an sachlogische Systematik hält, bieten die fünf Textabschnitte ein eher diffuses Bild, außer

dass ein Fortschreiten von sprachlich einfacheren zu schwierigeren, auch vom Thema her anspruchsvolleren und insofern lexikalisch reichhaltigeren Texten nicht in Abrede zu stellen ist. Davon abgesehen, fragt man sich indes: an wen wendet sich das Buch mit seinem Miteinander von Vers und Prosa, Fiktion und Sachinformation eigentlich? An Jugendliche oder Erwachsene, Handeltreibende (es sind auch Geschäftsbriefe dabei) oder Bildungsbürger? Ist es mehr zur Belehrung oder mehr zur Unterhaltung gedacht, eher für den gymnasialen Schulunterricht oder für autodidaktische oder gar touristische Bedürfnisse geeignet? Das Auswahlprinzip scheint zu sein: »Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen.« Dass man damit dem mittlerweile angehobenen Niveau der deutschsprachigen Literatur und Kultur nicht gerecht werden kann, ihm allenfalls stellenweise nahekommt, aber im großen und ganzen eher eine Zielgruppe von bescheidenem Bildungsstand und entsprechenden -erwartungen anvisiert und erreicht, versteht sich von daher beinahe von selbst: *multa, non multum* – Fabeln, Erzählungen, Anekdoten, Geschäftsbriefe im Sinne des Briefstellers, historische, kosmologische und geographische Belehrung und schließlich »poetry«. Gehen wir also die Sektionen der Reihe nach durch im Hinblick auf die Leistung des Kompilators, als den Crabb sich im Vorwort selbst bezeichnet. Die Hauptaufgabe besteht dabei zunächst darin, Werk und Verfasser der durchweg anonymen Texte zu ermitteln; erst durch Kenntnis dieser Herkunft wird eine literatur- und kulturhistorische Auswertung des Inhalts möglich.

Der erste Teil (S. 21–53) enthält »Select Fables, &c &c.«, nämlich außer Tiererzählungen aus dem Fundus der europäischen Tradition seit Äsop auch allerlei ohne Tiere auskommende, mehr oder weniger anekdotische Kalendergeschichtchen, die nicht anders als die Fabeln im engeren Sinne jeweils eine »Sittenlehre« illustrieren sollen. So der Terminus, der in der ersten der Fabeln, »Von einem Wolfe und einem Storche«, von der strikt narrativen Partie (Undankbarkeit des Wolfes für Rettung aus Lebensgefahr) überleitet zu der Moral, die daraus zu entnehmen sein soll, in diesem Fall: »Wenn zur Belohnung für unsere Dienste, die Großen uns nichts übels thun, so sind wir nicht unglücklich.« Entsprechend besteht jeder der zweiunddreißig, in der Regel etwa eine halbe Druckseite langen Texte dieser Sektion aus zwei durch einen Absatz getrennten Teilen: aus der Geschichte und der (vom zweiten Text an jeweils mit »S. L.« [Sittenlehre] bezeichneten) moralischen Nutzanwendung.

Da in keinem Fall ein Verfasser angegeben ist, liegt der Gedanke nahe, dass Crabb die Texte selbst formuliert hat. Das ist für einen Nicht-Muttersprachler eher unwahrscheinlich, und es ist auch nicht der Fall. Mit Glück und Google entdeckt man rasch, dass Crabb die Lesestücke des ersten Teils aus Fassungen von populärkulturellen Wandergeschichten übernommen hat, die bereits mehrfach in Sammelwerken vorlagen. Und nicht nur das: zugrundgelegt hat er der Einfachheit halber und ohne dies zu Protokoll zu geben, ein Lehrbuch zur Erlernung der französischen Sprache, betitelt ›Sammlung deutscher Aufsätze, von Fabeln, aus der Weltgeschichte gezogenen Begebenheiten, freundschaftlichen Briefen und einigen Betrachtungen über Gegenstände der Natur, der Kunst und der Wissenschaften, zu bequemer Übersetzung ins Französische, mit zulänglicher Phraseologie versehen von J.C. [bibliographisch auch fassbar als Johann Karl oder Carl] Chapuset, verbessert und vermehrt von J. [in der Vorrede Isaac] v. Colom[,] P. P. [Professor Publicus] in Göttingen‹ (Nürnberg: Monath, 1788; zuerst ebd. 1767, 1780). Coloms Vorrede verrät: »Diese Sammlung bestehet meisten theils aus Uebersetzungen« aus dem Französischen. Der deutsche Wortlaut, begleitet von Übersetzungshilfen (für die Übersetzung ins Französische) wie bei Crabb, geht daher »meisten teils« auf die Rechnung von Chapuset (und Colom, der dem Vorwort zufolge den ganzen vierten Abschnitt, »Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Natur, der Kunst, und der Wissenschaften«, sowie »einige« der im zweiten Teil zusammengestellten »Begebenheiten aus der Natur und Weltgeschichte« beigesteuert hat). Dort also hat sich Crabb, nur gelegentlich die Sprachgebung leicht verändernd, bedient, bei den Fabeln einschließlich der dort das erste Mal ebenfalls »Sittenlehre« genannten und dann zu »S. L.« abgekürzten moralisch-didaktischen Nutzanwendung. Allenfalls wandelt er die Reihenfolge der geplünderten Texte manchmal ab, und die »Questions« fügt er eigenständig hinzu. Nur drei Lesestücke des ersten Teils, sämtlich Fabeln im konventionellen Sinn, finde ich nicht bei Chapuset, es sei denn, Crabb habe sie einer späteren – unzugänglichen – Ausgabe (Nürnberg: Monath, 1792) entnommen, die evtl. den Bestand erweitert hat.[42]

42 ›Der Fuchs und der Jäger‹ (S. 38), ›Von einem Wolfe und einem Lamm‹ (S. 48), ›Von der Dohle und den geborgten Federn‹ (S. 51).

Crabbs »Part II« ist »Tales, &c.« überschrieben (S. 54–70). Das sind acht Lesestücke in Prosa. Fünf davon haben historische Themen (»Ursprung der Freyheit der Schweizer«, »Kayser Karls des fünften Klosterleben«, »Grausame Hinrichtung des Königs-Mörders Damien[s]«, »Kolumbus« und »Beschreibung eines mexikanischen Opferfestes«); die übrigen sind als moraldidaktische »human interest stories« zu bezeichnen. Eine davon ist die durch Schillers Ballade »Die Bürgschaft« geflügelt gewordene klassische Geschichte von den Freunden Damon und Pythias; eine weitere erzählt ebenfalls von »treuen Freunden«, Bergleb und Löwenach, während die dritte den quasi Gellertschen Großmutwettstreit des englischen Kapitäns Richardson und eines von ihm aus Seenot geretteten deutschen Kaufmanns zum besten gibt, »beide edle, hochachtungswürdige Männer« (S. 61).

Woher stammen diese acht Texte, die bei Crabb, wie alle anderen auch, anonym erscheinen? Zwei sind wiederum von Chapuset übernommen (die Bürgschaft-Geschichte und die Anekdote über Karl V.). Das Charakterporträt des Kolumbus stand zuerst im ersten Teil von Joachim Heinrich Campes ›Die Entdekkung von Amerika‹, betitelt ›Kolumbus oder die Entdekkung von Westindien: Ein angenehmes und nüzliches Lesebuch für Kinder und junge Leute‹ (Hamburg: Bohn, 1781). Die Beschreibung der aztekischen Menschenopferung stand ebenfalls bei Campe, im zweiten, Cortez gewidmeten Teil der ›Entdekkung von Amerika‹ (1782) und auch in Friedrich Ludwig Walthers ›Von menschenfressenden Völkern und Menschenopfern‹ (Hof: Vierling, 1784). Zwei der übrigen Stücke (über Richardson und die Freunde Bergleb und Löwenach) weist Google Books in Sammelwerken aus der Zeit *nach* 1800 nach, während eines, das über den Ursprung der schweizerischen Freiheit (S. 54), auf diesem Wege nicht zu ermitteln ist; evtl. stammt es aus der 1792er Ausgabe der Chapusetschen Sammlung, oder Crabb hat seinen Text so stark bearbeitet, dass die Quelle durch Suchmaschinen nicht zu ermitteln ist. Zu vermuten ist auf Grund dieses Befunds überdies, dass Crabb (der bei seinen 1800 noch nicht weit gediehenen Deutsch-Studien in England kaum extensiv deutsche Literatur in Originalausgaben konsultiert haben dürfte) die nicht bei Chapuset vorgegebenen Lesestücke aus einer der mancherlei damals im Umlauf befindlichen Textsammlungen für den deutschen Schulbetrieb oder für die Privatlektüre von Jugendlichen entnommen hat: mit ihrem nicht eben anspruchsvollen Unterhaltungswert dürften solche Samm-

lungen seinen eigenen Vorstellungen von literarischer Qualität entsprochen haben.

Bei den »Letters, &c.« des dritten Abschnitts von Crabbs Sammlung (S. 71–79), handelt es sich, anders als bei Chapusets »freundschaftlichen Briefen«, die laut dem Vorwort zur neuen Ausgabe von 1788 aus Coloms ›Modelles de lettres sur toutes sortes de sujets‹ (1760) ins Deutsche übersetzt waren, nicht um Mitteilungen aus und zu allen Lebenslagen und geselligen Anlässen, sondern um kommerzielle Bekanntmachungen und vor allem um Musterbriefe nebst Antworten für den Geschäftsverkehr. Es geht um Aufträge, Kredit, Zahlungsbedingungen, Banktransaktionen, Reklamationen u.ä. Der literarische Brief in der Art der damals florierenden Briefromane im Gefolge Samuel Richardsons ist davon durch Welten getrennt.

Im vierten Teil der ›Easy and Entertaining Selections‹, »Betrachtungen über verschiedene Gegenstände der Natur« (S. 80–95), greift der Kompilator dann wieder, schon in dieser Überschrift und in den Überschriften der einzelnen Texte, auf Chapuset zurück oder vielmehr auf Colom, der, wie das Vorwort erklärt, für diesen Teil der ›Sammlung deutscher Aufsätze‹ verantwortlich zeichnete. Dass Crabb den deutschen Wortlaut dabei in der Regel mehr oder weniger bearbeitet, mag, von unterrichtlichen Gesichtspunkten abgesehen, damit zu tun haben, dass dieser nicht von einem Muttersprachler stammte, sondern von einem Franzosen herrührte, der einen französischen Text ins Deutsche übertragen hatte – wobei der Fairness halber in Rechnung zu stellen ist, dass auch Crabb nicht perfekt in der deutschen Sprache zu Hause war (siehe Anm. 47). In diesem vierten Teil also geht es, der Überschrift entsprechend, um naturwissenschaftliche Themen: um »die Erde überhaupt«, ihre »Eintheilung« und »Beschaffenheit«, die Bewohner ihrer Zonen usw.; hinzu kommen Kosmologie und Astronomie mit kompakten Informationen über Monde, Kometen, Fixsterne, dann folgen kurze Abschnitte über die Natur von Feuer, Luft und Wasser, Ebbe und Flut, Berge, Vulkane. Übersprungen werden Coloms geographische Texte über Deutschland und Europa sowie handbuchartige Auskünfte über Tee, Kaffee u.a., über menschliche Emotionen und schließlich auch über Tiere, die vom Elefanten bis zur Seidenraupe Revue passieren. Als letzter Text folgt, wieder von Colomb übernommen, »Vom Ursprunge der Buchstaben, und der Kunst zu schreiben«. Der einzige Crabb-Text in dieser Sektion, den ich mit der üblichen Suchmaschinerie nicht bei

Chapuset (1788) oder sonstwo finde, nennt sich »Von dem Wasserfall von Niagaria« (*sic*, S. 91).

Überblickt man die in Crabbs vier ersten Teilen zusammengestellten Texte, so wird man kaum urteilen können, dass sie eine Musterkarte der deutschen Kultur der Jahrhundertwende darstellen. Von dem gehobenen Bildungsniveau der deutschsprachigen Territorien des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts vermitteln sie keinen Eindruck: Fabeln für eher kindlichen Geschmack oder elterliche pädagogische Bestrebungen und Geschäftsbriefe eigenen sich dafür nicht, ebensowenig die von Chapuset aus dem Französischen ins Deutsche übersetzten »Tales«, während die von Colom stammende Sach-Prosa inhaltlich nicht über elementarstes naturwissenschaftliches Bildungswissen hinausgeht.

Dieser Eindruck ändert sich allerdings mit Crabbs fünftem Teil (S. 96–124). Schlicht »Poetry« überschrieben, bringt er im Anschluss an die Prosa der vorausgehenden Teile auf fast dreißig Seiten achtzehn Gedichte, wie gesagt, ohne jede Übersetzungshilfe außer dem am Schluss stehenden Wörterbuch, das für den ganzen Band zuständig ist. In dieser Sektion wäre nun also die Chance gegeben, den englischsprachigen Interessenten über die auf den vorausgehenden Seiten erworbenen Sprachkenntnisse hinaus eine Vorstellung zu vermitteln von jener Höhe der deutschen literarischen Kultur, auf die damals nicht nur Coleridge gern aufmerksam machte, sondern, wie erwähnt, auch, seit dem mittleren achtzehnten Jahrhundert schon, manche der englischen Grammatiken der deutschen Sprache, die damit ihre Absicht begründeten, der Kenntnis des Deutschen in Großbritannien auf die Sprünge zu helfen. Was also bekommt der Schüler, der es durch die vier vorausgehenden, eher anspruchslosen Textstadien geschafft hat, in dieser alles krönenden, rein literarischen Sektion »Poetry« zu lesen?

Zunächst: Autorennamen, die zu selbständigem weiterführenden Literaturstudium anregen könnten, fehlen. Mit den elektronischen Hilfsmitteln Google Books und ›18th Century German Literature Online‹ lassen sich die Verfasser (mit einer Ausnahme)[43] jedoch mit einigem Glück ermitteln. Da aber erlebt man, wenn man die gehobene literarische Kultur der Zeit im Blick behält, weniger Genugtuung als Enttäuschung oder doch Vergewisserung über die Realitäten des literarischen

43 ›Die Sonne im Winter‹: »Sieht mein Auge dich, o Sonne, wieder, […]« (S. 121).

Lebens. (Gemildert wird dieser Eindruck allenfalls durch die Erinnerung, dass der deutsche literarische Geschmack in dieser Zeit ja seinerseits nur ausnahmsweise auf der Höhe jener Werke war, die für den heute Zurückblickenden die mustergültigen und überdauernden sind.) Der am häufigsten bei Crabb vertretene Lyriker oder doch Gedichteschreiber ist ein gewisser Johann Gottlieb Willamov; die neun ersten Gedichte, also die Hälfte dieser Auswahl, sind von ihm (S. 96–107). Seine ›Sämmtlichen poetischen Schriften‹, heute selbst dem Fachmann kaum bekannt, erschienen 1793–1794 in zwei Bänden in Wien bei dem notorischen Raubdrucker Schrämbl. Was Crabb daraus aussucht, sind biedere, manchmal recht holprige Reimstrophen mit mehr oder weniger aufdringlich didaktischer Pointe. Es ist Kost für wenig bedarfte Gemüter, die sich zum Beispiel über »Das wahre Glück« orientieren wollen oder über das Goldene Zeitalter – die gibt es beide nicht, werden sie belehrt; man solle, statt ihnen nachzujagen, das Leben, auch politisch- und sozialkonservativ, nehmen, wie es kommt mit allen seinen Unannehmlichkeiten, und die Jahreszeiten ebenso, ganz als sei soziale Ungerechtigkeit im absolutistischen Staat ein Naturphänomen wie Glatteis oder Sommerhitze. Auf die Willamov-Texte folgen drei narrative, doch weitgehend dialogisierte Gedichte von Friedrich Wilhelm Zachariä – an sich kein unebener Poet –, die das Thema Tod und Sterben mit einem bemühten Anflug von Humor behandeln; für nachdenklichen Ernst bleibt da wenig Raum, der wäre schließlich nicht »entertaining«. Dann aber geschieht ein gewisser Aufschwung: drei Gedichte von Hölty, darunter das Glanzstück mancher Anthologie noch heute: »Das Landleben« (»Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloh!«), aber auch seine krass-makabren Schauerballaden in der Art von Bürgers »Lenore« (die allein im Jahre 1796 sechs mal auf Englisch veröffentlicht wurde).[44] Diese Moritaten können zwar in der Literaturgeschichtsschreibung seit Wolfgang Kayser den Ruhm beanspruchen, die deutsche Ballade begründet zu haben, legen aber eine eher geschmacksarme Volkstümlichkeit an den Tag. Es sind »Adelstan und Röschen« und »Die Nonne« – die eine wie die andere thematisiert mit viel Blut und Geisterspuk die Untreue des höfischen Ritters an seiner dörflichen Geliebten. Immerhin ist es Lyrik von Hölty und manchen Schiller-

44 Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London (Anm. 6), S. 167; Stockley, German Literature as Known in England (Anm. 3), S. 7.

Balladen nicht eben unähnlich. Darauf aber folgen drei Gedichte, »An die Freundschaft«, »An die Melancholie« und »Die Flüchtigkeit des Lebens«, die von einer heute völlig vergessenen (wenn jemals erinnerten) Autorin namens Sophie Eleonore von Kortzfleisch herrühren, sämtlich in deren ›Gedichten‹ gedruckt (Berlin: Vieweg, 1792). Es sind triviale Schwärmereien auf Schülerniveau: Freundschaft als »Vorgefühl der Seeligkeit«, Schwermut als bloße Anfechtung, verflüchtigt durch die »Hoffnung«, die lehrt, »auch im Unglück standhaft seyn«, und schließlich statt barocker Vanitasgefühle ein Bericht über rasch verflogene Todesgefahr.

Wie mag Crabb zu dieser Auswahl gekommen sein – der damals eben zweiundzwanzigjährige englische Autodidakt, der erst anschließend sich nach Deutschland aufmacht, wo er sich über fünf Jahre lang als Englischlehrer durchschlägt und dabei natürlich in der deutschen Sprache und vielleicht auch Kultur firm wird? Er selbst bekennt sich, wie gesagt, im Vorwort nicht eben originell nur zu der Absicht, »entertaining and instructive« zu sein. Zu vermuten ist, dass er sich wie in anderen Text-Teilen seines Buches auch in seiner Zusammenstellung von Gedichten an eine bereits vorliegende Blütenlese deutscher Lyrik gehalten hat, wenn das auch anhand von Google Books nicht zu ermitteln ist. So oder so, ob nun einen anderen Sammler beerbend oder, eher unwahrscheinlich, aus selbständiger Lektüre schöpfend: viel Staat lässt sich auch mit seiner Lyrik-»Selection« nicht machen. Um diese Zeit, um 1800, sind im literarischen Leben Englands bereits lautstark Klagen zu hören über den Niveaumangel der ins Englische übersetzten deutschen Literatur aller Art mit ihren »suicides, adulteries, castles, and enchantments« einerseits und »hair dressing, post waggons, boiled mutton, and tobacco« andererseits. Was das Bild von der deutschen Literatur in den neunziger Jahren in England bestimmte und als Anregung für englische Autoren wie vor allem M.G. Lewis wirkte, waren Schauerromantik in Lyrik (Bürger) und Roman (Veit Weber, Lorenz Flammenberg) sowie exotisch-sensationelle, aber auch krähwinklige Melodramatik (Kotzebue).[45] Dass Crabb da mit der ersten Fassung sei-

45 Zu den kritischen Stimmen in den Medien vgl. Ashton, The German Idea (Anm. 3), S. 8–9; Stokoe, German Influence in the English Romantic Period (Anm. 3), S. 20–21; Jefcoate, German Printing and Bookselling in Eighteenth-Century London (Anm. 6), S. 171–172. Zitat nach Ashton, S. 9 (Francis Jeffrey,

nes Lehr- und Lesebuchs, das schließlich nicht für eine sprachlich und literarisch interessierte und versierte kulturelle Elite in der Art von Samuel Taylor Coleridge und Walter Scott (und später Carlyle, G.H. Lewes und George Eliot) gedacht gewesen sein kann, einen Wandel zu höherem Anspruch herbeigeführt hätte, lässt sich nicht behaupten und war auch nicht zu erwarten (wenn auch im Erscheinungsjahr immerhin schon Coleridges ›Wallenstein‹-Übersetzung herauskam und Goethes ›Werther‹ um 1800 gleich dreimal aus dem Deutschen, statt Französischen, ins Englische übertragen wurde). Andererseits spricht aber auch nichts für die auf flüchtiger Sachkenntnis beruhende Auffassung, Crabb und schon Render (siehe oben, S. 177 f.) hätten »German culture« und »literary purposes« links liegengelassen und das Deutschlernen lediglich als »intellectual exercise, an end to itself« betrachtet.[46] Kulturelle Ansprüche, wenn auch wohl primär für junge Menschen, konkret: Schüler, sind mit der Textauswahl durchaus gegeben; nur bleiben sie recht bescheiden.

Vielleicht ist diese Bescheidenheit, um nicht zu sagen: Dürftigkeit von Crabbs Zielsetzung oder Horizont einer der Gründe dafür, dass er mit einer ausdrücklich so deklarierten zweiten Ausgabe seines Buches erst 1811 herauskam[47] und dass diese einen völligen Neuanfang darstellt, der dem jahrelangen Deutschlandaufenthalt des Verfassers auch – sollte man denken – eine deutliche Anhebung des literarisch-kulturellen Niveaus verdankt. Denn von den Texten der ›Easy and

1802). Zur deutschen Literatur, wie sie in den neunziger Jahren und vorher in englischer Übersetzung bekannt wurde, vgl. Stockley (Anm. 3); die chronologische Anordnung innerhalb der Einteilung nach Gattungen orientiert hier übersichtlich über die Zeit von 1790 bis zum Erscheinen von Crabbs Buch. Siehe auch Guthke, Englische Vorromantik und deutscher Sturm und Drang (Anm. 1).

46 Van der Lubbe, One Hundred Years of German Teaching (Anm. 23), S. 147 f.

47 In einer Rezension der Erstausgabe (1799) von Crabbs Adelung-Übersetzung (siehe oben, S. 182), ›A Complete Introduction to the Knowledge of the German Language‹, in: Monthly Review 39 (1799), S. 462–463, werden die vielen sprachlichen Fehler moniert, die den Verdacht erregen, »that Mr. Crabb was either not sufficiently read in the best German authors, or never had an opportunity of conversing with natives of Germany who had a competent knowledge of their own language«. Doch bemängelt dieselbe Zeitschrift an der Ausgabe der ›Extracts‹ von 1811 immer noch Fehler in Orthographie und Zeichensetzung, falsche Übersetzungen und Erläuterungen, was entweder auf Ignoranz oder auf Nachlässigkeit deute (65 [1811], S. 107).

Entertaining Selection‹ von 1800 ist 1811, wie man schon auf den ersten Blick erkennt, wortwörtlich nichts übrig geblieben. Die Grammatik ist weggelassen. Und bei der Textauswahl wird Crabb inzwischen die Eselsbrücke bereits vorliegender Anthologien nicht mehr nötig gehabt haben zur Zusammenstellung der ihm zweckdienlich scheinenden literarischen und kulturellen Texte. Aber kam es 1811 wirklich zu einem solchen Niveausprung?

V. Crabbs ›Auswahl vorzueglicher Stellen / German Extracts, from the Best German Authors‹ (1811)

Die »zweite vermehrte und verbeßerte Ausgabe« bzw. »revised and enlarged« (London: Boosey, 1811) von Crabbs ›Easy and Entertaining Selection‹ trägt einen neuen Titel, den das Vorwort mit dem Hinweis auf die intensive Umarbeitung rechtfertigt: ›German Extracts, from the Best German Authors, with the English Words at the Bottom of the Page, and a Dictionary at the End, for Translating into English‹ und als Parallel-Titel: ›Auswahl vorzueglicher Stellen, aus den besten deutschen Schriftstellern zusammengetragen, und mit einer Englischen Erklärung der darin vorkommenden Wörter und Redensarten begleitet‹. Da die 1800 noch vorausgeschickte Grammatik fehlt und damit auch die auf sie bezugnehmenden »Questions« der Erstausgabe, ist 1811 effektiv ein Exemplar eines anderen sprachdidaktischen Genres entstanden: ein Lesebuch, und zwar (das sei wiederholt) das erste für den englischsprachigen Markt. Vorher gab es kaum eine Annäherung daran;[48]

48 Ich erinnere an den gattungsspezifischen Unterschied zwischen Anthologie und Lesebuch (Anm. 19). – Johannes Ebers, Neueste deutsche Chrestomathie zum Übersetzen aus dem Englischen ins Deutsche und hauptsächlich aus dem Deutschen ins Englische (Berlin: Nauck, 1802) ist als Übungsbuch für »Anfänger in der englischen Sprache« konzipiert, in dem die deutschen und englischen Texte (großenteils lehrhafte Geschichten, jeweils mit Übersetzungshilfen in den Fußnoten) auch in umgekehrter Richtung zu benutzen wären. – W[illiam] Bell, Die deutsche Blumenlese, ein Lesebuch für Geübtere, oder Sammlung prosaischer und poetischer Stücke aus den besten Schriftstellern Deutschlands: Zum Behuf der weiteren Uebung in der Deutschen Sprache, und auch der angenehmen und nützlichen Lecture für Liebhaber der nordischen Litteratur (London: Boosey, 1810). Ohne jede Verständnishilfe bringt Bell »Fabeln, Erzählungen u.s.w.« von Lessing, Geßner, Pfeffel, Zimmermann, Gellert, Lichtwer, Matthisson, Bürger,

auch Nachfolge gab es erst Jahrzehnte später.[49] Grammatiken für englischsprachige Leser erscheinen natürlich weiterhin im frühen neunzehnten Jahrhundert, aber sie bleiben eben Grammatiken wie die in Abschnitt II beschriebenen aus der Zeit vor Crabbs Erstausgabe, die im Jahre 1800 ihrerseits den Brückenschlag von der Grammatik zum Lesebuch darstellte; bestenfalls bringen einige wenige von ihnen ein paar Übungstexte aus der deutschen Literatur, und da kommen immerhin, sehr vereinzelt zwar, schon einige der großen Namen der literarischen Goethezeit zur Geltung, wenn auch nur mit wenigen und kurzen Texten und überschattet von (ebenfalls nicht zahlreichen) anspruchsloseren.

* * *

Charles Benjamin Schade, A New Grammar of the German Language for the Use of Englishmen (Leipzig und London: Hinrichs, »sold by F. Black« u.a., 1805, ²1817 [zugrundegelegte Ausgabe; »carefully revised, corrected, and improved«], ³1822, mit ähnlichem Titel ⁴1828, ⁵1837): in der Sektion »Exercises« (1817, S. 440–450) finden sich historische Anekdoten und Vignetten, eine Fabel und lehrhafte Geschichtchen, sämtlich anonym, mit Fußnoten, die manche Wörter übersetzen. – D[aniel] Boileau, A Key to the German Language, and Conversation; […] Particularly Adapted to Travellers (London: Boosey, 1825): eine »Anekdote« über Papst Alexander VIII. und den spanischen Gesandten und »Eine Fabel« (›Der Bettler‹, von Gellert), beide mit Übersetzung. Die

Campe, Claudius, Mendelssohn; »Historische Bruchstücke« von Campe (›Entdeckung von Amerika‹), Schiller (›Geschichte des dreißigjährigen Krieges‹), Johannes von Müller (›Geschichte der Schweizerischen Eidgenossenschaft‹); Auszüge aus Dramen von Schiller, Lessing, Iffland, Goethe und Shakespeare in der Schlegelschen Übersetzung; »Comische Stücke« (Gedichte von Pfeffel, Aug. Friedr. Ernst Langbein, eine Anekdote von Kotzebue); »Epische Gedichte« (Auszüge aus ›Der Tod Abels‹, ›Der Messias‹, ›Hermann und Dorothea‹, Johann Heinrich Voss' ›Luise‹). Das Vorwort betont die zunehmende Anerkennung der deutschen Literatur in England als »effulgence of genius and talent«; aus deren Spitzenwerken wähle er aus zwecks »improv[ement of] the mind« und »relaxation« (S. v, xii). – Ein Sonderfall von Hybridität ist ›A Supplement to the German Grammar for the Use of Students in the German Language‹ von P.A.R. (= Stephen Weston) (London: J. B. G. Vogel, 1808). Annotierte Texte erscheinen hier nur auf Englisch, eine Anthologie (ohne sprachdidaktische Anmerkungen) von Originalen samt Übersetzung schließt sich an; siehe unten, S. 218 und Anm. 76.

49 Siehe unten, Abschnitt VII.

zweite Ausgabe (Frankfurt: Jügel, 1837, revidiert von W. Howe) enthält samt Übersetzung bzw. Übersetzungshilfen (S. 214–237) eine Fabel von Lessing (›Der Wolf auf dem Totenbette‹), eine didaktische Erzählung von Friedrich Adolf Krummacher (›Die Spinne‹), eine anonyme chinesische Erzählung (›Der Vogelsteller‹), Klopstocks ›Empfindungen beim Anblick des Rheinfalls‹, Goethes »Kennst du das Land, wo die Zitronen blühn« und ›Der Erlkönig‹. Die dritte Ausgabe (London: Wacey, 1839) bringt, nebst Übersetzung, die Anekdote über den Papst, Gellerts Fabel ›Der Bettler‹ und überdies Claudius' ›Rhein-Wein-Lied‹ sowie, ohne Übersetzung, doch mit sprachlich und sachlich erläuternden Fußnoten, einen Text über rheinische Weine und den Verlauf des Rheins. – Die ›New Concise Grammar of the German Tongue‹ von George Schoeler, »Professor at the College of Danzic«, (Berlin: Amelang, 1830) bietet neun Fabeln von Lessing, sechs Parabeln von Herder, Jean Pauls ›Die Neujahrsnacht eines Unglücklichen‹ und Goethes ›Das Römische Carnaval‹. – Albert Troppaneger, seit 1837 Lehrer an der Militärakademie in Woolwich (nach Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonie in England, Anm. 5, S. 545) bringt in ›The Grammatical Forms of the German Language and the Construction of Sentences; with Reading Lessons and Exercises‹ (London: Printed for the author, sold by Black and Armstrong u. a., 1836) als »Reading Lessons«: ›Die Familie von Erlau‹ (eine Erzählung von dem Jugendschriftsteller und Liederdichter Christoph von Schmid) mit Anmerkungen als Übersetzungshilfe (S. 73–125), dann (S. 125–133) ohne solche Hilfestellung Schillers ›Das Mädchen aus der Fremde‹, Herders ›Herr Olof‹, Rückerts ›Friedrich Barbarossa‹, Karl Lappes Gedicht ›So oder so‹ (versöhnlich belehrend über Norden oder Süden, Stadt oder Land, arm oder reich, jung oder alt, Schlaf oder Tod) und Christoph Christian Hohlfelds Verse ›Drei Worte, beim Eintritt in die Welt‹ (pädagogische Ratschläge für ein befriedigendes Leben). Die zweite Ausgabe (mit dem Titel ›German Grammar, or the Grammatical Forms […]‹, London: Printed for the author, sold by H. Ballière, 1839) behält die Texte von Schmid (mit Fußnoten), Herder und Rückert bei und fügt hinzu Uhlands ›Die Jagd von Winchester‹ und statt Schillers ›Mädchen aus der Fremde‹ dessen ›Nadowessische Totenklage‹ (die Gedichte wieder ohne Anmerkungen); Lappes und Hohlfelds Texte fallen aus. – Charles Eulenstein, An Easy Introduction to the German Language. […] For the Use in Schools and Private Teaching (London: Senior, 1839) enthält S. 80–89 Krummachers moralische Erzählung ›Die beyden Tonnen‹ und Gellerts Gedichte ›Der Kuckuck‹, ›Der Zeisig‹ und ›Der Tanzbär‹, Gleims ›Die Gärtnerin und die Biene‹, ›Der Löwe und der Fuchs‹, Lichtwers Gedicht ›Der Hausherr und die Katzen‹, Karl Friedrich Müchlers Poem ›Der Nachahmer‹, sämtlich ohne Übersetzungshilfen. – Auf seinen Rückgriff auf Klassikertexte, »carefully selected from the best German authors, chiefly Göthe und Schiller« (S. vii), tut sich 1840 Heinrich Apel,

»Professor of the German Language«, viel zugute im Vorwort zu ›A Grammar of the German Language […]‹ (London: Senior), doch bleibt es, ähnlich wie bei Noehden (siehe oben, S. 178–180), bei einzelnen Sätzen oder Satzteilen, deren Verfasser genannt werden, aber in der Regel nicht die Werkquellen.[50]

* * *

Diese Grammatiken sind damit keineswegs Anschauungsmaterial für die Behauptung von John Rowbotham, »Master of the Classical, Mathematical and Commercial Academy, Walworth«, im Vorwort zu seinem Lehrbuch ›A Practical Grammar; or, A New and Easy Method of Acquiring a Thorough Knowledge of the German Language. For the Use of Schools and Private Students‹ (London: Baldwin, Cradock and Joy u.a., 1824):

> The Germans hold so high a rank in literature, science and the arts, and their authors of eminence are so numerous in every department of human knowledge, that the study of their language has now become not merely desirable as a matter of taste, but, in some degree, necessary to every person who has the slightest pretensions to an acquaintance with European literature. (S. iii–iv)

Vielsagend ist, dass Rowbotham selbst in seiner Grammatik keine literarischen Texte bringt.

So bleibt Crabb der Pionier, sein Buch von 1811 und schon das von 1800 sind die Ausnahme, und das nicht zuletzt auch im Hinblick auf die hohe Ausgabenzahl (insgesamt acht Drucke der ›Extracts‹ unter Crabbs Namen bis 1855) und folglich auch auf seine Langlebigkeit (siehe unten, S. 208–210); nicht zufällig ist sein Buch von 1811, wie auch das von 1800, denn auch heute sogar im elektronischen Nachdruck verfüg-

50 Grammatische Werke, die den Brückenschlag zum Lesebuch extensiver und signifikanter leisten, kommen in Abschnitt VII zur Sprache. Unerreichbar waren mir drei bei Ersch, Bibliographisches Handbuch der philologischen Literatur der Deutschen (Anm. 20) genannte Grammatiken (1828–1839), die, für Engländer gedacht, in Deutschland erschienen, vermutlich als Erste Hilfe für Reisende; siehe Ersch unter G.L. Netz, J. A. E. Schmidt, P. J. Weckers. Die British Library besitzt ein offenbar privat gedrucktes und genutztes Werk von G. A. Müller, A New German Grammar; or, A Concise and Easy Introduction to the German Language, Adapted to the Use of Englishmen (o. O.: o. V., 1805).

bar. Dass sich überdies 1811 im Prinzip auch ein höheres literarisches Bewusstsein kundgibt als noch in der ersten Fassung, geht schon daraus hervor, dass die ausgewählten Texte jetzt in der Regel, mit sehr wenigen Ausnahmen, mit dem (Nach)namen des Verfassers (aber nicht auch mit dem Titel des Werks) versehen werden. Doch gelangen damit nun auch signifikant mehr Spitzenwerke (statt Ephemera) der Goethezeit ins Gesichtsfeld der Leser, nachdem, wie gesagt, sämtliche Texte der Erstfassung über Bord gingen? »Die hier gelieferten Auszüge«, versichert Crabb 1811 im Vorwort, »sind offenbar aus den vorzüglichsten Deutschen Schriftstellern genommen«. Aber sind sie das wirklich? Und soweit ja: sind sie mit mehr als ein paar Zeilen vertreten? Die »angenehme Unterhaltung«, die Crabb ebenfalls verspricht, mögen sie in der Tat bieten, aber auch mehr als das? Ein genauerer Blick lohnt sich; vor allem ist zunächst einmal zu klären, aus welchen Werken die Exzerpte stammen.

»Vom Leichtern zum Schweren«, von Ein- und Zweizeilern zu mehrere Seiten langen Texten fortschreitend, enthält das Oktavbändchen auf seinen 148 Textseiten 124 durchnumerierte »Auszüge«, sämtlich in Prosa. Sie sind gegliedert in zwei längere, durch progressiv immer weniger werdende Fußnoten mit englischen Äquivalenten erläuterte »Abschnitte« oder »Sections« und, darauf folgend, zwei kürzere ohne solche Übersetzungshilfen. Der Reihe nach sind das 89 »Moralische Maximen, Anekdoten, u.s.f.« (S. 1–42), 26 »Erzählungen, Skizzen, Bruch-Stücke aus Reisebeschreibungen, u.s.f.« (S. 43–103), fünf »Historische Bruchstücke« (S. 104–133) und vier »Briefe« (S. 134–148). Von den Autoren gehören mehrere tatsächlich zu den »vorzüglichsten« oder doch anerkannt respektablen, die damals auf Deutsch schreiben. Mit einem Aphorismus von Lessing fängt es an, und den Beschluss macht ein genau datiertes Schreiben von Winckelmann an Muzel (Philipp von) Stosch, dem ebenso authentische Briefe von Rabener an Gellert und Gleim an Johann Georg Jacobi sowie ein Gellertscher Briefsteller-Brief an eine »Madam« vorausgegangen waren. Dazwischen erscheinen, mit Auszügen unterschiedlicher Länge und z.T. mehr- und vielmals, Schiller, Geßner, Klopstock, Weiße, Herder, Sulzer, Kämpfer, Zimmermann, Lavater, Garve, Archenholz und »Stollberg«.

Ein belesener Mann also, dieser Crabb, dazu (trotz mancher unbedeutender und heute z.T. selbst dem Namen nach unbekannter Autoren, die er ebenfalls aufnimmt) kritisch geschmackvoll und selbständig

qualitätsbewusst auswählend aus der Fülle des mittlerweile vorliegenden kanonischen Bestands an »hoher« Literatur deutscher Sprache, aber auch aus der achtbaren, um 1800 noch gelesenen, d.h. wiederaufgelegten aufklärerischen Populärschriftstellerei. So könnte man denken – doch der Eindruck selbständiger literarischer Versiertheit täuscht oder ist jedenfalls nicht ganz richtig.

Die vier Briefe, um mit dem Schlussabschnitt anzufangen, hatte schon Johann Joachim Eschenburg 1794 im ersten Teil des achten Bandes seiner pädagogisch-unterrichtlich orientierten ›Beispielsammlung zur Theorie und Literatur der schönen Wissenschaften‹ (Berlin: Nicolai) ausgewählt, und zwar in genau derselben Reihenfolge: die drei ersten direkt nacheinander, den letzten elf Seiten später und mit oder ohne Angaben zum Datum und Adressaten genau wie bei Crabb (S. 142–153 und 164–168). Ähnlich unselbständig verfuhr der sich im Vorwort als Kenner ausgebende Kompilator mit den Auszügen unter der Überschrift »Historische Bruchstücke«. Im zweiten Teil des achten Bandes von Eschenburgs ›Beispielsammlung‹ (1795) standen in der Sektion »Deutsche Geschichtsschreiber« bereits, direkt aufeinander folgend, drei der fünf von Crabb (in veränderter Reihenfolge, aber *en bloc*) gebotenen Auszüge: »Räumung von Toulon, und Verbrennung der Magazinen, u.s.f.« (Schlussteil eines bei Eschenburg [S. 483–489] längeren Berichts über eine Episode in den militärischen Unternehmungen gegen die Französische Revolution 1793) aus einem Essay von Johann Wilhelm von Archenholz; ferner »Rudolphens Wahl zum Kaiserthum« (eine in der Mitte um einige Absätze gekürzte Wiedergabe von Eschenburgs Auszug [S. 464–474] aus Michael Ignaz Schmidts ›Geschichte der Deutschen‹ [1778 ff.]) und drittens »Die Schlacht bei Ostermeel im J. 1567« aus Schillers ›Geschichte des Abfalls der vereinigten Niederlande‹ (Anfangsteil des bei Eschenburg [S. 489–497] längeren Auszugs). Voraus gehen diesen drei Lesestücken bei Crabb zwei nicht in Eschenburgs ›Beispielsammlung‹ enthaltene Exzerpte aus Schillers ›Geschichte des Dreißigjährigen Krieges‹: »Absetzung des Kaiserlichen Generals Wallensteins« (*sic*) und »Einnahme von Magdeburg«.

Diese Befunde zu Crabbs scheinbar selbständiger Kennerschaft in Sachen deutsche Literatur und Kulturschriftstellerei stimmen misstrauisch: wo sonst noch in seinem Bestseller benutzt er solche Eselsbrücken? Kann es wirklich der Fall sein, dass ein Ausländer in der deutschen geistigen Überlieferung bis in seine unmittelbare Gegenwart

hinein so zu Hause ist, dass er gedanklich bedeutungsvolle Zitate von den erwähnten signifikanten Autoren nicht nur, sondern auch von kennerhaft nur mit dem Nachnamen genannten Lokalgrößen, Unterhaltungsschriftstellern und obskuren historischen Autoren aus dem Ärmel schütteln kann? Genannt seien nur Valentin Andreä († 1654), Johann Karl Günter Werdermann, Johann Gottlieb Schummel, Nikolaus von Reusner († 1602), dazu auch »Trüblet« (Nicolas-Charles-Joseph Trublet) und »Oxenstirn« (Johan Thuresson, Comte d'Oxenstierna, dessen ›Pensées sur divers sujets‹ von 1721 in dritter Auflage 1755 als ›Kurtzer Begriff oder Auszüge derer Gedanken des Herrn Grafen von Oxenstirn über unterschiedliche Materien‹ in Frankfurt bei Lochner erschienen waren). Alles aus selbständiger Lektüre ausgewählt?

Die Zitate aus Werken dieser Autoren in Crabbs erstem Abschnitt (»Moralische Maximen, Anekdoten, u.s.f.«) finden sich, wie Crabb geflissentlich verschweigt, bereits 1785 in Johann Caspar Lavaters Zitatensammlung ›Salomo, oder Lehren der Weisheit‹ (Winterthur: Steiner) – und überdies stehen dort auch Crabbs Zitate, vor allem in der ersten Hälfte dieses Abschnitts, aus Werken von Lessing, Garve, »Stollberg« und Herder sowie die lediglich als »nach Lavater« ausgewiesenen kurzen anonymen Lebensweisheiten – insgesamt 26 Texte, am Anfang, von Nr. 1 bis 19 so gut wie alles, dann von Nr. 24 bis 41 acht Texte.[51] Google Books bringt es an den Tag.

Lavater sagt im Vorwort zu seiner Anthologie: »Zu hundert solchen Schriften in allen Sprachen noch Eine deutsche …« Hat Crabb, der scheinbar so Belesene, sich auch bei anderen derartigen Sammelwerken, von denen es vor seiner ›Auswahl/Extracts‹ in deutscher Sprache, entgegen dem anscheinenden Sinn der Lavater-Vorrede, doch schon einige gab, mit Weisheitsworten, Anekdoten, historischen Vignetten u.ä. bedient, die immerhin einen großen Teil seines Buchs ausmachen? Etwa, um nur ein solches Werk zu nennen, bei der ›Sammlung aus den besten prosaischen und poetischen Schriften zur Übung im emphatischen Lesen und Deklamiren‹ (1805; 4. Ausgabe Frankfurt und Leipzig:

51 Nr. 1–7, 9–17, 19, 24, 26, 27, 33, 34, 37, 38, 41, 61. Der Popularphilosoph Werdermann wird auch als Quelle von Nr. 8 (ein weiteres Weisheitswort) angegeben, doch findet sich der Text nicht in ›Salomo‹; vermutlich ist die durch Google Books nicht verifizierbare Zuschreibung ein Irrtum Crabbs.

Andreä, 1812)?[52] Zwei anonyme Texte seines ersten Abschnitts, Nr. 85 und 86 (historische Anekdoten), lassen sich mit Hilfe von Google Books dorthin zurückverfolgen – auch andere anonyme Stücke? Ein weiterer anonymer Text, Nr. 50, eine Anekdote über Kaiser (*sic*) Konrad III., ist mit dieser Suchmaschine aufzuspüren in Johann Georg Heinzmanns ›Die Feyerstunden der Grazien‹ (Bern: Haller, 1780 u.ö.) – seinerseits ein »Lesebuch«.

Manchmal nennt Crabb ein solches Sammelwerk selbst als Quelle: acht mal gibt er zur Provenienz lediglich »Rievethal« oder »nach Rievethal« an, einmal für eine Maxime über die psychologischen Vorteile des Mittelstands und siebenmal für Anekdoten.[53] Gemeint kann sein ›Lukumon oder Nachrichten von ausserordentlichen Menschen in physischer und psychologischer Rücksicht imgleichen Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Kunstgeschichte, Länder- und Völkerkunde, zur Belehrung und Unterhaltung‹, herausgegeben von Johann Georg Rievethal, »Lehrer an der Domschule in Riga« (Riga: Hartknoch, 3 Teile, 1796–1802); allerdings finde ich Crabbs mit »Rievethal« identifizierte Texte dort nicht, es sei denn, er habe Lesestücke von Rievethal radikal gekürzt.

Verdacht erregt auch Crabbs lakonischer Quellenvermerk »Sulzer« (ohne weiteren Verfasser- oder Werkhinweis) für nicht weniger als achtzehn bei Google Books und ›18th-Century German Literature Online‹ nicht nachweisbare Auszüge, die bis auf einen im ersten Abschnitt der ›Extracts‹ stehen (historische, vor allem klassische Anekdoten).[54] Ein originales Werk von Johann Georg Sulzer kann nicht gemeint sein; die Formulierung zu Nr. 92 »Seneka (nach Sulzer).« deutet eher auf eine von ihm edierte Anthologie solcher Histörchen. Am wahrscheinlichsten ist gemeint sein Lesebuch für höhere Schulen ›Vorübungen zur Erweckung der Aufmerksamkeit und des Nachdenkens‹ (1768), das 1780–1782 in dritter, von Johann Heinrich Ludwig Meierotto bearbeiteter Ausgabe in vier Teilen erschien (Berlin: Nicolai). Es gilt als »das

52 Crabbs Nr. 23 und 39 stehen auch bei Georg Andreas Werner, Practische Anleitung zur lateinischen Sprache nach dem Plan der Bröderischen Grammatik, in Beispielen und Exercitien, 6. Ausg., Stuttgart: Cotta, 1806 (Google-Books).

53 Nr. 32, 51–56, 60.

54 Nr. 23, 25, 28, 36, 40, 66, 69, 70, 72, 73, 76, 77, 79, 80, 82, 83, 87, 92. Eine andere Sammlung, ›Anekdoten grosser Herrn‹ (Nr. 18), ließ sich nicht nachweisen.

beliebteste und verbreitetste Lesebuch des 18. Jahrhunderts« und enthält u.a. einen *embarras de richesse* an moralisch auswertbaren Anekdoten dieser Art.[55] Hat Crabb etwa – die Frage stellte sich auch bei Rievethal – noch anderes, bei ihm nur mit dem Verfassernamen Bezeichnetes aus diesem Lesebuch übernommen? Dass er solche Sammelwerke benutzte, geht weiterhin hervor aus Verweisen auf drei derartige Publikationen. Die Berichte »Ein ausgegrabener Körper in Ostfriesland« (Nr. 107) und »Die Friesen« (Nr. 109) versieht er mit der Herkunftsbezeichnung »Fragmente aus dem Tagebuche eines Fremden«. Das ist ein 1800 in Kopenhagen bei Brummer erschienenes Buch von A. v. Essen, dessen Titel weitergeht mit »mehrenteils während dessen Aufenthalt in einigen königlich-dänischen Staaten gesammlet«. »Der Held und der Mensch« (Nr. 110) und »Brüderliches Betragen« (Nr. 112) sind Crabbs Herkunftsverweis zufolge dem Buch »Grosse Handlungen der Dänen« entnommen, d. h. Ove Mallings ›Großen und guten Handlungen einiger Dänen, Norweger und Holsteiner, aus dem Dänischen übersetzt von W. H. F. Abrahamson‹ (Kopenhagen: Proft, 1. Teil, 1779). Für die Anekdoten zur französischen Geschichte (Nr. 48 und Nr. 81) gibt Crabb als Quelle »Historische Gemälde« bzw. »Anekdoten der Könige von Frankreich« an; gemeint ist ›Historische Gemälde und Anekdoten der Könige in Frankreich von Pharamund an, bis Ludwig den 15ten, worinne die merkwürdigsten Züge ihrer Geschichte, ihre sonderbaren Thaten, ihre Maximen und witzigen Einfälle enthalten sind‹ (Leipzig: Junius, 3 Teile, 1768–1769), Übersetzung von Guillaume Bertoux, ›Anecdotes françoises depuis l'établissement de la monarchie jusqu'au règne de Louis XV‹, Paris: Vincent, 1767). Ist es auf Grund solcher Hinweise auf Anekdoten- und Histörchen-Sammlungen nicht denkbar, dass manche bei Crabb nur mit dem Nachnamen der Autoren versehene Auszüge ebenfalls aus derartigen Kompilationen stammen? Durchaus – nur helfen die üblichen elektronischen Suchprogramme da nicht zuverlässig weiter, wenn man Wortsequenzen aus Crabbs Texten eingibt. Doch dürften die Ergebnisse der bisher vorgeführten Detektivrecherchen nahelegen, dass Crabb, statt seine Lesestücke aus ausge-

55 Dazu Ingrid Tomkowiak, Lesebuchgeschichten. Erzählstoffe in Schullesebüchern 1770–1920, Berlin und New York 1993, S. 26–29; Hermann Helmers, Geschichte des deutschen Lesebuchs in Grundzügen, Stuttgart 1970, S. 101–103, Zitat S. 101.

dehnter Lektüre-Erfahrung auszuwählen, eine gewisse Vorauswahl anderen überlassen hat, nämlich zeitgenössischen deutschen Anthologisten und Kompilatoren mit schulischer oder doch allgemeinbildender Interessenrichtung, die nicht zuletzt auch auf Unterhaltung aus waren, »entertaining« wie Crabb selbst. Ein solches Verfahren hat seine Vorteile. Denn damit dürften die ›Extracts‹ dem damals in deutschen Landen herrschenden Publikumsgeschmack näher gekommen sein, als es auf selbständigere Weise möglich gewesen wäre. Dem Publikumsgeschmack – aber auch dem mittlerweile erreichten und in den Grammatiken der Zeit gern gepriesenen anspruchsvolleren Niveau der deutschen Literatur?

So ergibt sich die zweite Frage zu Crabbs Unternehmen: mit welchen Autoren haben wir es überhaupt zu tun in seinem Lesebuch (nachdem er die Texte der Erstausgabe von 1800 samt und sonders kassiert hatte)? Bevor auf die bereits *en passant* genannten bekannteren und bedeutenderen zurückzukommen ist, noch eine Ergänzung zu den z.T. ebenfalls schon erwähnten Autoren minderen schriftstellerischen Rangs, die bei Crabb vorkommen. Vertreten sind aus dieser Kohorte außer den bereits genannten die folgenden: der spätaufklärerische Historiker und Philosoph Jakob Wegelin, Schweizer aus dem Bodmer-Kreis, Lehrer an der Berliner Ritterakademie seit 1765, aus dessen ›Briefen über den Werth der Geschichte‹ (Berlin: Himburg, 1783) Crabb vier Vignetten über langobardische, gotische und fränkische Könige exzerpiert (Nr. 62, 74, 75, 78); sodann vier Reiseschriftsteller: Christian August Fischer mit je einem Auszug – Nr. 99 und 104; beide über Südfrankreich – aus ›Reisen in das südliche Frankreich in den Jahren 1803 und 1804‹ (Leipzig: Hartknoch, 2 Bände, 1805–1806) und ›Briefe eines Südländers‹ (Leipzig: Gräff, 1805); die Lyrikerin Friederike Brun mit einer Probe (Nr. 111) aus ihrem ›Tagebuch einer Reise durch die östliche, südliche und italienische Schweiz‹ (Kopenhagen: Brummer, 1800); der auch als Mann des Theaters hervorgetretene Heinrich August Ottokar Reichard, aus dessen ›Malerischer Reise durch einen großen Theil der Schweiz vor und nach der Revolution‹ (Jena: Seidler, 1805) gleich elf Lesestücke aufgenommen wurden;[56] schließlich Kotzebue, der nicht weniger als siebenmal auftritt mit Auszügen aus seinen ›Erinnerungen von einer

56 Nr. 59, 64, 67, 88, 89, 93, 95, 96, 100, 101, 114.

Reise aus Liefland nach Rom und Neapel‹ (Berlin: Fröhlich, 3 Bände, 1805; Neuauflage 1810 als ›Bemerkungen auf einer Reise …‹, Köln: Hammer) – mit einer Ausnahme (»Tyrol«) sämtlich Italien betreffend.[57]

Wie aber steht es mit den bekannteren und in der Retrospektive bedeutenderen Autoren der Goethezeit in Crabbs Lehr- und Lesebuch von 1811? Namen wurden schon genannt: aber keiner von ihnen ist so oft vertreten wie Kotzebue oder Reichard oder auch »Sulzer« (was nur dessen Schullesebuch meinen kann). Doch mit welchen Werken sind sie – großenteils übrigens im Anschluss an Lavaters ›Salomo‹ – vertreten? Crabb selbst gibt ja wie immer nur den Autornamen an. Und wie extensiv werden die Werke zitiert, mit ein paar Zeilen oder mehr? Der Historiker Schiller ist mit den erwähnten drei Auszügen (insgesamt sechzehn Seiten) die glänzende Ausnahme. Auch Geßner kommt mit vier Idyllen-Texten und einem Vater-Sohn-Passus aus dem Drama ›Erast‹ zu seinem Recht als der wohl am meisten gelesene literarische Autor seiner Zeit (er starb 1769), wenn auch kaum noch der Jahre um 1811.[58] Lavater kommt ebenfalls nicht zu kurz mit zwei knapp eine halbe Seite füllenden noblen Sentiments zum Thema »Menschenliebe« (Nr. 30, 31). Die unter dem Namen Friedrichs des Großen geführten ›Merkwürdigkeiten zur Brandenburgischen Geschichte‹ (1756–1758) steuern eine ebenso noble bekannte Geschichte über die Lebensrettung des Großen Kurfürsten in der Schlacht bei Fehrbellin bei (Nr. 35). Besonders häufig taucht der nicht nur als Populärschriftsteller zu klassifizierende Christian Garve auf mit Merksätzen und Weisheitsworten (Nr. 2, 34, 41, 61). Rabener, Gleim und Winckelmann debütieren, wie gesagt, mit nur je einem persönlichen Brief, Gellert hingegen mit einem aus seinem populären Briefsteller (und überdies noch mit einem drei Zeilen langen lehrhaften Zitat [Nr. 29]). Zimmermann ist repräsentativ vertreten mit nicht weniger als elf Bruchstücken aus seinem *chef-d'œuvre* ›Über die Einsamkeit‹ (1756, 1773, 1784), das jedoch um

57 Nr. 91, 94, 97, 103, 106, 113, 115. Diese Texte berechtigen sicher nicht zu der (einzigen inhaltskritischen) summarischen Bemerkung in der Rezension von Crabbs ›Auswahl/Extracts‹ in der ›Monthly Review‹ (Band 65, 1811): »He seems to be a great admirer of the superficial sentiment and flippant style of Kotzebue« (S. 107).

58 Nr. 90, 98, 102, 105, 108.

1811 schon etwas überlebt ist;[59] außerdem sind diese Exzerpte jeweils nur wenige Zeilen lang, die meisten bestehen aus nur einem Satz. Lessing eröffnet den Reigen vielversprechend (Nr. 1), aber bloß mit einem anderthalb Zeilen langen Weisheitswort aus ›Philotas‹ (aus Lavaters ›Salomo‹ übernommen), und im folgenden wird der Autor von ›Nathan dem Weisen‹, ›Emilia Galotti‹ und ›Minna von Barnhelm‹ nicht mehr gesichtet. Auch »Stollberg« ist Crabb mit einem einzigen, übrigens wieder aus Lavaters Sammlung angeeigneten Zitat (wer immer lächeln könne, sei »gewiß ein Schalk«) kaum gerecht geworden (Nr. 4). Engelbert Kämpfer spielt mit knapp einer halben Seite eine Miniatur-Rolle (Nr. 71) und dies nicht mit dem epochemachenden Werk über Japan, sondern mit einer Geschichte über den persischen Schah, die zweifellos aus seinen (damals noch nicht ins Deutsche übersetzten) ›Amoenitatum exoticarum […] fasciculi v […], descriptiones rerum Persicarum‹ (Lemgo: Meyer, 1712) stammt. Christian Felix Weiße gastiert mit zwei lehrhaften historischen Anekdoten (Nr. 39, 84) aus dem *Kinderfreund* – von den Dramen kein Wort.[60] Klopstock kommt zweimal vor (Nr. 57, 58), aber mit kurzen Episoden aus der germanischen Stammesgeschichte, deren eine aus der ›Gelehrtenrepublik‹ stammt, während die andere sich auch mit Hilfe der Herausgeber der historisch-kritischen Klopstock-Ausgabe nicht identifizieren lässt – vom ›Messias‹, von den Oden keine Spur. Von Herder gibt es (aus Lavaters ›Salomo‹ übernommen) eine kaum zwei Zeilen lange pädagogische Maxime (Nr. 26).

Blickt man zurück auf diese Übersicht, so wird deutlich: nicht nur unter dem Gesichtspunkt der Bedeutung der Werke, aus denen Crabb zitiert, sind die literarhistorisch wichtigeren Autoren im Hintertreffen, sondern auch unter dem der Umfangsproportionen (wobei generell im Auge zu behalten ist, dass es sich um einen Band von 148 Textseiten, einschließlich didaktischer Fußnoten, handelt, der Dutzende von Autoren zu Wort kommen lässt). Schiller ist, wie gesagt, mit seinen insgesamt sechzehn Seiten umfassenden »Historischen Bruchstücken« die Ausnahme, findet sich jedoch quantitativ Kopf an Kopf im Rennen mit Kotzebue mit ebenfalls sechzehn Seiten aus seinem Reisetagebuch.

59 Nr. 21, 22, 42–47, 63, 65, 68.

60 Die Zuschreibung von Nr. 84 (Anekdote über Kardinal Campeggio) an den ›Kinderfreund‹ ist hypothetisch; evtl. käme auch Weißes ›Neues A, B, C-Buch‹ (1772) in Frage.

Und Kotzebue ist damit umfangsmäßig prominenter als Lessing, Herder, Lavater, Zimmermann, Kämpfer, Gellert, Geßner und Klopstock *zusammen* (knapp 15 Seiten). Lessing und Herder sind je knapp zwei *Zeilen* wert, Reichards Reisebericht aber mehr als zehn Seiten mit elf Exzerpten, Schmidts ›Geschichte der Deutschen‹ mehr als sechs Seiten *en bloc*. Zu berücksichtigen ist dabei natürlich, dass Maximen wie die Lessings oder Herders mehr Nachdenken anstoßen als Länder- und Völkerbeschreibungen, Anekdoten raumsparender sind als historische Darstellungen, aber immerhin …

Was ist von dieser Bestandsaufnahme zu halten? Rückhaltlos ihr Lob zu singen fällt schwer, wenn man die Fehlanzeigen bemerkt: Wieland und vor allem Goethe; von Herder und Lessing so gut wie nichts, von Schiller nur Historiographisches; Lyrik fehlt generell. Vor dem Hintergrund der damals bereits vorliegenden englischen Übersetzungen deutscher Literatur wirkt das befremdlich: Goethe, Schiller, Herder, Wieland, Lessing, Klopstock waren auf Englisch längst mit bedeutenden epischen und dramatischen Werken greifbar, wenn auch im Schatten Kotzebues, der auch ein *englischer* Modeautor war.[61] Natürlich haben Exzerpte aus Dramen, Romanen und Epen immer ihr Missliches, aber um Exzerpte handelt es sich schließlich durchweg bei Crabb. Positiver und vielleicht historisch ebenso gerecht ist diese Bilanz allerdings auch so zu bewerten, dass in den ›Extracts‹ der damalige deutsche Publikumsgeschmack zur Geltung kommt statt die Kennerschaft eines *highbrow*-Kritikers.

Aber bleibt es dabei in der Lebensgeschichte von Crabbs Lehr- und Lesebuch?

VI. Ausgaben von Crabbs ›Auswahl/Extracts‹ bis 1855

Nach der zweiten Ausgabe – ›Auswahl/Extracts‹ (1811) – erschienen bis 1855 eine dritte bis neunte Ausgabe, jeweils ohne »German« vor »Extracts«. Textgeschichtlich bemerkenswert ist die »dritte«, datiert 1820 (London: Boosey). Als »vermehrt und verbessert« bzw. »revised, and

61 Zur Rezeption dieser Autoren (bis 1813) vgl. Walter F. Schirmer, Der Einfluß der deutschen Literatur auf die englische im 19. Jahrhundert, Halle 1947, S. 23–32; zu Kotzebue siehe unten, S. 232.

much improved« bezeichnet sie sich gleich auf der Titelseite (deren deutsche Fassung gegenüber der von 1811 durch den Zusatz »nebst einem Wörterbuche« erweitert und damit der englischen von 1811 und noch 1820 angepasst wird). Das Vorwort ist identisch mit dem von 1811, außer dass es das Werk als »dritte Ausgabe« einführt. Der Textbestand des »Ersten Abschnitts« ist um drei insgesamt gut eine Seite umfassende Stücke gekürzt[62] und erweitert um vier längere, insgesamt etwa vier Seiten ausmachende, wie üblich mit worterklärenden Anmerkungen versehene parabelhaft didaktische Prosastücke, nämlich die »morgenländischen« Erzählungen ›Die ewige Bürde‹, ›Die Bäume des Paradieses‹ und ›Alles zum Guten‹ von Herder[63] sowie ›Tod und Schlaf‹, eine allegorische Etüde über die Wohltat beider, aus dem ersten Band von Friedrich Adolf Krummachers damals oft aufgelegten ›Parabeln‹ (1808). In den anschließenden »Abschnitten« fehlen einer der Auszüge aus Reichards ›Malerischer Reise‹ (Nr. 100: »Eine Scene häuslichen Unglücks bey Zürich während des Kriegs«), ferner zwei der »Historischen Bruchstücke«, nämlich Schmidts Darstellung von Rudolfs II. Wahl zum Kaiser (Nr. 119) und Schillers Beschreibung der Schlacht bei Ostermeel im spanisch-niederländischen Krieg (Nr. 120), und schließlich der letzte der vier Briefe (Nr. 124; Winckelmann an Stosch). Hinzugekommen ist statt dessen ein ganzer »Abschnitt«, hier der »dritte«, mit der Überschrift »Beschreibungen«. Er enthält nur zwei Lesestücke: »Beschreibung des Bienenschwarms« von »Funke« und »Fang der Wallrosse und Wallfische« von »Storch«. Funke ist Karl (Carl) Philipp Funke, ein vielschreibender Schulbuchautor und pädagogischer Kompilator († 1807); der Text dürfte seiner ›Naturgeschichte für Kinder‹ (zuerst Leipzig: Kummer, 1808) entnommen sein, die in diesen Jahren in vielen Auf-

62 Nr. 68, 73, 89 (in der Numerierung von 1811): kurze unbetitelte Auszüge aus Zimmermann, Sulzer und Reichard. Im folgenden hält sich die Numerierung immer an die Ausgabe von 1811 (elektronisch verfügbar).

63 ›Die ewige Bürde‹ wurde im neunzehnten Jahrhundert gelegentlich, wie auch von Crabb, Herder zugeschrieben, der das Vorwort zur Erstveröffentlichung in ›Palmblätter. Erlesene morgenländische Erzählungen für die Jugend‹ (4 Bände, Jena: Akademische Buchhandlung, 1786–1800) schrieb. Das Gedicht steht im ersten Band, S. 73–75. Die drei übrigen Gedichte erschienen nicht in den ›Palmblättern‹.

lagen herauskam.[64] Das zweite Lesestück stammt aus dem zweiten Band von Heinrich Friedrich von Storchs ›Historisch-statistischem Gemälde des Russischen Reichs am Ende des achtzehnten Jahrhunderts […]‹ (Riga: Hartknoch, 1797). Beides sind also unterrichtlich allgemeinbildend verwertbare, kaum für Erwachsene gedachte Texte, die im Hinblick auf deutsche Verhältnisse für den englischen Leser literatur- und kulturgeschichtlich keine Bereicherung darstellen.

Die »vierte« Ausgabe mit ihren gegenüber der dritten sonst unveränderten Titelseiten (deutsch und englisch), »vermehrt und verbessert« also auch sie (London: Boosey, 1825), weist gegenüber dem Textbestand von 1820 keinerlei Veränderungen auf. Das mag ein Indiz des Erfolgs sein. Auf Crabbs Erfolg deutet auch ein 1825 in Hamburg bei Friedrich Hermann Nestler erschienener Band von B. Smout: ›Uebungs-Buch zum Uebersetzen aus dem Deutschen ins Englische für Deutsche und Engländer[,] bestehend in einer Auswahl vorzüglicher Stellen aus den besten deutschen Schriftstellern‹, »nach der neuesten Londoner Ausgabe herausgegeben und mit einem vollständigen, den ganzen Inhalt umfassenden Wörterbuche versehen«. Crabb wird trotz des kryptischen Verweises auf die neueste Londoner Ausgabe und trotz des Titelzitats (»Auswahl … Schriftstellern«) weder auf der Titelseite noch sonstwo erwähnt – und doch handelt es sich schlicht um ein Total-Plagiat der ›Auswahl/Extracts‹ von 1820 bzw. 1825. Deren Texte werden samt den erläuternden Fußnoten übernommen, außer dass ein Kurztext aus dem ersten »Abschnitt« übergangen (Nr. 55: eine Anekdote nach Rievethal) und die Reihenfolge der Stücke des ersten »Abschnitts« gelegentlich geändert wird. Im übrigen fehlen dieser Mogelpackung, vermutlich zwecks Cachierung des Plagiats, sowohl ein Vorwort wie ein Inhaltsverzeichnis.

Die »fünfte« Ausgabe, wie schon die zweite, dritte und vierte »vermehrt und verbessert« (London: Boosey, 1832), doch (im Exemplar der British Library) ohne englische Titelseite, ist mit der vierten bis auf die

64 Über weitere pädagogische Werke von Funke vgl. Tomkowiak, Lesebuchgeschichten (Anm. 55), S. 40–43, 46–47. Zu nennen wären auch Funkes ›Sittenspiegel für die Jugend‹ (Berlin: Voss, 1800), ›Neues Real-Schullexicon, enthaltend die zur Erklärung der alten Klassiker nothwendigen Hülfswissenschaften‹ (Braunschweig: Schulbuchhandlung, 1800) und die mehrbändige ›Naturgeschichte und Technologie für Lehrer in Schulen und Liebhaber dieser Wissenschaften‹ (ebenda, 1790 ff.).

Bezeichnung als fünfte Ausgabe titel- und seitengleich (239 gezählte Seiten), weist aber jener gegenüber zwei inhaltliche Abweichungen im zweiten »Abschnitt« auf. Auf diese dürfte der Hinweis von »The Publishers« zur »fifth edition« zu beziehen sein: sie hätten zu der hier wiederabgedruckten Vorrede zur vierten Ausgabe nur dies hinzuzufügen, dass »the book has been revised and improved by a different hand«. Die Abweichungen: statt Kotzebues »Henkeltöpfchen in Rom« (Nr. 91) steht hier die gleichlange anonyme Anekdote »Der kluge Einfall« über Lord Chatham und statt Reichards »Die Reise des Züricher Breytopfs nach Strasburg« (Nr. 96) die ebenfalls anonyme Anekdote »Der Schauspieler und der Dichter« über Benjamin Griffin und Alexander Pope. Nr. 55 des »Ersten Abschnitts« ersetzt eine aus Rievethal übernommene dreizeilige Anekdote über König John von England durch eine ebenso kurze über Anacharsis (ohne Verfasserangabe).

Die »sechste« Ausgabe (London: Wacey, 1836) ist »verbessert« bzw. »revised and much improved« von J. G. (Johann Gerhard) Tiarks, einem deutschen Pfarrer in London,[65] aber sonst titelgleich mit vorausgehenden Ausgaben, aus deren vierter das Vorwort abgedruckt wird (das, von der Ausgaben-Numerierung abgesehen, schon 1811 in der zweiten Ausgabe zu lesen gewesen war). In einem eigenen Vorwort lässt Tiarks verlauten: »The rapid sale of this work, which has now gone through five Editions, sufficiently proves, that it continues to enjoy a high degree of popularity; and the present Editor flatters himself that this Edition will be found much superior to the preceding one« (S. vi). Das erweckt allerdings Erwartungen, die nicht erfüllt werden. Denn inhaltlich gibt es gegenüber der fünften Ausgabe, deren Ersatzstücke hier übernommen werden, keine Änderungen. Das gleiche gilt für eine titelgleiche, laut Titelblatt angeblich »nach der 6. englischen Original-Ausgabe bearbeitet[e]« Ausgabe, die 1837 ohne eigenes Vorwort bei Berendsohn in Hamburg gedruckt wurde. Die »siebente« Ausgabe, ebenfalls von Tiarks (jetzt »Dr.«) »verbessert«, hält es 1841 nicht anders als die sechste: inhaltlich ist sie mit ihr identisch (London: Longman u. a.).

Interessant wird die Textgeschichte und damit die Erfolgsgeschichte von Crabbs Buch erst wieder mit einer »New Edition« von 1848, die,

65 Nach Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonie in England (Anm. 5), S. 545.

unnumeriert zwar, eigentlich die achte ist und, 1855, ebenfalls unnumeriert, noch einmal erschien, also effektiv als neunte Ausgabe (Datumsangabe beidemal nach dem Datum des Vorworts):[66] ›Extracts from the Best German Authors, by George Crabb. New Edition, Entirely Remodelled, and Considerably Enlarged, with Analytical Translations,[67] Notes, and a Copious Vocabulary, for the Use of Beginners in Schools and Private Tuition by Emanuel Hausmann‹ (London: Longman u.a.). Die gegenüberstehende Titelseite bringt dieselbe Information, außer dass der Titel jetzt abgewandelt wird zu ›Deutsches Blumenkörbchen; Being a Selection of Pleasing and Progressive Extracts from German Authors, in Prose and Verse […]‹; Crabb wird nicht noch einmal genannt, während die Verzeichnung von »Phil. Dr.« Hausmanns Würden und Ämtern ganze sechs Zeilen erfordert (u.a. ehem. »Lecturer« in Mathematik und Physik in Frankfurt am Main und »late Professor of the German Language and Literature in the University College of London«).[68] Tatsächlich ist nicht nur der Titel neu: es ist ein ganz neues

66 Genaugenommen bezieht sich alles hier zu der »New Edition« Gesagte auf die von 1855, da die von 1848, deren Vorwort 1855 wiederabgedruckt wird, bibliographisch nicht fassbar und nirgends aufzutreiben ist. Das Vorwort zur effektiv neunten Ausgabe (1855) vermerkt: »The present Edition has been carefully revised, with respect both to typographical errors and expressions and passages as have been considered antiquated or otherwise objectionable« (S. viii). Offenbar waren alle radikalen Änderungen in der Textauswahl gegenüber Crabbs siebenter Ausgabe bereits in der Neukonzeption von 1848 geschehen, wie aus dem Vorwort von 1848 zu entnehmen ist; sonst wäre 1855 der Wiederabdruck des Vorworts von 1848 kaum sinnvoll gewesen; es erscheint 1855 übrigens nicht als »Preface to the 1848 Edition«, sondern, 1848 datiert, als »Prefatory Remarks« und damit als integraler Bestandteil der 1855er Ausgabe.

67 Übersetzt werden nur die ersten 30 Stücke des »Ersten Abschnitts« (S. 1–13), auf den Seiten 153–174. Nr. 31–53 (S. 13–33) werden durch ein »Glossary« (S. 176–193) erläutert.

68 Nach Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonie in England (Anm. 5), S. 544, war er 1835–1837 Professor für deutsche Sprache an der Universität London. Die »deutschen Lesestücke« werden nur im zweiten der drei »Abschnitte« mit Übersetzungshilfen versehen (S. 36–99); 30 Stücke des ersten Abschnitts erhalten im Anhang eine »Analytical Translation«; es folgen »Glossary« und »Vocabulary«. Die Autoren (in der Regel genannt, außer bei Witzworten, Anekdoten, Maximen u.ä. im ersten Abschnitt) sind eine recht gemischte Gesellschaft: die Klassiker und Romantiker neben Kotzebue u.a. populären Größen, die allerdings in der Minderzahl sind.

Buch geworden. Übriggeblieben sind aus Crabbs Band von 1811 lediglich vier Exzerpte aus Kotzebues Bericht über seine Reise von Liefland nach Italien (zwei davon zu einer Nummer zusammengefasst) sowie, etwas erweitert, »Die Zerstörung Magdeburgs« aus Schillers ›Geschichte des Dreißigjährigen Krieges‹.[69] Für die restlichen 99 Textauszüge ist also Hausmann eigenständig verantwortlich. »An entirely new cast was requisite«, heißt es 1848 im Vorwort (wiederabgedruckt in der Ausgabe von 1855); »but few pages of the former editions have been retained«. Die Ersetzung der übrigen sei notwendig gewesen, erklärt das Vorwort des weiteren, um dem Geschmack der seinerzeitigen Leser entgegenzukommen, nämlich dem der »well-educated adults, or young persons whose taste has been refined by an acquaintance with the Ancient or French classics usually read in schools, or the master-works of their own rich and delectable literature« (S. vi). Vor allem »poetical pieces« seien jetzt aufgenommen worden (von denen es bei Crabb kein einziges Exemplar gab), offenbar im Interesse der jungen Menschen, für die dies Lehr- und Lesebuch »chiefly intended« sei.

Warum aber prangt bei so weitreichenden Änderungen noch Crabbs Name, in großer Type gedruckt, auf dem einen der beiden Titelblätter? Offenbar macht Hausmann sich den Erfolg von Crabbs ›Auswahl/Extracts‹ zunutze, gibt er 1848 im Vorwort doch selbst zu: »The original compilation of Crabb has been for half a century [die Erstausgabe sei 1800 erschienen, erklärt eine Fußnote] a favourite with many masters, and the Editor himself has frequently used it with his own pupils« (S. v).

Das mag als passendes Schlusswort dienen zur Erfolgsgeschichte von Crabbs Pionierwerk, das seit 1800 jahrzehntelang, mindestens bis zum Ende der zwanziger Jahre, wenn nicht gar bis 1841 oder noch bis 1848 der unbestrittene Marktführer war (siehe Abschnitt VII). Doch Hausmanns Konkurrenzunternehmen aus der Jahrhundertmitte, das deutlich mehr hohe und höhere Literatur bringt (vor allem viel Schiller, auch viel Herder, und Goethe und überdies Matthisson, Bürger, Uh-

69 »Zweiter Abschnitt«, Nr. 12 (= Crabb, 1811, Nr. 94 und 97); »Dritter Abschnitt«, Nr. 15 (= Crabb, 1811, Nr. 113); Nr. 17 (= Crabb, 1811, Nr. 115); Nr. 21 (= Crabb, 1811, Nr. 117). Aus der dritten Ausgabe oder wahrscheinlicher von sonstwo übernommen ist ›Tod und Schlaf‹ von Krummacher (Hausmann, S. 39). Insgesamt bringt Hausmann 152 Seiten Text.

land, Freiligrath, dazu auch noch Autoren, die, mit anderen Texten, schon bei Crabb vorkamen wie Gellert, Gleim, Sulzer, aber auch Kotzebue), gehört einer anderen Epoche an. Blickt man von daher zurück auf Crabbs Auswahl aus Literatur, Geschichtsschreibung und sonstiger Kulturschriftstellerei (überwiegend des achtzehnten Jahrhunderts), so kann man nur den Eindruck gehobener Mittelmäßigkeit – mit wenigen Ausnahmen – bestätigen, der aus der Fassung von 1811 gewonnen wurde (siehe oben, S. 194 f.). Das heißt nicht, dass Hausmanns abweichende Kompilation dem Niveau der kulturellen und literarischen Verhältnisse der Goethezeit ihrerseits in vollem Umfang gerecht würde. Sie unternimmt jedoch einen großen Schritt in diese Richtung, sofern sie zu einem repräsentativen Überblick über die Kultur jener Jahrzehnte verhilft, eben weil die zweit- und drittrangigen Gestalten *auch* noch eine Rolle spielen, nun aber neben den entschieden prominenter zur Geltung kommenden anspruchsvolleren. Einen nach deren Maßstab wertenden Vergleich von Crabb und Hausmann verbietet allerdings schon der Abstand von zwei Generationen.

Sinnvoll ist jedoch ein vergleichender Blick auf ein amerikanisches Werk aus den zwanziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts und der Zeit kurz darauf, das also in dem Jahrzehnt zur Wirkung kommt, als Crabbs dritte, vierte und fünfte Ausgabe erscheinen, die den Herausgeber auf der Höhe seiner Bekanntheit zeigen. Gemeint ist das von dem deutschen Emigranten Karl (Charles) Follen, dem ersten Harvard-Professor für deutsche Sprache und Literatur, 1826 (und in zweiter, erweiterter und in der Textauswahl revidierter Ausgabe 1831) herausgegebene ›Deutsche Lesebuch für Anfänger / German Reader for Beginners‹ (Boston: Hilliard u.a.), das bis zur Jahrhundertmitte in vielen Neuausgaben herauskam. Eindeutig ein Schulbuch zum Deutschlernen,[70] präsentiert es ohne Rückfall in den Publikumsgeschmack die »anerkannten deutschen Musterwerke« der »verdientesten und berühmtesten Schriftsteller im Gebiet der schönen Wissenschaften« bzw. »the most distinguished modern authors« von Werken von »great intrinsic value«, die »den Lehrlingen einen Vorgeschmack und Vorbegriff von der neueren

70 »Preface to the Second Edition«: »Using it as a class book in the University« (S. v). »Vorwort zur ersten Ausgabe«: »Unterricht […] an der hiesigen Hochschule« (Wiederabdruck S. vii der zweiten Ausgabe).

deutschen Literatur verschaffen«.[71] Follen profiliert sich mit seiner Auswahl (Wieland, Herder, Goethe, Schiller, Bürger, Jean Paul, Novalis, Tieck, u.a.) offensichtlich auf der Höhe der schriftstellerischen Leistungen der Goethezeit. Seine Texte wären des Beifalls von Coleridge, Carlyle, G. H. Lewes und George Eliot sicher gewesen, die in diesen Jahren »The German Idea« in ihrer Heimat verbreiten, wie Rosemary Ashton es beschrieben hat: also anspruchsvolle literarische, philosophische und historiographische Kultur deutscher Sprache einzubürgern suchen. Crabb, der für die in eben diesen Jahren erfolgreichste Einführung in die Welt der »vorzüglichsten Deutschen Schriftsteller«[72] verantwortlich zeichnet, kann da mit seinem Geschmack am gepflegten Mittelmaß nicht recht mithalten. In den Schulen (wo Crabb unentbehrlich wurde) triumphiert damit in Großbritannien mit wenigen Ausnahmen die zweite und dritte Garnitur: populärer Lesestoff in der Art von Anekdoten, Reisebeschreibungen, lehrhaften Exempelgeschichten, Maximen, historischen Vignetten und Briefen – Texte, die nicht einmal immer mit deutschen Verhältnissen zu tun haben.

Aber ist es dabei geblieben? Kommen nicht noch während Crabbs Vorherrschaft und vor Hausmanns Neufassung seines Buches auch ähnliche Lehrbücher auf den britischen Inseln in Umlauf, die höhere Ansprüche stellen und damit auf einem höheren Niveau wirksam werden?

VII. Crabbs Konkurrenten: Lesebücher seit den späten zwanziger Jahren

Ein Wandel tritt allem Anschein nach erst gegen Ende der zwanziger Jahre ein, also genau in der Zeit, als der Deutschunterricht in englischen Schulen üblich zu werden beginnt und deutsche Sprache und Literatur zum Universitätsfach avancieren.[73] Dass es bis dahin keine ernsthafte Konkurrenz für Crabbs Lehr- und Lesebuch gab, wird auch

71 Vorwort zur ersten Ausgabe (S. vii der zweiten Ausgabe) und Vorwort zur zweiten Ausgabe, S.v.

72 So im Vorwort zur zweiten Ausgabe (1811) und regelmäßig bis zur siebten (1841) wiederholt. Das Titelblatt spricht stereotyp von »the best German authors« bzw. den »besten deutschen Schriftstellern«.

73 Siehe oben, S. 168. »German is now studied in many schools« (Adolphus Bernays, German Poetry for Beginners, with Notes, London: Parker, 1837, S. iii).

dadurch plausibel, dass die von ihm selbst betreuten Folgeausgaben bis in die mittleren zwanziger Jahre so gut wie überhaupt nicht verändert wurden und dass die Neuausgaben von 1832 an, die von einer anonymen »different hand« (5. Ausgabe) und dann von Tiarks »verbessert« wurden, sich, mit nicht nennenswerten Ausnahmen, an das von Crabb Ausgewählte anschlossen, statt nach eigenem Urteil Lesestücke auszusuchen. Ebenso spricht für die Lebenskraft der ›Auswahl/Extracts‹, dass Hausmann, als er den Textbestand 1848 radikal revidierte, ja: fast *in toto* ersetzte, es immer noch für opportun hielt, auf Crabbs Namen auf dem Titelblatt nicht zu verzichten, was doch sachlich völlig gerechtfertigt gewesen wäre.

Eine Art Anfang der Konkurrenz macht bereits 1820, doch bis 1829 allein auf weiter Flur bleibend und überdies eher als Brückenschlag zwischen Grammatik und Lesebuch statt als Lesebuch zu verstehen, der Band ›The Nature and Genius of the German Language Displayed, in a More Extended Review of its Grammatical Forms than is to be Found in any Grammar Extant; and Elucidated by Quotations from the Best Writers‹ (London: Boosey). Verfasser war der an der Universität Jena ausgebildete und dann in London als Privatlehrer wirkende Berliner Hugenotte D(aniel) Boileau.[74] Es handelt sich um eine Grammatik, die wie üblich nach Wortarten angeordnet ist, aber nur so strotzt von literarischen Belegen für die grammatischen Regeln, ja: den Eindruck erweckt, die grammatischen Regeln nur als Aufhänger zu benutzen für die Vermittlung von möglichst vielen Zitaten, die hier oft viel länger ausfallen als bei Noehden, nicht selten sogar ganze Gedichte ausmachen. Denn der eigentliche Zweck dieses Buchs, so hält die »Introduction« fest, ist es, quasi auf jeder Seite und sehr oft mehrmals auf einer Seite und gelegentlich sogar mehrere Seiten lang, den stilistischen Reichtum der deutschen Sprache *ad oculos* zu demonstrieren. Das nämlich sieht Boileau als eminent zeitgemäße Aufgabe, fange die deutsche Literatur doch an »to excite the interest and curiosity of the learned of all nations« (S. iv). Die mittlerweile überregional sichtbar gewordenen großen Namen sind (neben einigen weniger großen und ein paar älteren) dementsprechend reichhaltig vertreten auf den 424 Seiten dieses nicht eben anspruchslos betitelten Buchs: Luther, Wernicke, Uz, Haller,

74 Zur Biographie vgl. The Nature and Genius […]. New Edition, London: Wacey, 1840, S. v.

Hagedorn, Gellert, Lessing, Ramler, Goethe (»Kennst du das Land …«), Schiller (›Würde der Frauen‹ und ›Der Taucher‹ ungekürzt), Wieland noch und noch, Wetzel, Matthisson, Herder, Bürger, Hölty, Klopstock, beide Schlegels, Voss u.v.a. Kein Zweifel: hier ist ein wirklich belesener und akademisch gebildeter Mann am Werk, ein Leser von Geschmack und Niveau, dem es nicht einfallen würde, wie Crabb die Eselsbrücke der Vorauswahl durch ein deutsches Schullesebuch zu benutzen. Die Kritik hat das anerkannt; eine Rezension in der ›Monthly Review‹ macht Boileau 1821 das Kompliment: er öffne dem Leser die Augen für »the hidden beauties and latent resources« der Sprache, »which has become the most comprehensive treasury of literature among all the tongues of the earth«: die Textauszüge würden dazu einladen, die betr. Werke als ganze zur Kenntnis zu nehmen (Bd. XCV, S. 324, 326). (1837 und in zweiter Ausgabe 1840 hat Boileau noch einmal ein solches, allerdings deutlicher als Lesebuch denn als textlich angereicherte Grammatik angelegtes Zwitterwerk veröffentlicht, das ungekürzte Texte und längere Auszüge aus umfangreicheren Werken der »hohen« Literatur, jetzt ausschließlich aus der Goethezeit, versammelt und grammatisch und sachlich annotiert – mit der Begründung im »Advertisement«: Vertrautheit mit der deutschen Sprache sei inzwischen »almost indispensible« geworden »in consequence of [Germany's] rising literature, which is admitted to be of the most valuable kind«; dank seiner Texte sei sein Buch daher geeignet für Schulen, aber auch brauchbar für »Heads of Families« sowie Gouvernanten.)[75]

75 The Linguist. A Complete Course of Instructions in the German Language: […] Exemplified by Selections from the Best German Authors, »New Edition« (gemeint vielleicht: Neuausgabe des Bandes von 1820, da keine frühere Ausgabe dieses Titels nachweisbar ist) (London: Wacey, 1837). Der »Kurs« geht so vor, dass ein literarischer Text im Original und in englischer Übersetzung den Auftakt macht, dann seitenlang, quasi Wort für Wort, grammatische, semantische und sonstige Erklärungen gegeben werden. Autoren: Gellert, C. F. Weiße, Gleim, Goethe, Hölty, Bürger, Wieland (›Oberon‹), Lichtwer, Klopstock, Herder, F. L. von Stolberg, Lessing (Ringparabel), Schiller (›Wallenstein‹), aber auch Leopold Friedrich Günther von Göckingk, Ludwig Theobul Kosegarten u. a. weniger bedeutende. – Ein später Nachzügler dieses hybriden Genres (Grammatik *cum* Lesebuch) und als solcher der Erstausgabe von Crabbs Lehrbuch (1800) näher als die Bücher Boileaus ist ›The German Teacher or The Elements of German Grammar, Combined in a Practical Manner with a Series of Hamiltonian [d. h. interlinearen] Translations, the Subjects Being a Choice Collection of Interesting

Eine Rand- oder Übergangserscheinung ist ebenfalls ›A Supplement to the German Grammar, for the Use of Students in that Language‹ von S.W. (Stephen Weston; London: Clarke, 1829). Durchaus als Lehrbuch konzipiert,[76] bringt es zunächst englische Texte (eine Übersetzung aus Geßners ›Daphnis‹ sowie anonyme Anekdoten und grammatische Regeln »illustrierende« kurze Geschichten mit Fußnoten, die deutsche Äquivalente angeben), anschließend Originale samt Übersetzung, doch ohne Anmerkungen, von Schiller-Gedichten (›An die Freude‹, ›Gruppe aus dem Tartarus‹, ›Empfindungen am Schlusse des Jahres 1806‹, ›Der Antritt des Neuen Jahres 1807‹) und von Schubarts ›Fürstengruft‹ und ›Türken-Gesang‹.

Pieces from the Works of Schiller, Göthe, Lessing, Herder, Tieck, Kotzebue etc.[,] Adapted for Private Study and Schools‹ von J. F. W. (im Vorwort: William) Zimmer, einem deutschen Englischlehrer in Heidelberg (Heidelberg: Mohr, und London: Rolandi, 1839). Eine über 100 Seiten lange Grammatik geht den Interlinear-Übersetzungen voraus, mit ihnen verbunden durch »constant references from the pages translated, to all the different rules«. Die Textauswahl ist sichtlich und großenteils mit Erfolg bemüht, das recht unbedarfte publikumsgeschmackliche Signet Crabbs hinter sich zu lassen. Hebel, Herder und Schiller, aber auch Krummacher und Render steuern »Narrative Pieces« bei (Schiller den längsten Auszug, aus der ›Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande‹); die ebenso umfangreiche Sektion »Dialogue« bestreitet Kotzebue ganz allein mit einem Bruchstück aus seinem Drama ›Eduard in Schottland‹; die »Miscellaneous Pieces« stammen von dem ›Palmblätter‹-Herausgeber Liebeskind, Krummacher, Herder, Tieck, Wolfgang Menzel, Christian Friedrich Rühs, Goethe (»Der Charakter Hamlets« aus ›Wilhelm Meister‹), Lessing (Ringparabel), Johannes von Müller (über Gustav Adolf), woran sich als längste Textprobe »Gustav Adolph und Wallenstein bei Lützen« aus Schillers ›Geschichte des Dreißigjährigen Krieges‹ anschließt. Den Beschluss machen »Epistolary Pieces«: Briefe von und an Goethe, von Karl Viktor von Bonstetten an Matthisson, von Schiller an seinen Vater und an seine Schwester sowie drei »Briefe eines Reisenden«.

76 Advertisement, S. v: »The intention of this small volume is […] to show the peculiar use and signification of certain terms in the German language, on which the style of narration, and the turn of phrase, principally depend.« Das Buch erschien bereits 1808 (siehe oben, Anm. 48) und wiederum 1824 als Teil von anon. (Stephen Weston), The Englishman Abroad, in Russia, Germany, Italy, France, Spain, and Portugal, with Translated Specimens of the Languages of those Countries […], Part 2 (London: W. Clarke). Die Textauswahl unterscheidet sich nur darin, dass 1808 und 1824 minimal mehr Haller-Exzerpte (unübersetzt) gebracht werden als die sechs Zeilen, die 1829 den Beschluss machen.

Gewichtiger, von Grammatik entlastet und voll ausgebildet wird das Genre des Lesebuchs nach Crabb zum ersten Mal 1829–1831 mit den für den Sprach- und Literaturunterricht gedachten Lesebüchern von J(ohn) Rowbotham, A(dolphus) Bernays und Wilhelm Klauer-Klattowski (auch -Klattowsky und ohne Bindestrich). Namentlich mit Bernays und Klauer-Klattowsky kommen hier (nach Vorgang des allerdings noch extensiv auf Grammatik fokussierten D. Boileau) endlich seriöse, professionelle Sprach- und Literaturpädagogen als Literaturvermittler zum Zug. Rowbotham, Lehrer an der »Academy« in Walworth, Surrey, betont schon auf der Titelseite von seinem ›Deutschen Lesebuch; or, Lessons in German Literature, Being a Choice Collection of Amusing and Instructive Pieces, in Prose and Verse, Selected from the Writings of the Most Celebrated German Authors‹ (London: Joy, 1829): sein Buch sei »for the use of schools and private students« gedacht; Bernays war von 1831 bis 1863 der erste Inhaber des Germanistik-Lehrstuhls am King's College, London;[77] Klauer-Klattowsky, gebürtiger Deutscher, war »Professor of the German and Northern Languages and Literatures« in London (1837 auf der Titelseite seiner ›Ballads and Romances‹). Für alle drei spricht Rowbotham, wenn er im Vorwort zum ›Deutschen Lesebuch‹ wie so manche andere vor und nach ihm Wert legt auf das *prodesse et delectare* und im selben Atemzug die Vollkommenheit betont, die die deutsche Sprache jetzt in den Werken der renommierten Autoren erreicht habe:

> Throughout the work, the author's object has been to combine amusement with instruction, for which purpose, most of the following extracts have been taken from the writings of those eminent men, who have greatly contributed towards raising their copious and expressive language to its present state of perfection. The names of such men as *Schiller*, *Göthe*, *Klopstock*, *Kotzebue*, *Lessing*, *Herder*, *&c.* will be a lasting honor to their country. (S. iv)

Pädagogisch geht Rowbotham in vier Schritten vor: 1. Deutsche Texte, denen eine Sektion folgt, in der diese Texte noch einmal, jetzt mit interlinearer Übersetzung und sehr spärlichen sprachlichen Fußnoten,

77 Nach Althaus, Beiträge zur Geschichte der deutschen Colonie in England (Anm. 5), S. 545.

erscheinen, 2. deutsche Texte mit »literal translation« auf der gegenüberliegenden Seite, worauf in einer eigenen Sektion »free translations« folgen, 3. deutsche Texte mit »freier« Übersetzung auf der gegenüberliegenden Seite, 4. deutsche Texte mit Fußnoten, die schwierige Wörter und Wendungen übersetzen. Die Verfasser (oder seltener die Herkunft aus dem ›Historischen Magazin‹) der in der Regel sehr kurzen, höchstens ein, zwei Seiten langen Texte, oft Exzerpte, werden meistens angegeben. Viele von ihnen sind z.T. schon von Crabb bekannte, aber nicht erstrangige, sondern eher populäre wie Oxenstierna, Reichard, Kotzebue, Rievethal (als Anthologist), Liebeskind, Hermann Christoph Gottfried Demme, Friedrich Heyne, Hermann Gittermann, Fürchtegott Christian Fulda, August Gottlieb Meißner, Friedrich Adolf Krummacher und G. A. Müller. Mehrmals sind von der alten Garde noch Gellert und Geßner dabei, auch Pfeffel, Gleim und C. F. Weiße. So werden die großen Namen, auf die Rowbotham im Vorwort, in kurioser Gesellschaft mit Kotzebue, so viel Wert legt, entschieden überschattet von diesen und ähnlichen Autoren, denen allenfalls der damalige deutsche Publikumsgeschmack zur Empfehlung dient. Immerhin: Lessing kommt mehrfach zu Wort, wenn auch nur mit Fabeln, Auftritte haben Goethe (Wilhelm Meister über Shakespeare, ein Passus aus ›Werther‹ sowie »Kennst du das Land …«) und Schiller (›Nadowessische Totenklage‹, ›Das Mädchen aus der Fremde‹, ›Die unüberwindliche Flotte‹), ferner Uhland, A. W. Schlegel (Hamlets Monolog), Klopstock (›Empfindung beim Anblick des Rheinfalls‹ und eine schon von Crabb gedruckte Vignette aus der ›Gelehrtenrepublik‹), Herder (ein paar isolierte Textbruchstücke). Aber das alles bleibt eben, aufs Ganze gesehen, in seltsamer Kumpanei mit viel Mediokrität. Seine Verheißung bedeutender Literatur löst Rowbotham damit nur teilweise ein, und das um so mehr, wenn man bedenkt: seine Proben aus den Werken der bedeutenderen Autoren sind samt und sonders kurze Passagen in einem Buch von 263 Seiten, das im übrigen nicht strikt auf Literatur beschränkt ist, vielmehr auch mehrere Auszüge aus Adam Christian Gasparis ›Lehrbuch der Erdbeschreibung‹ (1799 u.ö.) aufnimmt wie auch historiographische Brocken aus Werken von Johannes von Müller sowie allerlei Beispiel-Texte aus diversen »Sprachlehren«. Vermutlich hat sich Rowbotham teilweise auch an bereits vorliegende deutsche Blütenlesen, ab und zu auch an Crabbs ›Auswahl‹ (Autoren und Texte) gehalten: Werke, die dem Schulbedarf und Publikumsgeschmack entgegenkamen. So oder so hält er

sich im großen und ganzen, mit Ausnahmen jedoch, an ein mittelmäßiges Niveau.

Das ändert sich, sobald die beiden genannten Professoren sich der Sache annehmen. Bernays' ›German Poetical Anthology, or Select Pieces from the Principal German Poets; Accompanied with Notes[78] for the Use of Students […]‹ (London: Printed for the Editor, […] sold by Treuttel u.a., 1829) ist auf Lyrik beschränkt, doch mit seinen 358 Seiten äußerst reichhaltig in der Auswahl – und qualitätsbewusst. Vorausgeschickt ist ein Abriss der Geschichte der deutschen Lyrik (S. xi–xxviii); es folgen eine »List of writers who have distinguished themselves in the different branches of poetry since the time of Opitz« (S. xxix–xxxiii) und dann »A concise account of the authors of the poems contained in this volume« (S. xxxiv–lxi). Die Gedichte selbst sollen ein »reading book for beginners« und zugleich »a literary guide to the more advanced student« sein, verrät das »Advertisement«, also weniger Unterrichtsmaterial als Zusatzlektüre im Sinne von »further reading«,[79] die nicht zuletzt auch wegen ihrer moralischen Unbedenklichkeit zu empfehlen sei (S. vi). Zu Wort kommen die heute noch literaturgeschichtlich relevanten Autoren; weniger ausgewiesene und vor allem die Trivialliteraten fehlen jetzt völlig dank der professoralen Auswahl. Höchst spärlich allerdings ist, zweifellos aus Gründen der sprachlichen Schwierigkeiten, trotz Opitz als Autor *a quo* die Auswahl aus der Barockliteratur; die Romantik jedoch, Rückert und Heine inclusive, kommt

78 Das sind sehr spärliche Anmerkungen am Fuß der Seite als Übersetzungshilfen; sie bestehen aus deutschen Äquivalenten wie z.B. »der letzte Tropfen im Glase« als Erklärung für »Neige« (S. 263).

79 Für den Schulunterricht intendiert ist Bernays' wesentlich kürzeres Werk ›German Poetry for Beginners‹ (Anm. 73; Advertisement, S. iii), nicht nur wegen der hier ebenfalls hervorgehobenen »absence of every thing improper for young people«, sondern auch durch seine Fußnoten, die englische Vokabeläquivalente bieten. Die prominenten Autoren kehren großenteils wieder, es kommen aber auch geringere Stimmen zu Gehör wie die von Luise Brachmann, Samuel Gottlieb Bürde, Ephraim Moses Kuh, August Friedrich Ernst Langbein, Aloys und Christian Schreiber, Christian August Tiedge u.a., dazu der bei Crabb so herausragende, längst vergessene Willamov, ferner, inkongruent, Walter Scott in der Übersetzung von Adam Storck. Es scheint, Bernays sucht hier das Spektrum bewusst auszuweiten auf weniger bekannte Autoren, die im Schulbetrieb und beim breiteren Publikum eher Eingang finden. Insgesamt sind es 104 Gedichte auf ca. 160 Seiten.

voll zu ihrem Recht. Mit Gedichten, die großenteils noch heute zur eisernen Ration des Bildungsbürgertums und zum Kanon des Literarhistorikers gehören, treten auf: Arndt, Bürger, Claudius, de la Motte Fouqué, Gellert, Gerstenberg, Gleim, Gotter, Goethe, Grillparzer, Gryphius, Günther, Haller, Novalis, Hebel, Heine, Herder, Hölty, J.G. Jacobi, E. v. Kleist, Klopstock, Körner, Krummacher, Lavater, Lessing, Matthisson, Pfeffel, Platen, Ramler, Rückert, Schiller, beide Schlegels, Schubart, Seume, F.L. und Chr. v. Stolberg, Tieck, Uhland, Uz, Wieland u.a. Germanistische Sachkenntnis und solide Literaturgeschichtsschreibung haben sichtlich das Heft in der Hand; »a judicious and elegant selection, comprising specimens of all the distinguished writers in the poetical records of Germany«, wie das ›Monthly Magazine‹ gleich 1829 anerkannte (Bd. VII, 547). Crabbs *midbrow* Allerlei liegt weit zurück.

1831 lässt Bernays noch eine ›German Prose Anthology with Grammatical and Explanatory Notes‹ folgen (London: Treuttel & Würtz). Im Unterschied zu seiner Lyrik-Sammlung ist sie eindeutig auf den Schulunterricht hin orientiert mit ihren zahlreichen Anmerkungen, die *en bloc* auf die Texte folgen (S. 281–337). Doch ist der Inhalt im Vergleich mit der flächendeckenden ›Poetical Anthology‹ eher geschmäcklerisch aus einem engeren Spektrum ausgewählt: Fabeln von Lessing und Meißner, Parabeln von Krummacher, Paramythien von Herder (einschließlich der von Crabb her bekannten »Bäume des Paradieses«) und »Gemälde aus dem häuslichen Leben und Erzählungen« von Gotthelf Wilhelm Christoph Starke sowie »kleine prosaische Aufsätze und Erzählungen« von de la Motte Fouqué. Man sollte denken, der Germanist hätte da eine gehaltvollere, weniger dem Modegeschmack hörige Auswahl treffen können.[80] Hinter den mit seinem lyrischen Lesebuch geweckten Erwartungen bleibt Bernays hier entschieden zurück.

80 Vergleichsweise unbedeutend und eine Art Rückfall auf das Niveau Crabbs ist Bernays' Schulbuch ›The German Reader, A Selection from the Most Popular Writers, with Literal and Free Translations, Grammatical and Other Notes, for the Use of Beginners‹ (London: Treuttel, Würtz and Richter, 1833): die vielen kurzen Texte auf 202 Seiten sind anonym oder größtenteils von damals »populären«, heute vergessenen Autoren verfasst; zu den bekannteren gehören Geßner, Gellert, Wernicke, Krummacher, Pfeffel und Campe, aber ziemlich inkongruent auch Logau. Unter dem Niveau seiner Lyrik-Anthologie bleibt auch Bernays' »Schlüssel« zu seinen ›Familiar German Exercises; or, Practice on the German Language, Adapted to the »Compendious German Grammar«‹ (London: Treuttel,

Eher kommt solchen Erwartungen, jedenfalls ein Stück des Weges, im selben Jahr schon das zweibändige ›Deutsche Handbuch‹ von Wilhelm Klauer-Klattowsky entgegen, doch ist es in mehr als einer Hinsicht hybrid. Nicht nur ist es ein didaktisch aufbereitetes Lesebuch *nebst* einer Grammatik, die ohne Bezug zu den Texten verbleibt; diese derart isolierte Grammatik erscheint auch in sprachlich dreifacher Form, nämlich deutsch, englisch und französisch; dreisprachig sind schon die beiden Titelseiten: ›Deutsches Handbuch‹ auf beiden, dann rechterhand ›The German Manual for Self-Tuition‹ und links ›Le Manuel de la Langue Allemande, pour l'apprendre sans le secours d'un maître‹ (London: Black, Young and Young u.a., 1831). Die 53 Seiten lange »Introduction« mit Hinweisen für den Lehrer (!) ist zweisprachig, in englischen und französischen Spalten, während die Widmung an Königin Adelaide den Zweck des Buches auf Deutsch formuliert, nämlich: den »vielen Freunden der deutschen Literatur in Ew. Majestät brittischem Reiche das Erlernen einer Sprache zu erleichtern, welche, außer ihrer eigenthümlichen Kraft und Schönheit und ihren literarischen Schätzen, noch das Anziehende hat, dass sie mit vorzüglicher Reinheit von anderthalb Millionen Hannoveranern geredet wird«. In beiden Fremdsprachen bleibt das ›Deutsche Handbuch‹ dementsprechend ein Lehrbuch, und dies nicht nur vermittels seiner lebenspraktisch orientierten Gespräche, seiner »Musterbriefe« für Anlässe aus dem gesellschaftlichen (nicht aus dem geschäftlichen) Leben und seiner Aufklärung über »Die Deutsche Titulatur«; auch werden die im ersten Band gebotenen »literarischen Schätze« im zweiten Band entweder

1830): ›Key to the Familiar German Exercises[,] Adapted to the »Compendious German Grammar«‹ (London: Treuttel, Würtz u.a., 1831). Der Band besteht aus den deutschen Originalen (ausnahmslos Prosa, ohne Anmerkungen als Verständnishilfen), die die ›Familiar Exercises‹ zu Übersetzungszwecken auf Englisch brachten. Außer den von Bernays selbst formulierten Passagen zur Illustration grammatischer Regeln und außer anonymen »Maximen, Anecdoten, u. s. w.« sind das Kotzebues Posse ›Die Nachtmütze des Propheten‹, ein Auszug aus Wielands ›Abderiten‹, »Das Frühstück zu Rudolstadt« aus Schillers ›Geschichte des Dreißigjährigen Krieges‹, Johannes von Müllers »Cosimo von Medicis« und »Character der Deutschen und ihres Landes« sowie ein auch sonst anthologisierter Brief von Rabener an Gellert (26. Dez. 1760). Anonym ist ›Der Sturz vom Roßberg‹ über einen Erdrutsch im Jahre 1806 (S. 102–104).

(soweit sie kurz ausfallen)[81] interlinear ins Englische und ins Französische übersetzt oder (soweit sie länger sind)[82] mit Anmerkungen versehen, die weniger einfache Vokabeln und Wendungen mit englischen und französischen Äquivalenten versehen. Mit der Auswahl der deutschen Texte, die nicht weniger als 432 Druckseiten umfassen, sucht Klauer-Klattowsky sichtlich Anschluss zu gewinnen an die mittlerweile – ein Jahr vor Goethes Tod – nicht mehr spärliche hohe Literatur seiner Landsleute. Zu den umfänglicheren (mehr als eine Seite langen) Lesestücken (17 auf fast 400 Seiten) gehören der Reihe nach Grimms ›Hans im Glück‹, Schillers ›Taucher‹, Goethes ›Das Römische Carnaval‹, Schillers ›Lied von der Glocke‹, Bürgers ›Lenore‹, Jean Pauls ›Ein schaudervoller Traum‹ (›Rede des toten Christus‹), Zachariäs ›Der Phäton. Eine komische Epopöe‹, de la Motte Fouqués ›Undine‹, Schillers ›Die Götter Griechenlandes‹ und Wielands ›Oberon‹ (Auszug: »Hüons Befreiung und Rückkehr«). Daneben aber profilieren sich unter den längeren Texten auch seitenstark Kotzebue mit den ›Deutschen Kleinstädtern‹ und Zacharias Werner mit dem ›Vierundzwanzigsten Februar‹, Musäus mit dem Volksmärchen ›Das dankbare Gespenst‹ und der ›Legende von Rübezahl‹ (die selbst dem Schlesier Gerhart Hauptmann zu provinziell vorkam) sowie Opuscula von August Friedrich Ernst Langbein (›Das Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel‹), Christian Schreiber (ein Gedicht über ›Die Sprache der Blumen‹) und August von Steigentesch (›Zwei Tage auf dem Lande‹). In den kürzeren, oft anonymen, in der Regel nur ein paar Zeilen langen Texten, vornehmlich Anekdoten, Aphorismen, Maximen, Liedern und anderen Gedichten, erscheinen die größeren und großen Namen zwar auch (Jean Paul, Bürger, Seume und Matthisson mit Lebensweisheiten, Goethe mit »Kennst du das Land …«, den Eingangszeilen des »Vorspiels im Himmel«, ›Erlkönig‹ und ›Meeresstille‹, Lavater mit ›Der Christ‹, Schiller mit einem »Aphorismus« und ›Würde der Frauen‹). Doch stehen diese kurzen Texte in unmittelbarer Nachbarschaft von Autoren wie Kotzebue, Elise von der Recke, »Claude Morel, königl. Censor«, Starke, Pauline von Bredow, P.R. Heiberg, Theodor Körner, Langbein und mancherlei anonymen Anekdotenerzählern; auch »Freut

81 Nr. 1–55 (Band I, S. 1–54).
82 Nr. 56–71 (Band I, S. 55–432).

euch des Lebens« ist mit von der Partie. Immerhin: neben Bernays kann sich Klauer-Klattowsky mit seinem ›Deutschen Handbuch‹ durchaus sehen lassen, wenn auch eher im Schatten von dessen qualitätsbewussterer ›Poetical Anthology‹, doch in etwas günstigerem Licht als Bernays' sonstige Textsammlungen es verbreiten.

(Über die Goethezeit hinausblickend, mag noch erwähnt werden: Höheres Niveau und größere Nähe zu Bernays' ›Poetical Anthology‹ erreicht Klauer-Klattowsky 1837 mit dem Schulbuch ›Ballads and Romances, Poetical Tales, Legends and Idylls of the Germans. With a Translation of all Unusual Words and Difficult Passages, and with Explanatory Notes‹, London: Simpkin, Marshall.[83] Die pädagogische Bemühung ist mit den über 80 Seiten umfassenden sprachlichen und sachlichen Erläuterungen, die im Anschluss an die fast 300 Seiten Text folgen, beträchtlich, und qualitätsbewusst ist im großen und ganzen die Auswahl der Autoren, die am Schluss verlässlich informiert mit knappen bio-bibliographischen Angaben vorgestellt werden, S. 376–380: Bürger, Heinrich Joseph von Collin, Goethe, Gellert, Anastasius Grün, Hagedorn, Herder, Kerner, Pfeffel, Schiller, Stephan Schütze, Uhland u. a.)[84]

Mit Bernays' und Klauer-Klattowskys Ausgaben von 1829 und 1831 ist das Ende der Goethezeit und der Ära der hannoverschen Könige in Sicht. Wie der Zufall es will, stellen die Lesebücher der beiden Professoren auch den Höhepunkt der Bemühungen während dieses Zeitraums

83 Dies ist Band 3 seiner schon im Titel mit Bernays' wetteifernden ›German Poetical Anthology […] with a Translation of all Unusual Words and Difficult Passages, and […] Notes‹, deren erster und zweiter Band ›Popular Songs of the Germans‹ (1836) und ›Select Poems of the Germans‹ (1837) waren.

84 Ohne Vorwort, Anmerkungen und Übersetzungen präsentieren sich Klauer-Klattowskys ›Deutsche Amaranten. A Selection of Master-Pieces in Prose and Verse, by the Most Esteemed and Popular German Authors‹ (London: Rolandi und Simpkin, 1841): Texte von Schiller (besonders oft vertreten), Kotzebue, Pfeffel, Hagedorn, Bürger, Jean Paul, E. von Kleist, Lichtenberg, Friedrich II., Goethe, Arndt, Rückert, F. L. von Stolberg, Matthisson, Hebel, Herder, Novalis, Körner, Freiligrath, Gleim, Klopstock u. a. 1843 folgte ›German Amaranths for the Young. A Progressive Selection of Entertaining and Instructive Pieces in German Prose and Verse‹ (London: Rolandi), wieder ohne Anmerkungen usw., selbst ohne Nennung der Autoren. Doch sollte dem »Prospectus« zufolge ein zweiter Band mit einem »glossary of difficult expressions« sowie Übersetzungen und einer Grammatik folgen, der jedoch nicht erschienen zu sein scheint.

dar, deutsche Literatur und Kultur durch Lehrbücher in Großbritannien heimisch zu machen. Was in der Folgezeit an solchen Publikationen von anderen Editoren veröffentlicht wird, kann sich weder quantitativ (an Umfang, Vielfalt der Editionsunternehmen zur deutschen Literaturgeschichte und Auflagenerfolg)[85] noch qualitativ und damit an Sichtbarkeit und Wirkung vergleichen mit der Leistung dieser beiden Berufsgermanisten. Nachfolgewerke, verfasst von durchweg weniger prominenten Pädagogen und Gelehrten, erschienen zum Teil in Deutschland und waren damit kaum für die britischen Inseln bestimmt.

Ohne Übersetzungs- und Verständnishilfen bleibt trotz der 120 Seiten vorausgeschickter »Exercises« der sachkundig zusammengestellte Lesebuch-Teil (S. 123–214) von Gustav Nagels ›Flowers of the German Classics, Preceded by a Methodical Course of German Exercises. Being Intended as a Guide to the Study of the German Language and as an Introduction to the [sic] German Literature / Deutsches Lesebuch für Engländer, welche die deutsche Sprache studiren, enthaltend einen vollständigen Cursus deutscher Lese- und Übersetzungsübungen nebst einer Sammlung gehaltvoller prosaischer Auszüge und Gedichte aus den deutschen Classikern‹ (Hannover: Hahn, 1838): Prosa von Wieland, Engel, Herder, Goethe, Johannes von Müller, Schiller, A.W. Schlegel, Jean Paul, A. v. Humboldt, Tieck, Mundt; Lyrik von E. von Kleist, Gleim, Klopstock, Voss, Bürger, Goethe, Kosegarten, Tiedge, Schiller, Matthisson, Uhland.

Fußnoten mit Lesehilfen bietet »Hofrath« George Muhls ›Deutsches Lesebuch für Engländer / German Prose Anthology: Selected from the Modern Classics, Illustrated by Appropriate Grammatical Notes, and a Biographical and Critical History of the Authors, with a Sketch of a German Grammar‹ (Karlsruhe: Braun, und London: Sold by Asher and Black and Armstrong, 1839). Geboten werden im Anschluss an eine Grammatik, auf die sich die Übersetzungshilfen beziehen, auf knapp 300 Seiten 81 durchweg kurze Texte – »short Stories, Fables, and Tales«,

85 Klauer-Klattowskys und Bernays' vielfache Editionsunternehmen und Lehrbücher verzeichnet der Katalog der British Library. Bernays' ›Familiar Exercises‹ erschien 1839 in fünfter, seine ›Poetical Anthology‹ 1837 und sein ›German Reader‹ 1842 in dritter Ausgabe. Klauer-Klattowsky stellt 1843 im »Prospectus« zu seinen ›German Amaranths‹ fest, sein ›Deutsches Handbuch‹ habe es zu drei Ausgaben gebracht.

»for those of riper years« (»Introduction«). Es folgt eine Sektion mit biographischen Angaben über die Autoren. Die Autoren, großenteils mit mehr als einem Lesestück vertreten, sind, in ziemlich bunter Reihe und mit sehr wenigen Ausnahmen (wie Aloys Schreiber), kulturgeschichtswürdige literarische und historiographische, seltener auch naturwissenschaftliche Schriftsteller, die den hohen Qualitätsanspruch des Bandes bewahrheiten: Lessing, J. und W. Grimm, Gellert, Zschokke, Herder, Matthisson, Möser, Schiller, Lichtenberg, Varnhagen von Ense, Luden, Hufeland, Jean Paul, Goethe, Winckelmann, Wieland, Garve, Heeren und ein paar andere.

Der Sprachlehrer in Frankfurt am Main P. Gands bringt auf fast 700 Seiten überwiegend aus dem Kanon der »hohen« Literatur der Klassik und Romantik, aber zum kleineren Teil auch aus der weniger anspruchsvollen Produktion etwa Kotzebues, Meißners, Aloys Schreibers und Johann Georg Müchlers Originaltexte und dazu manchmal freie, manchmal interlineare Übersetzungen sowie gelegentlich Anmerkungen mit englischen Wortäquivalenten und grammatischen Erläuterungen, dazu eine über 70 Seiten lange Einführung über den »State of German Literature. Sketches of the Most Distinguished Writers« in ›The German Literary Companion, or a Guide to German Literature; Being a Choice Collection of Pieces in Prose and Verse Selected from the Writings of the Best Authors […]‹ (Frankfurt am Main: Jügel, 1841).[86]

Die in Großbritannien verlegten Nachfolgewerke (seit 1840) bringen inhaltlich nichts Neues und bleiben im Schatten des Niveaus und des Sachverstands von Bernays und Klauer-Klattowsky. ›The German Tutor, or Guide to German Reading, Writing and Literature‹ von Francis Stromeyer, »Professor of German Literature at the College for Civil Engineers« (London: Souter, School Library, 1840) ist laut Vorwort strikt aufs Praktische (»practical language«, »conversation«) ausgerich-

86 Aus einem anderen Grund ist hier zu ignorieren der Band von J.G. Tiarks (dem protestantischen Pfarrer und Deutschlehrer in London, der spätere Ausgaben von Crabbs Buch bearbeitete) und O. Schmidt (»Professor of German to the Western and Mary-La-Bonne Literary and Scientific Institutions«), ›A Progressive Reader for the Use of Schools‹ (London: Wacey, 1835): die Texte sind nicht literarischer Art, sondern anonyme Aufsätze (mit Anmerkungen zur Übersetzungshilfe) über astronomische, geographische, historische und naturkundliche Themen einschließlich einer »kurzen Geschichte des menschlichen Geschlechtes«.

tet und bietet auf seinen 96 Seiten, mit Anmerkungen, die einzelne Wörter und Wendungen ins Englische übersetzen, und ausnahmslos ohne Nennung des Verfassers Fabeln, Anekdoten, Historische Skizzen und zum Schluss, ohne Übersetzungshilfen, anonym und zweifellos von Stromeyer selbst stammend, da durch Google Books nicht identifizierbar, »Einige Worte über einen deutschen Dichter«, nämlich Goethe, dessen Leistungen auf anderen Gebieten ebenso hervorgehoben werden, wie sein moralischer Charakter gegen den Vorwurf übermäßiger Sinnlichkeit in Schutz genommen wird (S. 93–96). Damit endet »Part I.« Der zweite Teil ist vermutlich ›German Exercises, with a Grammatical Introduction. A Guide to German Writing‹ (London: Cradock, 1841); er enthält englische Texte zur Übersetzung ins Deutsche mit Endnoten, die deutsche Äquivalente angeben. Es folgen Seite 60–87 anonym deutsche Texte: eine Anekdote ›Deutsches Schauspiel zu Venedig‹ und eine »morgenländische Erzählung« ›Abdallah […]‹ (beide von August Gottlieb Meißner) mit Fußnoten als Übersetzungshilfen.

Höhere Ansprüche stellt das Schulbuch des »German Master at the R. M. Academy, Woolwich and the City of London School« C. A. Feiling ›A Complete Course of German Literature for Beginners‹ (London: Dulaw, 1842). Auf über 350 Seiten bietet es in den Abschnitten »Erzählungen«, »Reiseberichte und beschreibende Aufsätze« und »Biographie und Geschichte« (mit Übersetzungshilfen in den Anmerkungen) Auszüge oder ungekürzte Texte von großenteils noch heute im Kanon figurierenden Autoren wie Herder, Lessing (Ringparabel), J. und W. Grimm (›Doctor Allwissend‹), Goethe (›Das Römische Carnaval‹, ungekürzt), A. von Humboldt (über ›Die Llanos von Südamerika‹ u. a.), Hebel, Heeren, Archenholz, Raumer, Schiller (aus der ›Geschichte des Abfalls der Vereinigten Niederlande‹), Hauff, Varnhagen von Ense u. a. – allerdings auch einige wenige Lokal- und Zeitgrößen wie Kotzebue, Gottlieb Benjamin Lehnert, Storch und Tiedge. Im vierten Abschnitt, »Poesie, und vermischte Schriften«, der ganz ohne philologische Hilfestellung auskommt, herrscht eine strikte Qualitätsauswahl, wie sie Crabb nicht möglich gewesen wäre: Gedichte von Lessing, Herder, Goethe, Bürger, F. L. von Stolberg, Schiller, Körner, Uhland und Matthisson; Trivialautoren fehlen.

Ludwig Bernstein, »of the University of Berlin, Professor of the German Language in the Manchester New College and in the Mechanics' Institutions, etc.«, steuerte, ebenfalls 1842, ein Schulbuch bei mit dem

Titel ›Selections from the Best German Authors, in Prose and Poetry; also Containing Some Commercial Letters‹ (London: Black and Armstrong u.a.). Die üblichen semantischen und grammatischen Erläuterungen werden zunehmend weniger und fallen gegen Ende ganz aus in den »specimens of every kind of German literature« (Vorwort), die gegen alles Unmoralische abgesichert seien, wie ein zweites Vorwort, von einem Berliner Physikprofessor, versichert. Die Autoren bieten nach allen vorausgegangenen Lehrbüchern dieser Art keine Überraschungen mehr; neben Klopstock, Lessing, Haller, Goethe, Gellert, Tieck u. a. stellen sich auch heute Vergessene vor wie Hermann Gittermann, Karl Heinrich Pölitz, Johann August Weppen u. a.

Eine Randerscheinung ist die englische Bearbeitung von C. F. Ermelers ›Deutschem Lesebuch für Frankreichs Schulen‹ (Paris: Baudry, 1826) durch A. Heimann, »Dr. phil. Univ. Berlin, Master of German at the London University School«, als ›Ermeler's Deutsches Lesebuch, Enlarged, Improved and Adapted to the Use of English Students‹ (London: Nutt, 1843). Ausdrücklich als Schulbuch gedacht (»for English schools« laut Vorwort) sieht es jedoch völlig ab von didaktischen Anmerkungen irgendwelcher Art. Wert wird im Vorwort gelegt auf die Ausmerzung von »inferior authors« und die Ergänzung der ursprünglichen Auswahl durch Lesestücke »of a superior kind and by the best writers« (S. iii). Mit solchem Qualitätsanspruch nimmt der Bearbeiter sich offenbar die seit mehr als einem Jahrzehnt prominenten Sammlungen von Bernays und Klauer-Klattowsky zum Vorbild. Und die Auswahl – 400 Seiten – gibt ihm weitgehend recht, sowohl im Prosa- wie besonders im Lyrikteil. Seit Bernays und Klauer-Klattowsky hat sich offenbar ein Kanon herausgebildet. Einige wenige Autoren, wie Franz Xaver Bronner, Karl Philipp Conz, Willamov und Langbein wird man nicht dazu rechnen, es fehlen aber weitgehend die von früheren Zusammenstellungen vertrauten Mediokritäten, es sei denn man zähle Autoren wie Krummacher und Liebeskind dazu. Kotzebue allerdings war offenbar immer noch unverzichtbar. Beachtlich ist auch, dass Barockdichter wie Fleming und Gerhardt zur Geltung kommen. Die Prosa ist angeordnet nach »Fabeln«, »Parabeln und allegorische Dichtungen«, »Erzählungen«, »Historische Darstellungen«, »Beschreibungen von Gegenständen der Natur und Kunst« und »Briefe« (was alles noch sehr an Crabb erinnert); die Lyrik ist eingeteilt in »Fabeln«, »Erzählungen«, »Balladen«, »Lieder«, »Vermischte Gedichte« und »Geistliche Lieder«.

VIII. Ein Blick zurück: Transfer der literarischen Kultur der Goethezeit

Die Bemühungen von Coleridge, Carlyle, Lewes und George Eliot um die bildende Aneignung der Literatur und Kultur ihrer deutschen Zeitgenossen war im Prinzip und Effekt ein elitäres Unternehmen, eine Sache sehr weniger. Doch spätestens um 1830 waren in England auch andere, kulturell kosmopolitisch gesinnte Intellektuelle dem Niveau dieser Wortführer zumindest sehr nahe gekommen. Das waren Akademiker, die, nach Namen und Herkunft deutschsprachig, im höheren Schulbetrieb tätig waren, statt in der literarischen Öffentlichkeit tonangebend zu figurieren, und schon darum mit den vier genannten Briten als Leitfiguren nicht recht vergleichbar waren an Autorität und damit an der Sichtbarkeit ihrer kritik- und geschmacksgeschichtlichen Bedeutung: allen voran die in England heimisch gewordenen Lehr- und Lesebuchautoren Adolphus Bernays und Wilhelm Klauer-Klattowsky. Deren in den späten zwanziger und frühen dreißiger Jahren lancierten vielfachen editorischen Unternehmen zur Bekanntmachung der kulturellen Errungenschaften der Deutschen (siehe Anm. 85) hätten Coleridge, Carlyle, Lewes und George Eliot zweifellos begrüßt.

Es wäre ihnen allerdings auch aufgegangen, dass die Saat nicht nur der beiden deutschsprachigen Immigranten, sondern auch die ihrer eigenen Bemühungen mittlerweile auf gut vorbereiteten Boden fiel – vorbereitet spätestens seit dem Ende der neunziger Jahre des vorausgehenden Jahrhunderts (die ihrerseits wegen ihrer Vorliebe für die deutsche Trivialliteratur sentimentaler und »gotischer« Art oft genug kritisiert worden waren).[87] Fruchtbar gemacht war dieser Boden, zunächst in bescheidener, doch grundlegender Weise durch die Grammatiken, die bereits seit dem mittleren achtzehnten Jahrhundert in England erschienen waren und manchmal (wenn auch nicht immer und in beschränktem Umfang sowie auf bescheidenem Niveau) mehr oder weniger literarische Lesestücke deutscher Sprache an ihre Grammatik-Kapitel anschlossen, um deren Regeln zu illustrieren. Erheblich höheren Stellenwert als Boden- und Wegbereiter haben dann die Verfasser von didaktisch annotierten Lesebüchern für Fortgeschrittene seit etwa 1800. Doch kann man im Hinblick auf die ersten drei Jahrzehnte des

87 Siehe oben, S. 194.

neunzehnten Jahrhunderts und noch etwas darüber hinaus eigentlich nicht im Plural von solchen Wegbereitern sprechen. Denn effektiv stand in dieser Zeit der Polyhistor George Crabb allein da (und nicht nur als der »erste«, wie es hieß),[88] nämlich seit 1800 mit seiner ›Easy and Entertaining Selection of German Prose and Poetry‹ und erst recht seit 1811 mit seinen enorm erfolgreichen ›Extracts from the Best German Authors‹, ganz abgesehen von seinen (nach den Auflagen zu urteilen) ebenfalls beliebten Konversationsbüchern für den Deutschunterricht in Großbritannien.[89] Und dass er bei diesen Bemühungen nicht etwa nur, wie man auf Grund unzureichender Sachkenntnis unterstellt hat,[90] die deutsche Sprache als praktisches Werkzeug, sondern betonterweise als literarisches Medium im Auge hatte, wenn auch nicht auf höchstem Niveau, sei wiederholt. Nicht zufällig hat Bernays, der produktivste und anspruchsvollste unter den späteren Lehr- und Lese- und Textbuchherausgebern, seine Anerkennung für Crabbs Vorarbeit zu verstehen gegeben, indem er dessen ›Elements of German and English Conversation‹ noch 1840, 1849 und wieder 1856 in Neuausgaben herausbrachte. Nennenswerte Konkurrenz gab es, wie in Abschnitt VII dargestellt, erst seit dem Ende der zwanziger Jahre – aber eben nicht ohne die Wegbereitung durch Crabb mit dem Ausgabenrekord seines Lehr- und Lesebuchs.

Zum Zeitpunkt der Wirksamkeit von Bernays selbst, seit ca. 1830, hatte sich die deutsche Sprache und ihre Literatur als Lehrfach bereits nach und nach in englischen Schulen und Universitäten etabliert. Immer öfter waren auf dem Titelblatt von Grammatiken und dann auch Lesebüchern die Schulen – und nicht die Privatlehrer und Autodidakten – als Zielgruppe kenntlich gemacht worden. Diese Entwicklung kommentierend, liest man 1843 im »Prospectus« von Klauer-Klattowskys ›German Amaranths‹: »Of late the German tongue has become a necessary adjunct of the education of the young«,[91] und schon 1831 hatte Carlyle in seiner Rezension von William Taylors ›Historic Survey of German Poetry‹ in der ›Edinburgh Review‹ festgestellt:

88 Siehe oben, S. 168 f., 181.
89 Siehe oben, Abschnitt VI und S. 184.
90 Siehe oben, S. 195.
91 Siehe oben, S. 225, Anm. 84.

> Clearly enough, a rapidly growing favour for German Literature comes to light; which favour too is the more hopeful as it now grounds itself on better knowledge, on direct study and judgment. Our knowledge is better, if only because more general. Within the last ten years, independent readers of German have multiplied perhaps a hundredfold; so that now this acquirement is almost expected as a natural item in liberal education. Hence, in a great number of minds, some immediate personal insight into the deeper significance of German Intellect and Art; – everywhere at least a feeling that it has some such significance.[92]

Dass es dahin kam, ist nicht zuletzt den *Wegbereitern* des Interesses an deutscher Literatur und Kultur zu verdanken und unter ihnen insbesondere George Crabb.

Natürlich: auf der *Höhe* der deutschen literarischen Kultur der Goethezeit hat Crabb sich nur sporadisch bewegt, kongenial war ihm oder doch seinem intendierten Leserkreis das Niveau des zeitgenössischen deutschen Publikumsgeschmacks (über den sich die deutschen Klassiker und Romantiker genüsslich geärgert haben). Zu bedenken ist dabei aber: selbst die anspruchsvolleren didaktischen Anthologisten Bernays und Klauer-Klattowsky konnten es sich nicht leisten, Kotzebue und Co. ganz aus ihren gediegenen Reihen auszuschließen; auch William Taylors ›Historic Survey of German Poetry‹, die erste Geschichte der deutschen Literatur in englischer Sprache, räumt Kotzebue 1830 im dritten Band zwei ganze Kapitel, mehr als 120 Seiten, ein, und überdies liegt es schließlich im Wesen der eher anspruchsloseren Vorläuferschaft, dass sie allmählich denn doch geschmacks- und qualitätssteigernd wirkt (wie schließlich auch kanonisch gewordene Werke oft aus dem Fluidum von Vorläuferschaft hervorgingen). Von diesem bildungsgeschichtlichen Gesichtspunkt aus sind George Crabb, der Zentralgestalt dieser Studie, seine Meriten nicht abzusprechen, wenn auch die Nachwelt ihm bisher keine Kränze geflochten hat, wie man in der Goethezeit gesagt hätte.

92 Bd. 53, S. 151–180, hier: S. 153; ebenfalls in: The Works of Thomas Carlyle in Thirty Volumes (Centenary Edition), Bd. 27, London 1897, Reprint New York 1969, S. 333–370, hier: S. 335 f.

Personenregister

Ulrich Kittstein

Ökonomie und Individuum in Gottfried Kellers Romanen

I

Gefühlsausbrüche und sentimentale Reden sind im Hause Lee nicht üblich, und so bringt Elisabeth Lee, als ihr Sohn Heinrich die Heimat verlässt, um sich in Deutschland weiter zum Maler auszubilden, nur »schüchtern und abgebrochen« noch einige Ermahnungen vor, die ihr am Herzen liegen. Sie betreffen teils religiöse, teils ökonomische Verhaltensmaßregeln, wobei die ersteren vorangehen, die letzteren aber breiteren Raum einnehmen:

> […] mach', daß Du bald etwas lernst und endlich selbstständig werdest; denn Du weißt genau, wieviel Du noch zu verbrauchen hast und daß ich Dir nachher nichts mehr werde schicken können, das heißt, wenn es Dir übel ergehen sollte, so schreibe mir ja, so lange Du weißt, daß ich selbst noch einen Pfennig besitze, ich könnte es doch nicht ertragen, dich im Elend zu wissen. (11, S. 27)[1]

Die hier aufgeworfene Frage nach der wirtschaftlichen Selbstständigkeit des Helden, die mit seiner Etablierung als vollgültiges Mitglied der bürgerlichen Gesellschaft identisch wäre, zieht sich als ein zentrales Thema durch den gesamten Roman ›Der grüne Heinrich‹. Zwar weist Gerhard Kaiser zu Recht darauf hin, dass dieses Werk kein »Funktions-

1 Kellers Romane werden unter der Angabe von Band und Seitenzahl zitiert nach: Gottfried Keller, Sämtliche Werke. Historisch-Kritische Ausgabe, hrsg. unter der Leitung von Walter Morgenthaler im Auftrag der Stiftung Historisch-Kritische Gottfried Keller-Ausgabe, Basel und Frankfurt am Main 1998 ff., hier: Bd. 11 und 12: Der grüne Heinrich 1854/55. Erster und zweiter Band; Dritter und vierter Band, jeweils hrsg. von Karl Grob, Walter Morgenthaler, Peter Stocker und Thomas Binder, 2005.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-007 | CC BY-NC-SA 4.0

bild der kapitalistischen Arbeitswelt« liefert,[2] weil ökonomische Verflechtungen und Gesetzmäßigkeiten nur in Ausschnitten sichtbar gemacht, aber nicht in ihrer Gesamtheit systematisch geschildert werden. Umso mehr hat Kellers Roman jedoch über das Verhältnis zwischen der ökonomischen Ordnung und dem Individuum, zwischen wirtschaftlichen Zwängen und menschlicher Psyche zu sagen, denn der Entwicklungsgang des jungen Heinrich Lee mit all seinen Wendungen und Krisen und den vielfältigen Erfahrungen des Scheiterns, die er mit sich bringt, ist aufs engste mit der Sphäre der Ökonomie verknüpft.

Um solche Bezüge analysieren zu können, greifen die folgenden Ausführungen auf die von Norbert Elias entwickelte Zivilisationstheorie zurück, die den Wechselwirkungen von Sozio- und Psychogenese nachgeht, also den gesamtgesellschaftlichen Strukturwandel in seiner Relation zur Umformung des psychischen Habitus der betroffenen Menschen betrachtet. In seinem Hauptwerk ›Über den Prozeß der Zivilisation‹ rekonstruiert Elias den abendländischen Zivilisationsprozess seit dem Mittelalter, wobei er die zunehmende Ausdifferenzierung gesellschaftlicher Funktionen und die wachsende Komplexität der sozialen Verflechtungsordnung mit einer fortschreitenden Umwandlung von Fremdzwängen in verinnerlichte Selbstzwänge in Verbindung bringt. Eine sich mehr und mehr festigende Selbstzwang-Apparatur – in der Terminologie der Psychoanalyse: ein stabileres Über-Ich – übernimmt jene umfassende, weitgehend automatische Steuerung des menschlichen Verhaltens, die das Leben in Figurationen mit langen und dichten Abhängigkeitsketten erfordert. Im Zuge dieses Prozesses scheiden sich Bewusstes und Unbewusstes immer stärker voneinander, die Verdrängungsschranken werden höher, die Rationalität des Denkens wächst und mit ihr die ›Langsicht‹, die zur Vorausberechnung von Handlungsfolgen befähigt und zur Orientierung in einer schwer überschaubaren Lebenswelt unabdingbar ist.[3]

Die von Elias vorgelegten materialen Untersuchungen konzentrieren sich auf die französische Adelsgesellschaft des absolutistischen

2 Gerhard Kaiser, Gottfried Keller. Das gedichtete Leben, Frankfurt am Main 1981, S. 219.

3 Die Grundzüge der Theorie erläutert Elias in der ›Zusammenfassung‹ seiner Studie: Norbert Elias, Über den Prozeß der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen, Bd. 2, Frankfurt am Main [20]1997, S. 323–465.

Zeitalters und auf die Herausbildung spezifisch höfischer Verhaltensstandards sowie der entsprechenden Form von Rationalität. Elias betont zwar die Bedeutung, die der Konkurrenz zwischen adligen und bürgerlichen Gruppen im absolutistischen Staat zukam, doch der sich seit dem 18. Jahrhundert vollziehende Aufstieg des Bürgertums zur gesellschaftlich dominierenden und schließlich auch politisch herrschenden Schicht liegt schon jenseits seines Untersuchungszeitraums. Nur vergleichsweise flüchtig berühren seine Arbeiten daher auch jene ökonomischen Strukturen, Zwänge und Abhängigkeiten, die der modernen bürgerlichen Gesellschaft ihr Gepräge geben. Indes spricht nichts dagegen, auch diesen Bereich mit den Kategorien der Zivilisationstheorie zu analysieren, die wirtschaftlichen Verflechtungen somit als einen wesentlichen Aspekt der gesellschaftlichen Differenzierung im bürgerlichen Zeitalter aufzufassen und nach ihren Auswirkungen auf der Ebene der Psychogenese zu fragen.

Will man sich derartige Überlegungen für die Literaturwissenschaft zunutze machen, so sind am ehesten erzählende Texte heranzuziehen, die das Beziehungsgefüge von wirtschaftlichem Wandel, gesellschaftlichen Strukturveränderungen und psychischer Formung fiktional gestalten. Der Entwicklungs- oder Bildungsroman, der seit seinen Anfängen in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts zu den wichtigsten Reflexionsmedien einer genuin bürgerlichen Literatur zählt, drängt sich hier geradezu auf, weil er *individuelle* Zivilisationsprozesse entwirft, indem er verfolgt, ob und wie sich ein Heranwachsender die gültigen Denk- und Verhaltensmuster – die zivilisierten Standards – aneignet, um am Ende seinen Platz in der bürgerlichen Welt einnehmen zu können. Jene »bestehende Ordnung und Prosa der Wirklichkeit«, der sich nach Hegels bekannter Formulierung der jugendliche Protagonist eines Entwicklungsromans gegenüber sieht und mit der er seine »subjektiven Wünsche und Forderungen« konfrontieren muss,[4] manifestiert sich eben nicht zuletzt in Gestalt der jeweils herrschenden ökonomischen Verhältnisse mit ihren eigentümlichen Regeln und Anforderungen. Die Verknüpfung von Ökonomie und individuellem Werdegang stellt bei der Erforschung fiktionaler Entwicklungsgeschichten seit Karl

4 Georg Wilhelm Friedrich Hegel, Sämtliche Werke. Jubiläumsausgabe, Bd. 13: Vorlesungen über die Ästhetik. Zweiter Band, hrsg. von Hermann Glockner, Stuttgart ³1953, S. 216.

Philipp Moritz und Goethe ein äußerst ergiebiges Untersuchungsfeld dar, dem bisher – zumal in übergreifenden Zusammenhängen – entschieden zu wenig Aufmerksamkeit zuteilgeworden ist.[5]

Dieses Feld ausgiebig und, wie es die Anlehnung an die Zivilisationstheorie nahe legt, in weitgespannter diachroner Perspektive zu behandeln, würde sehr viel Platz erfordern. Im Folgenden wird deshalb mit den Romanen Gottfried Kellers nur ein relativ schmaler Ausschnitt ins Auge gefasst. Der Schwerpunkt liegt dabei auf dem ›Grünen Heinrich‹ – und zwar auf der ersten Fassung von 1854/55 –, in einem letzten Schritt wird ergänzend der späte ›Martin Salander‹ hinzugezogen. Kellers Romanwerk ist, wie sich zeigen wird, in besonderem Maße geeignet für den Ansatz, unter zivilisationstheoretischem Blickwinkel den psychogenetischen Effekten der bürgerlichen Ökonomie nachzuspüren, so dass dessen Fruchtbarkeit trotz des begrenzten Fokus hinreichend deutlich zutage treten sollte.[6]

5 Bemerkenswerterweise sind es Autoren unterschiedlichster weltanschaulicher Ausrichtung, die der wirtschaftlichen Sphäre einen herausragenden Einfluss auf die psychischen Entwicklungsprozesse von Romanhelden zuschreiben, so beispielsweise Jeremias Gotthelf und Friedrich Spielhagen. Im 20. Jahrhundert spannt sich der Bogen einschlägiger Texte von Thomas Manns ›Königliche Hoheit‹ bis zu gewissen Spielarten des neueren Wirtschaftsromans, die das Entwicklungsschema aufgreifen.

6 Als Forschungsbeiträge, die sich generell mit dem vielschichtigen Bild der Wirtschaft, des Tauschs und des Geldes im ›Grünen Heinrich‹ befassen, sind vor allem folgende zu nennen: Fritz Breithaupt, Der reine und der unreine Markt. Pathologien ökonomischer Individualität in Kellers ›Der Grüne Heinrich‹, in: Markt. Literarisch, hrsg. von Thomas Wegmann. Bern u.a. 2005 (= Publikationen zur Zeitschrift für Germanistik 12), S. 99–114; Jochen Hörisch, Gott, Geld und Glück. Zur Logik der Liebe in den Bildungsromanen Goethes, Kellers und Thomas Manns, Frankfurt am Main 1983, S. 116–179; Adolf Muschg, Gottfried Keller, München [4]1977, S. 143–186; Christian Stotz, Das Motiv des Geldes in der Prosa Gottfried Kellers, Frankfurt am Main u.a. 1998 (= Europäische Hochschulschriften I/1684), S. 13–108. Neuerdings hat zudem Karolina Brock eine einschlägige Monographie vorgelegt, die auf breiter Materialbasis den zeitgenössischen Ökonomie-Diskurs nachzeichnet und vor diesem Hintergrund ausgewählte Partien des Romans interpretiert; K. B., Kunst der Ökonomie. Die Beobachtung der Wirtschaft in G. Kellers Roman ›Der grüne Heinrich‹, Frankfurt am Main 2008 (= Bochumer Schriften zur deutschen Literatur 66). Das Verhältnis von Ökonomie und Individuum bekommt Brock freilich nicht recht in den Griff. Gerade hier kann die Zivilisationstheorie ihren Wert unter Beweis stellen.

II

Eine wichtige Erzählerreflexion im ›Grünen Heinrich‹, in der man allerdings eher den realen Autor Gottfried Keller als den fiktiven Ich-Erzähler Heinrich Lee zu hören glaubt, bezeichnet die Kindheit als »Vorspiel«, das bereits alle »Hauptzüge« des menschlichen Lebens erkennen lasse (11, S. 216). Dies gilt nicht zuletzt für Heinrichs problematisches Verhältnis zum ökonomischen Denken und Handeln, das seine Wurzeln in der Tat in den Kindheits- und Jugendjahren des Helden hat. Die Bedeutung der Familienkonstellation im Hause Lee für Heinrichs Sozialisationsschicksal – der frühe Tod des Vaters zwingt die Mutter, die Erziehung des Kindes alleine zu schultern – ist nicht zu übersehen und in der Forschung auch gebührend gewürdigt worden. Kellers Roman skizziert in diesem Zusammenhang eine Rollenverteilung, die mit den klassischen bürgerlichen Geschlechterstereotypen übereinstimmt: Heinrichs Vater, der buchstäblich mitten im Leben stand, hätte dem Heranwachsenden den Zugang zum öffentlichen Wirken, zur systematischen Ausbildung und zur Berufstätigkeit vermitteln und dabei, gewissermaßen als Repräsentant des bürgerlichen Realitätsprinzips, gegenüber dem Sohn die lebensweltlichen Zwänge vertreten und zu ihrer Verinnerlichung anleiten sollen. Die alleinerziehende Mutter, den Konventionen gemäß auf die private Sphäre von Haus und Familie beschränkt, sieht sich in ihrer »weibliche[n] Unkenntniß der Welt« (11, S. 176) außerstande, diese Aufgaben zu übernehmen, und kann infolgedessen nicht verhindern, dass Heinrich sich mit Vorliebe in den Schutzraum seiner regen Phantasie zurückzieht und den Anforderungen der sozialen Realität ausweicht, womit er zugleich die gesellschaftlich erwartete und geforderte Selbstdisziplinierung verweigert. Dass sich diese fundamentale Sozialisationsproblematik auch auf dem Gebiet der Ökonomie niederschlägt, deuten schon jene Überlegungen Elisabeth Lees an, die unmittelbar auf ihren eingangs zitierten Appell an den abreisenden Sohn folgen: »diese Ermahnungen zu ertheilen, dazu gehört eigentlich ein Vater, eine Frau kann solche Dinge nicht auf die rechte Weise sagen« (11, S. 27).

Die Witwe Lee, deren ganzes Vermögen in einem Haus mit zahlreichen Wohnungen besteht, lebt ausschließlich vom regelmäßig einlaufenden Mietzins der Hausgenossen und hat deshalb nicht am aktiven Erwerbsleben teil, das folglich auch Heinrich von früh an verschlossen

bleibt. Die ökonomische Tugend einer Hausfrau liegt nicht im Erwerb von Geld, sondern in dessen sparsamer Verwendung – und Sparsamkeit übt Frau Lee mit äußerster Gewissenhaftigkeit, bis hin zu der »freiwilligen Ascese«, in die sie sich nach Heinrichs Abreise steigert (12, S. 266). Es gelingt ihr jedoch nicht, auch im größeren Maßstab eine angemessene ›Ökonomie‹ im Sinne einer verantwortungsvollen Zukunftsplanung zu praktizieren. Ihr Hauptfehler als Erzieherin besteht darin, dass sie alles – auch sich selbst – opfert, um dem kunstbeflissenen Sohn eine Laufbahn zu ermöglichen, die sich buchstäblich niemals rentiert, und ihm bis ins Erwachsenenalter hinein eine weitgehend ungestörte Existenz im Reich seiner ungebundenen Innerlichkeit und seiner schweifenden Phantasien zu gestatten, während die Ratschläge der väterlichen Freunde, die auf solide Karrierewege zielen, in den Wind geschlagen werden (vgl. 11, S. 271–276). Wenn die Nachbarn Heinrichs Deutschlandreise tadeln und kopfschüttelnd bemerken, »er hätte doch schon genug gekostet und könnte nun sehen, etwas zu verdienen, wie anderer Leute Kinder auch« (12, S. 268), geben sie zu erkennen, wie weit sich Elisabeth Lee in diesem wichtigen Punkt von den anerkannten bürgerlichen Normen entfernt hat.[7] Ihre Ratschläge beim Aufbruch des Sohnes stehen dann zwar durchaus im Einklang mit diesen Normen, zugleich aber in eklatantem Widerspruch zu ihrem eigenen praktischen Verhalten während der vorangegangenen Jahre. Es hätte offenbar wirklich eines Vaters bedurft, um den jungen Heinrich zielstrebig auf die Herausforderung der ökonomischen Selbstständigkeit vorzubereiten.

Da Frau Lee nicht fähig ist, ihren Sohn zu wirtschaftlichem Handeln anzuleiten und mit dessen Regeln vertraut zu machen,[8] bleiben ihm die grundlegenden Prinzipien der Ökonomie vorerst völlig fremd. Die lebhafte Einbildungskraft des Jungen heftet sich mit Vorliebe an sinnlich gegenwärtige, greifbare Gegenstände, und so fasziniert ihn auch das mit den absonderlichsten Waren vollgestopfte Trödelgeschäft der alten Frau Margreth, in deren altertümlicher Tauschwirtschaft sogar Profit und Vermögen noch in ganz fasslicher Gestalt erscheinen: Jeden Ge-

7 Von ähnlichen Vorwürfen weiß der Nachbar zu berichten, der Heinrich später in Deutschland aufsucht (vgl. 12, S. 323 f.).

8 Bezeichnend für die Naivität der Mutter in solchen Dingen ist ihre Überzeugung, »alle Welt« sei verpflichtet, ihrem geliebten Kind nützliche Dinge beizubringen, ohne dafür Geld zu fordern (12, S. 65)!

winn wechselt die Händlerin »sogleich in Gold um«, das sie in einer »Schatztruhe« hortet (11, S. 110). Symptomatisch ist das Ende dieser archaischen Ökonomie, denn nach Margreths Tod verkauft ihr junger Erbe den gesamten Besitz, um den Erlös bequem in einer »dicken Geldkatze« davonzutragen (11, S. 129 f.) – die unerschöpfliche Fülle des Gegenständlichen, die der Phantasie reiche Nahrung gibt, wird verdrängt durch das *Geld*, das als reiner Wertmaßstab von der eigentümlichen Qualität der Dinge abstrahiert.

Zum Geld aber gewinnt Heinrich, gerade weil er ganz der konkreten Dingwelt verhaftet bleibt, kein adäquates Verhältnis, das ihm die gleichberechtigte Teilhabe am ökonomischen Verkehr gestatten würde. Die Episoden aus seiner Kinderzeit, die dies demonstrieren, kreisen um jenen »kleinen Schatz an alten und neuen Silbermünzen« (11, S. 166), der Heinrichs und seiner Mutter Patengeschenke enthält und aus dem sich der Junge heimlich für seine Zwecke bedient. Denn *eines* hat er immerhin aus der Erfahrung sehr schnell kennen und schätzen gelernt, nämlich die Möglichkeit, sich mit Geld soziale Anerkennung zu erkaufen: Schon im Kreise der Schulfreunde und Spielgefährten sieht er seinen Rang an die Verfügung über finanzielle Mittel geknüpft. So verleitet ihn der prahlerische Wettstreit mit einem gleichaltrigen Knaben zur ersten Entwendung einiger Münzen, mit deren Hilfe er seine Phantasiegeschichten untermauert, um sich vor dem anderen keine Blöße zu geben (vgl. 11, S. 168), und bei einem Übungsfeldzug der städtischen Jugend findet er bestätigt, dass eine »wohlversehene Kasse« ihm »eine gewisse Achtung« seiner Altersgenossen einträgt (S. 183). Solche Erlebnisse und die verlockende Aussicht, jedes Bedürfnis auf der Stelle befriedigen zu können, wecken in ihm alsbald die »Leidenschaft [...] des unbeschränkten Geldausgebens, der Verschwendung an sich« (S. 185). An die weiteren Folgen seines Betragens verschwendet er dagegen keinen Gedanken:

> Ich bedachte im Mindesten nicht, daß die Sache doch ein Ende nehmen müsse, nie mehr öffnete ich das Kästchen ganz und übersah das Geld, sondern schob nur die Hand unter den Deckel, um ein Stück herauszunehmen und überdachte auch nie, wie viel ich schon verschleudert haben müsse. (S. 185)

Damit ist der Kern des Problems, das den grünen Heinrich bis ins Erwachsenenalter verfolgen wird, bezeichnet. Langsicht, verstanden als

die Fähigkeit, Verkettungen und Konsequenzen von Handlungen zu überblicken und im Voraus zu berücksichtigen, geht dem Protagonisten völlig ab, weshalb er sich auch keiner Selbstdisziplin in ökonomischen Dingen unterwirft und keine Vorstellung vom *Haushalten* gewinnt.

In der Schilderung seines Umgangs mit dem Schulfreund Meierlein wird dieses Thema weitergeführt und um eine neue Dimension bereichert. Meierlein, als Verkörperung frühreifer ökonomischer Kalkulation der vollkommene Antipode des Helden, nutzt nicht nur dessen »unmittelbare Freigebigkeit« weidlich aus, sondern errichtet darüber hinaus mit großem Fleiß ein »Schuldverhältniß« (S. 188), indem er für jede Leistung und Gefälligkeit, die er erbringt, penibel einen bestimmten Geldbetrag notiert. Heinrich findet dieses Benehmen überaus spaßig, bis er zu spüren bekommt, dass der »dienstbare Dämon, der Alles konnte und Alles in Angriff nahm, was wir wünschten« (S. 188), seinen Herrn tatsächlich *verpflichtet* und schließlich die angehäufte Schuld einfordert. Plötzlich wird nun aus dem »dienstbare[n]« ein feindseliger »Dämon« (S. 196), der den Schuldner unerbittlich verfolgt. Die auffallende Wiederholung des Wortes deutet darauf hin, dass die Zusammenhänge des Geschehens für Heinrich dunkel bleiben. Sowohl Meierleins bereitwillige Dienstbarkeit als auch seine spätere Forderung erscheinen ihm unbegreiflich und rätselhaft, eben ›dämonisch‹.

Heinrichs Sorgen in dieser Episode gelten vor allem dem Verhältnis zu seiner Mutter; als sie sein Vergehen verzeiht, ist für ihn sogleich »Alles gut« (S. 195). Die Gesetze der Ökonomie, die Regeln von Tausch, Kauf und Schulden, entziehen sich hingegen seinem Verständnis, weshalb er auch die entsprechenden Haltungen und Einstellungen nicht verinnerlicht. So wenig er seine ökonomischen Möglichkeiten einzuschätzen und diszipliniert über sie zu verfügen weiß, so wenig vermag er eingegangene Schulden als Verpflichtungen aufzufassen und einzulösen: »Der Verschwender […] ist nicht nur finanziell, sondern schlechthin kategorial unfähig, die Äquivalenzaufstellung anzuerkennen oder gar zu begleichen.«[9] In dem erbitterten Kampf mit Meierlein (vgl. S. 198 f.) ringt Heinrich zugleich symbolisch mit den ökonomischen Forderungen seiner Lebenswelt, denen er weder genügen noch entkommen kann. Daher tritt ihm der Freund-Feind seiner Kindheit auch

9 Hörisch: Gott, Geld und Glück (Anm. 6), S. 126.

noch in den späten ›Heimatträumen‹ als Repräsentant dieser Forderungen entgegen, um ihn wieder in Schrecken zu versetzen und ihn seiner erträumten Reichtümer zu berauben (vgl. 12, S. 348).

Die Episoden, die Keller an das ›Schatzkästchen‹ seines Helden knüpft, führen zudem vor, wie sehr die zwischenmenschlichen Beziehungen im Roman durch ökonomische Gesichtspunkte geprägt und geformt sind. Die hasserfüllte Feindschaft Meierleins erweist sich unter diesem Aspekt als das genaue Gegenstück jener Anerkennung, die Heinrich unter seinen Spielkameraden genoss, solange er bei Kasse war. Ähnliches lässt sich im ›Grünen Heinrich‹ immer wieder beobachten. Geldfragen, ökonomische Abhängigkeiten und Schuldverhältnisse beherrschen beispielsweise die Ehe der alten Margreth und bestimmen Heinrichs Verhältnis zu seinem Lehrer Römer, aber auch die Stellung des jungen Mannes zu seiner Mutter, mit der ihn nach seiner Abreise aus der Heimat fast nur noch ihre regelmäßigen Geldsendungen verbinden. Bezirke des sozialen Daseins, die nicht von wirtschaftlichen Einflüssen durchdrungen sind, kennt der Roman kaum.[10] Umso wichtiger ist es für eine erfolgreiche Orientierung in der erzählten Welt, über die diesbezüglichen Regeln Bescheid zu wissen, wovon bei Heinrich Lee aber vorläufig keine Rede sein kann. Statt die realen Zwänge anzuerkennen, die auf dem Feld der Ökonomie wirksam sind, und ihnen sein Denken und Handeln anzupassen, flüchtet er (unter Duldung der Mutter) in versponnene Traumwelten, die ihn gegen den Druck der bürgerlichen Lebenswirklichkeit abschirmen.

Auch in seiner Künstlerlaufbahn gelingt es Heinrich nicht, seine rege Phantasietätigkeit mit der Sphäre des ökonomischen Verkehrs zu vermitteln. Zwar lernt der Jugendliche während der Lehrzeit bei Habersaat die kommerzielle, arbeitsteilig organisierte Massenproduktion von Kunstwerken kennen, doch bleibt der Kontakt oberflächlich, da Heinrich als zahlender Schüler vollkommene Freiheit genießt und selbst nicht Teil des mechanischen Betriebs dieser Kunst-Manufaktur wird. Habersaats weiterführendes Angebot, künftig regelmäßig, »fleißig und pünktlich, aber gegen reichliche Entschädigung« für ihn zu arbeiten und so durch eine »mühevolle und bescheidene Betriebsamkeit« eine gesicherte wirtschaftliche Basis zu gewinnen (11, S. 333),

10 Auf eine bedeutsame Ausnahme, das Schloss des Grafen, wird später noch einzugehen sein.

schlägt Heinrich aus, weil ihm der prosaische »Gedanke an Tagelohn und kleine Industrie« zuwider ist (S. 334). Stattdessen schafft er sich in einer abgelegenen, phantastisch ausgeschmückten Dachkammer des elterlichen Hauses eine »eigene Welt« (S. 334), die das äußere Pendant des inneren Freiraums seiner ungebundenen Vorstellungskraft darstellt. Wenn er sich hier zum einsamen Künstler-Genie stilisiert, das weder materiellen Rücksichten noch ökonomischen Bindungen unterworfen ist, handelt er ganz so, als gäbe es keinen Habersaat und keine fabrikmäßige Herstellung von Kunstgebilden.[11]

Wie anachronistisch eine solche Genie-Attitüde schon ist und wie fragwürdig der Versuch des Einzelnen ausfällt, sich aus den ökonomischen Verflechtungen der bürgerlichen Gesellschaft zu lösen, zeigt Heinrichs weiteres Schicksal nur allzu deutlich. Zunächst wiederholt sich gewissermaßen die fatale Meierlein-Episode, denn als der junge Maler mit gewohnter Unbedenklichkeit Bücher und Bilder auf Kredit anschafft, ohne über die nötigen Geldmittel zu verfügen, verwandelt das »Schuldverhältniß« die zuvor so »harmlosen Persönlichkeiten« der Händler in seinen Augen unversehens in »gefürchtete Verfolger« (S. 338). Gelernt hat Heinrich aus dem Streit mit Meierlein also nicht das Geringste, und auch aus diesem neuen Vorfall zieht er augenscheinlich keine Konsequenzen. Zwar empfindet er, von den Gläubigern bedrängt, sehr wohl »das Peinliche des Schuldenmachens« (S. 338), doch einmal mehr rettet ihn das Eingreifen der Mutter schließlich vor einer Katastrophe.

11 Wolfgang Rohe, Roman aus Diskursen. Gottfried Keller ›Der grüne Heinrich‹ (erste Fassung, 1854/55), München 1993, S. 29–52 zeigt, wie im 19. Jahrhundert die Vorstellung von Kunst als individueller Schöpfung durch industrielle Massenfertigung und technische Reproduktion in Frage gestellt wurde. Des weiteren arbeitet er heraus, dass der ›Grüne Heinrich‹ diese Tatsache literarisch prägnant gestaltet, indem er Heinrichs weihevollen, quasi-religiösen Kunstgenuss in einer vornehmen Gemäldeausstellung (vgl. 11, S. 308 f.) unmittelbar mit Habersaats Betrieb konfrontiert, dessen durchrationalisiertes Herstellungsverfahren die Kunst jeglicher ›Aura‹ beraubt. Den Verlust der Aura bei der Verwandlung von Kunstwerken in Massenwaren hat Keller später auch in dem Gedicht ›Venus von Milo‹ eindrucksvoll vorgeführt: »Wie einst die Medizäerin / Bist, Aermste, du jetzt in der Mode / Und stehst in Gips, Porz'lan und Zinn / Auf Schreibtisch, Ofen und Kommode« (Gottfried Keller, Sämtliche Werke [Anm. 1], Bd. 10: Gesammelte Gedichte. Zweiter Band, hrsg. von Walter Morgenthaler, Karl Grob, Peter Stocker und Thomas Binder, 2009, S. 27, 1. Strophe).

Der Vorgang verdeutlicht überdies, dass der unzureichend ausgeprägte Realitätsbezug von Heinrichs künstlerischem Schaffen, das der Roman später wiederholt mit dem Verdikt des »Spiritualismus« belegt (12, S. 52, 115 und 119), nicht nur ein ästhetisches, sondern auch ein ökonomisches Problem darstellt, denn schon zu diesem frühen Zeitpunkt rückt er das prekäre Verhältnis des Helden zum Kunstmarkt und zur nutzbringenden Verwertung der eigenen Schöpfungen ins Blickfeld. Heinrich kommt durchaus auf die Idee, sich durch »verkaufte Arbeiten« Einkünfte zu verschaffen, weicht jedoch letztlich immer »vor dem Augenblicke scheu zurück«, in dem er »Jemandem etwas antragen sollte, ohne was doch kein Anfang denkbar war« (11, S. 338). Weil sich wieder sein vertrauter Reflex geltend macht, der Auseinandersetzung mit einer äußeren Wirklichkeit, die ihren eigenen, ihm unbequemen Gesetzen folgt, furchtsam aus dem Wege zu gehen, schlägt der Versuch, Kunst und Ökonomie miteinander zu verbinden, die Kunst *auch* als wirtschaftlichen Faktor einzusetzen und ihre Produkte der Feuerprobe des Marktes zu unterwerfen, von vornherein fehl.

Nicht ohne Grund empfindet Heinrich »eine Art von Grauen« vor dem »Geschäftsleben« (11, S. 236), dessen Zwänge jenes Reich ungestörter subjektiver Einbildung, in dem er sich vorzugsweise bewegt, empfindlich stören würden. Als während des ländlichen Tellfests die Rede auf den »freie[n] Erwerb« kommt, der »im Wind und Wetter der Koncurrenz«, mithin im selbstbewussten Kampf mit einer widerständigen Realität errungen werden muss (S. 440), wird ihm sogleich »ängstlich« zumute: »Ich war froh, daß wir endlich aufbrachen« (S. 441). So stehen sich noch am Ende der Jugendgeschichte die innere Welt des Helden, zu der auch sein Kunstschaffen gehört, und das soziale Leben, das nicht zuletzt die Anforderungen des ökonomischen Handelns einschließt, schroff und feindlich gegenüber. Als Heinrich erstmals sein Wahlrecht ausübt, muss er feststellen, dass seine sämtlichen Altersgenossen entweder bereits »selbständig« oder doch zumindest auf dem Wege zu einer festen bürgerlichen Position sind, während sich ihm bislang keine Aussicht eröffnet, »ein nützliches und wirksames Glied dieser Gesammtheit« zu werden (12, S. 105). Damit ist der Bogen geschlagen zu den eingangs zitierten Mahnungen der Mutter, die zwar schon im ersten Kapitel des ersten Buches vorgetragen werden, nach der Chronologie des erzählten Geschehens aber an diese Stelle gehören: Der Schritt in die wirtschaftliche Selbstständigkeit und damit ins Er-

wachsenenleben steht dem grünen Heinrich noch bevor. Die Voraussetzungen dafür sind, wie die Jugendgeschichte sichtbar gemacht hat, denkbar ungünstig.

III

Tatsächlich bleibt Heinrich, nunmehr in einer »deutschen Hauptstadt« wohnhaft (12, S. 106), weiterhin unfähig, auch nur die primitivsten Regeln ökonomischer Rationalität und Langsicht zu befolgen. Obwohl er weiß, wie begrenzt die finanziellen Mittel der Mutter sind, von denen er seinen Unterhalt bestreitet, trifft er »nicht die mindesten Anstalten [...], sich auf eigene Faust zu ernähren« (S. 269). Er gleicht in seinem persönlichen Habitus immer noch jenem Kind, das es einst lieber vermied, sich einen Überblick über den Inhalt seines Schatzkästchens zu verschaffen, und sieht sich daher »zu seinem großen Erstaunen von Noth und Sorge umgeben, so daß er kaum wußte, wie ihm geschah« (S. 263), als die Geldsendungen aus der Heimat schließlich ausbleiben. »Als Heinrich zu Ende des ersten Jahres seinen letzten Thaler in der Hand hielt, und vorher keinen Augenblick, machte er endlich ernstliche Anstalten, sich sein Brot zu erwerben« (S. 275 f.), und hier tritt ihm nun, ebenso gebieterisch wie furchteinflößend, »die allgemeine und doch so geheimnißvolle Macht« des Arbeits- und Wirtschaftslebens gegenüber (S. 269). Die ausführlichen Reflexionen über Arbeit, Leistung und ökonomischen Erfolg, die der Er-Erzähler aus diesem Anlass vorträgt, werden später zu erörtern sein. Zunächst soll die Aufmerksamkeit Heinrichs Versuchen gelten, die Krise zu meistern. Sie bringen den notorischen Träumer, der als Künstler bisher in einer Welt lebte, die »nur in [s]einem Gehirne vorhanden war« (11, S. 326), zwangsläufig in Kontakt mit dem Kunstmarkt und seinen Institutionen, den Galerien und Händlern, einem kennerhaften Publikum und der Schar potentieller Käufer.

Der Held verunglückt alsbald auf dem ungewohnten Terrain, weil ein älterer Künstlerkollege, den er bei der Anfertigung eines Bildes um Rat fragt, sein Motiv für ein eigenes Gemälde nutzt, mit dem er das Produkt von Heinrichs redlichen, aber unbeholfenen Anstrengungen weit übertrifft. Dessen Freunde sprechen entrüstet von »Diebstahl« und »Räuberei«, er selbst jedoch »schwieg still und verarbeitete [...] die soeben gemachte Erfahrung, die er sogleich begriff« (12, S. 280). Aus-

gesprochen wird sie vom Text in dem Imperativ »Mach's, wer kann!« (S. 280), doch ebensogut lässt sie sich dezidiert als eine Lehre des *Marktes* formulieren: Im Recht ist, wer erfolgreich verkauft – oder, was dasselbe bedeutet: Im Recht ist, wer marktgerecht zu produzieren versteht, also den Ansprüchen und Erwartungen zahlungsfähiger Käufer Genüge tut. Gegenüber moralischen Kriterien wie dem Recht der Urheberschaft oder auch dem bloßen kollegialen Anstand verhält sich das Marktgeschehen hingegen indifferent.

Heinrichs Reaktion auf dieses Erlebnis ist charakteristisch, denn statt seine Bemühungen als Maler fortan den Gesetzmäßigkeiten anzupassen, deren Wirksamkeit er so drastisch zu spüren bekam, fühlt er sich dem Kunstmarkt jetzt nicht mehr gewachsen und wagt keinen weiteren Versuch, ein Bild zu verkaufen (vgl. S. 280 f.). Das leitende Verhaltensmuster, vor einer als übermächtig und geradezu feindselig empfundenen Realität ängstlich zurückzuweichen, hat sich bei ihm demnach unverändert erhalten. Da die »civilisirte Wildniß«, in der er »nach Nahrungsmitteln ausgehen sollte«, für Heinrich somit undurchdringlich bleibt (S. 283), sieht er sich genötigt, zu borgen. An dieser Stelle schiebt der Erzähler einen längeren Exkurs ein (vgl. S. 281–283), der die soziale Integration des Individuums unmittelbar an den verantwortungsbewussten Umgang mit Geld und Schulden bindet: »Keller interpretiert hier die Ethik ökonomisch: was ein Mensch wert ist, zeigt sich darin, ob er seine materiellen Verhältnisse in Ordnung halten kann.«[12] Umso schwerer fällt das Versagen des Protagonisten ins Gewicht, der sich immer noch außerstande zeigt, »für Gegenwart und Zukunft thätlich einzustehen« (S. 289) – die vom Erzähler angemahnte ökonomische Disziplin ist ihm nach wie vor fremd. Infolgedessen wiederholt sich umgehend das inzwischen wohlbekannte Verlaufsschema. Noch einmal – zum letzten Mal! – greift die Mutter helfend ein und schützt den Sohn vor den Härten des Lebens, indem sie zur Deckung seiner Schulden ihrerseits Geld auf ihr Haus aufnimmt, doch als auch diese Summe verbraucht ist und Heinrich »nicht einen Pfennig mehr im Vermögen hat«, steht er erneut »ganz verblüfft« da (S. 292). Einen substantiellen Fortschritt in der Aneignung und Verinnerlichung öko-

12 Hans Meier, Gottfried Kellers ›Grüner Heinrich‹. Betrachtungen zum Roman des poetischen Realismus, Zürich u. a. 1977 (= Zürcher Beiträge zur deutschen Literatur- und Geistesgeschichte 46), S. 17.

nomischer Prinzipien hat er also nicht gemacht; von Selbstdisziplin und rationaler Planung, von Vorsorge und Langsicht sind nicht die geringsten Spuren zu entdecken.

Die Erfahrung des Hungerns aber, mit der Heinrich nun konfrontiert wird, markiert im Hinblick auf den Zwang der ökonomischen Verhältnisse und die entsprechende Formung des psychischen Habitus die entscheidende Wende in seinem Entwicklungsgang. Der Held des Romans ist an einem Punkt angelangt, an dem sich ihm der Ursprung aller Ökonomie offenbart: die *Ananke*, die blanke Lebensnot, der der Mensch begegnen muss, indem er sich die für seine bloße leibliche Fortexistenz erforderlichen Mittel verschafft. Das bohrende Hungergefühl, das keinen Rückzug in die Fluchtwelten der Phantasie mehr erlaubt, erweist sich als probates Mittel der Erziehung zur Realitätstauglichkeit und zur Selbstdisziplinierung auf dem Feld des wirtschaftlichen Handelns: »in der That ist nichts so geeignet, den nothwendigen und gründlichen Weltlauf recht einzuprägen, als wenn der Mensch hungert, weil er nichts gegessen hat, und nichts zu essen hat, weil er nichts besitzt, nichts besitzt, weil er sich nichts erworben hat« (S. 293). So nötigt der »erste kräftige Stoß des stillen aber unerbittlichen Lebens« (S. 298) den grünen Heinrich, endlich eine zwar rudimentäre, doch immerhin funktionstüchtige Ökonomie zu etablieren, also geregelte, zweckorientierte Tauschbeziehungen mit seiner Umwelt einzugehen.

Nachdem er zunächst alle übrigen Habseligkeiten Stück für Stück versetzt hat, greift er auf seine Zeichnungen und Bilder zurück, die er für ein geringes Entgelt einem Trödler überlässt. In dem Augenblick, in dem die Kunstwerke als Waren in die Sphäre des Marktes eintreten, macht sich freilich eine Entfremdung des Künstlers von seinen Schöpfungen bemerkbar: Was einen Teil seines Lebens und damit ein Stück seiner selbst enthält – Heinrich hat »seinerzeit lust- und fleißerfüllte Wochen über diesen Sachen zugebracht« (S. 300) –, wird von dem Trödler sogleich ans Fenster geheftet und einer anonymen Kundschaft zum Kauf angeboten. Andererseits heißt es von Heinrich: »Indessen war das Wenige, was er erhielt, das Erste, was er seinen eigenen Händen verdankte, und desnahen lernte er davon, sich einzurichten« mit seinen bescheidenen Einkünften (S. 304). Der erste ökonomische Erfolg, so begrenzt er auch sein mag, zieht also bereits eine gewisse Disziplinierung des jungen Mannes nach sich, der mit dem erworbenen Geld bewusster

umgeht als mit den Beträgen, die er ohne sein Zutun von der Mutter erhielt.[13]

Das kuriose Trödelmännchen, das die Geschäfte mit den Bildern abwickelt, gehört in die Reihe jener Romanfiguren, die für Heinrich mit unterschiedlichem Erfolg die Rolle einer Vatergestalt übernehmen. Und das Männchen erweist sich als guter Erzieher, denn es gelingt ihm, seinem Schützling mit einer Mischung aus Freundlichkeit und Unbarmherzigkeit die Neigung zur Realitätsflucht auszutreiben, wobei es Heinrichs materielle Notlage geschickt als pädagogischen Hebel einsetzt. Als die letzten Bilder verkauft sind, vertraut der Trödler dem gescheiterten Künstler das Bemalen von Fahnenstangen an, eine gleichförmige Tätigkeit, die ausschließlich Sorgfalt und mithin Disziplin verlangt. Ihr Einfluss auf den Habitus des jungen Mannes ist denn auch nicht zu verkennen: »Unschlüssigkeit« und »Träumereien« machen einer »ganz neuen Beharrlichkeit« Platz, mit der Heinrich seine ökonomischen Interessen durchsetzt, indem er erfolgreich auf dem vereinbarten Lohn besteht (S. 312). Und unter dem Druck von körperlicher Not und Arbeit fährt er fort, die Tugend des Haushaltens, der Planung für die Zukunft zu lernen, denn »seinen Erwerb« hält er nun »geizig zusammen« (ebd.).[14] Dass eine solche Anpassung an die raue Lebenswirklichkeit Opfer kostet und nicht ohne gewisse Beschädigungen des Individuums zu haben ist, verdeutlicht der Roman bei dieser Gelegenheit an weiteren Entfremdungserfahrungen Heinrichs. So wird dem überzeugten Republikaner erst im Nachhinein bewusst, dass er sich mit dem Bemalen der Fahnenstangen indirekt der Mitwirkung an einem monarchischen Fest schuldig gemacht hat (vgl. S. 314). Der Gram angesichts dieser Erkenntnis, den der Text mit spürbarer Ironie schildert,

13 Der Fortschritt verdankt sich allerdings, was Heinrich zu diesem Zeitpunkt ebensowenig weiß wie der Leser des Romans, nur dem dilettantischen Kunstinteresse des Grafen, der dem Trödler die Bilder sogleich wieder abkauft und damit seinen Teil zu dem Wohlwollen beiträgt, das der wunderliche Alte Heinrich entgegenbringt. Von einer wirklichen Bewährung des Helden auf dem Kunstmarkt kann man daher nicht sprechen.

14 Die Zweitfassung des Romans formuliert den Zusammenhang noch klarer: Heinrich gibt sein Geld fortan »bedächtig und vorsichtig« aus »als einer der weiß woher es kommt« (Gottfried Keller, Sämtliche Werke [Anm. 1], Bd. 3: Der grüne Heinrich. Vierter Band, hrsg. von Karl Grob, Walter Morgenthaler, Peter Stocker und Thomas Binder, 2006, S. 80).

ist dafür verantwortlich, dass Heinrich den alten Trödler künftig nicht mehr aufsucht und die hoffnungsvollen Ansätze zu einer bescheidenen wirtschaftlichen Arrivierung nicht weiterverfolgt werden. Heinrichs Entwicklungsgang bricht daher, soweit er die Initiation in das ökonomische Handeln betrifft, an diesem Punkt ab.[15]

IV

Im ›Grünen Heinrich‹ zeichnet sich in den Reflexionen des Er-Erzählers und – über weite Strecken ex negativo – im Schicksal der Titelfigur ein Idealbild von der Formung der individuellen Psyche durch den Druck wirtschaftlicher Zwänge ab, das sich in den Begriffen der Zivilisationstheorie beschreiben lässt: Die Notwendigkeit, unter kapitalistischen Bedingungen ökonomisch verantwortlich zu handeln, um den Lebensunterhalt zu sichern und einen festen Platz in der Gesellschaft zu erlangen, prägt dem Einzelnen jene Habitusstrukturen auf, die das bürgerliche Ich konstituieren, indem sie zur Zügelung der Einbildungskraft und zur Einstellung auf das Realitätsprinzip sowie zur Ausbildung fester Selbstzwänge und einer kalkulierenden Langsicht drängt. Dabei werden Selbstverwirklichung und soziale Normen, Persönlichkeitsentwicklung und gesellschaftliche Integration im Roman zunächst nicht als Gegensätze aufgefasst. Als vermittelnde Instanz fungiert hier die Ökonomie, die für eine *heilsame* Disziplinierung des Menschen sorgt und die Flucht aus der Wirklichkeit in unfruchtbare Träumereien zuverlässig unterbindet.[16]

15 In seiner Entschiedenheit allzu optimistisch erscheint mir das resümierende Urteil von Brock, Kunst der Ökonomie (Anm. 6), S. 226: »Mit der Tätigkeit des Stangenbemalens ist Heinrichs Bildungsweg zu einem sittlichen Individuum abgeschlossen. Es ist die Ökonomie, der es gelingt, den grünen Heinrich in die gesellschaftlichen Strukturen zu integrieren.« Unzweifelhaft spielt der Gedanke einer solchen Integrationsleistung im Roman eine wichtige Rolle (siehe dazu den folgenden Abschnitt), aber Heinrich selbst gelangt nie wirklich an dieses Ziel.

16 Unter demselben Gesichtspunkt erzählen ›Die Leute von Seldwyla‹ mehrere Entwicklungsgeschichten, so in ›Pankraz, der Schmoller‹, ›Kleider machen Leute‹ und ›Der Schmied seines Glückes‹. Dass sich in diesem häufig wiederkehrenden Handlungsschema sicherlich auch persönliche Erfahrungen Kellers niederschlugen, sei hier nur am Rande erwähnt.

Die Vorstellung einer stabilen Wechselbeziehung zwischen dem gereiften Einzelnen und der gesellschaftlichen Ordnung propagiert beispielsweise der Statthalter auf dem Tellfest, der im Gespräch mit Heinrich nicht umsonst hervorhebt, dass eine solche Harmonie die ökonomische Leistungs- und Durchsetzungsfähigkeit des Individuums voraussetzt (vgl. 11, S. 436 f.). Eng damit verbunden ist die liberale Grundüberzeugung, der tatkräftig verfolgte Eigennutz des einzelnen Bürgers werde letztlich immer der Gesamtheit zugute kommen. Zwar bleibt diese These auf dem Fest nicht unwidersprochen, denn das »unverholene Verfechten des eigenen Vortheiles« (S. 435), das im Streit zwischen Wirt und Holzhändler zutage tritt, mutet den jungen Heinrich eher beschämend an, und auch von der anschließenden Rechtfertigungsrede des Statthalters zeigt er sich »nicht überzeugt« (S. 437). Aber die insgesamt überaus positive Darstellung der Eidgenossenschaft im Roman – sie bezieht sich auf den Zeitraum zwischen 1830 und 1847/48, in dem sich der von Keller begeistert begrüßte Aufstieg des Liberalismus vollzog – scheint die Tauglichkeit eines solchen Harmoniekonzepts doch augenfällig zu bestätigen. So sind etwa in der ausführlichen Schilderung des Dorfes, durch das Heinrichs Reise führt (vgl. S. 33–35), Erwerbstrieb, Fleiß und persönliche Entfaltung des Einzelnen mit Ordnung, Wohlstand und Kultur des ganzen Landes in einer schönen Einheit verbunden. Alles in allem gibt Kellers Roman »eine grundsätzliche Bejahung der Werte schaffenden Produktion und des Handels in der Verantwortung unternehmerischer Wirtschaftssubjekte« zu erkennen:[17] Ökonomische Selbstständigkeit wird zum Pendant einer gefestigten Persönlichkeit und zur Voraussetzung individueller wie kollektiver »Freiheit« (S. 441) erklärt. Die Brückenepisode in Heinrichs Heimatträumen führt schließlich in anschaulichen Bildern vor, dass jene »Identität der Nation«, von der der weise Goldfuchs spricht (12, S. 339), hauptsächlich auf der regen ökonomischen Interaktion beruht, denn die rasch »von Hand zu Hand« gehenden und sich dabei unablässig vermehrenden Goldmünzen (S. 345) stellen – in Analogie zu dem kurz zuvor erwähnten »Blutumlauf« (S. 338) – die lebensspendende Kraft des Gesellschaftsorganismus, das eigentliche Binde-

17 Kaiser, Gottfried Keller (Anm. 2), S. 213.

mittel der »Nation« und »das Geheimniß und die Lösung dieser ganzen Identitätsherrlichkeit« dar (S. 344).

Vor dem Hintergrund eines solchen literarisch gestalteten Gesellschaftsentwurfs und der entsprechenden Erwartungen an das Individuum tritt das Scheitern des Romanhelden besonders deutlich zutage. Die Ausbildung eines bürgerlichen Habitus, der die Bewährung auf dem Feld der Ökonomie ermöglichen würde, gelingt ihm – in Ansätzen – erst, als es eigentlich schon zu spät ist, und so bleibt ihm am Ende die Integration in die soziale Gemeinschaft, zu deren Nutzen und Gedeihen er nichts beizutragen vermag, verwehrt. Als Musterbild eines braven Bürgers präsentiert sich dagegen jener junge Nachbar, dem in den Jahren, die Heinrich in Deutschland vergeudet hat, bereits die zielstrebig betriebene ökonomische und gesellschaftliche Etablierung – beides fällt im Grunde zusammen – geglückt ist (vgl. 12, S. 321 f.). Dass dieser Erfolg eine gewisse Einseitigkeit und Beschränkung des Denkens und Handelns erforderte, verschweigt der Roman keineswegs, und doch wird der »stattliche junge Bürgersmann« (S. 321) nicht etwa zum philiströsen Zerrbild erniedrigt, sondern mit spürbarer Sympathie geschildert.[18]

Als förmliche Schaltstelle zwischen dem Habitus des Individuums und der gesellschaftlichen Ordnung dienen die Regeln der Ökonomie ebenso im Bereich der Kunst, nämlich in Gestalt der Gesetze des Kunstmarktes. Das Erlebnis des Motiv-Diebstahls weckt den ›Spiritualisten‹ Heinrich Lee unsanft aus seinen Träumereien und macht ihm bewusst, dass auch ein Künstler sich als Wirtschaftssubjekt behaupten und vor den Anforderungen des Marktes bestehen muss. Der Kommentar des Erzählers lässt hier an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig: Als »berufene[r] Meister« gilt ihm nur, wer hohe künstlerische Qualität – das »Gute und Richtige« – mit Publikumswirksamkeit – »gemeiner Brauchbarkeit und Genießbarkeit« – zu verbinden weiß, während ein »Dilettant« wie Heinrich, der lediglich seinen subjektiven Empfindungen vertraut, an den berechtigten Ansprüchen der Kunstkenner (und -käufer!)

18 Das Ideal eines allseitig gebildeten und universal tätigen Mannes lässt sich in der ausdifferenzierten bürgerlichen Gesellschaft ohnehin nicht mehr praktisch umsetzen; das veranschaulicht der frühe Tod von Heinrichs Vater, den die Fülle seiner beruflichen, politischen und kulturellen Aktivitäten vorzeitig aufgerieben hat.

scheitert und infolgedessen durch spürbare ökonomische Sanktionen für den »unfruchtbaren Eigensinn« bestraft wird (12, S. 280). Die Unterwerfung der Kunst unter die Gebote des wirtschaftlichen Verkehrs beurteilt der ›Grüne Heinrich‹, wie solche Zitate belegen, im Prinzip durchaus positiv. Zu den Vermittlungsleistungen, die der Ökonomie in Kellers Roman zugeschrieben werden, gehört eben auch die, dass sie das künstlerische Schaffen auf das Publikum hin orientiert und es damit vor subjektivistischen ›Verirrungen‹ bewahrt.

Indes darf man die Komplexität der Auseinandersetzung mit Fragen der Ökonomie, des Marktes und der individuellen Disziplinierung, die der ›Grüne Heinrich‹ leistet, nicht unterschätzen. Das Werk enthält nämlich manche Passagen, die den bislang rekonstruierten Positionen zuwiderlaufen und das Ideal einer durch die ökonomischen Zwänge vermittelten Harmonie von Einzelnem und Gesellschaft, von individueller Psyche und sozialer Ordnung in ein fragwürdiges Licht rücken, so dass sich ein Gesamtbild ergibt, das gerade in seiner Widersprüchlichkeit höchst aufschlussreich ist. Auf dem Feld der Kunst steht beispielsweise dem vom Erzähler beschworenen Typus des »berufenen Meister[s]«, bei dessen Werken künstlerischer Wert und Marktwert einander die Waage halten, ein Mann wie Erikson gegenüber,[19] der eigentlich »*gar kein* Maler« ist und nur in Fällen äußerster Not jeweils ein einziges dürftiges Bildchen anfertigt, aber dennoch beachtliche Erfolge verzeichnet, weil die »reichen Kenner« ihn »für einen ausgesuchten Kabinetsmaler« halten und für seine »seltsamen Arbeiten« hohe Summen bezahlen: Die »Inhaltlosigkeit und Armuth« seiner Werklein, über die er sich selbst übrigens keine Illusionen macht, wird zu Eriksons Glück als eigentümlicher Stil wahrgenommen und setzt sich als förmliches Markenzeichen durch (12, S. 108).[20] Die Nachfrage, die allein über den Marktwert eines Werkes entscheidet, kann demnach von dessen künstlerischer Bedeutung ganz unabhängig sein und wird vielmehr von unsicheren Faktoren wie Geschmack, wechselnden Moden

19 Mehrfach wird der Name von Keller auch »Erickson« geschrieben.

20 Die Zweitfassung spricht von den »sogenannten Eriksons«, auf die sich manche Sammler, »die für feinere Kenner gelten«, sogar spezialisieren (Gottfried Keller, Sämtliche Werke [Anm. 1], Bd 2: Der grüne Heinrich. Dritter Band, hrsg. von Karl Grob, Walter Morgenthaler, Peter Stocker und Thomas Binder, 2006, S. 142).

und dem Maß subjektiver Kennerschaft bestimmt. Wenn der alte Trödler Bilder zu niedrigen Preisen verkaufen muss, »indem er den Werth nicht beweisen konnte« (S. 300), mag man das noch auf seine mangelnde Vertrautheit mit solchen Dingen zurückführen, aber wie Eriksons Karriere zeigt, verhält es sich unter ›Kennern‹ eigentlich nicht anders.[21] Und weil der ökonomische Wert einer künstlerischen Schöpfung eben nicht ›beweisbar‹ ist, nicht als objektiv feststellbare Größe in ihr selbst beschlossen liegt, sondern erst aus dem Spiel der Marktmechanismen hervorgeht, ist es prinzipiell möglich, Kunst ohne jede Rücksicht auf Qualität und ästhetischen Rang ganz gezielt für den Bedarf des Marktes zu produzieren, wie es in Habersaats Unternehmen geschieht, das rein profitorientiert arbeitet und offenkundig floriert. Unter solchen Umständen erweist sich die im Bild der »berufenen Meister« postulierte Koppelung von künstlerischem Verdienst und materiellem Erfolg als reiner Wunschtraum, dem die bürgerlich-kapitalistische Realität keineswegs entspricht.

Mit dem Vertrauen auf die Macht der Ökonomie, durch disziplinierenden Zwang die Herausbildung einer stabilen bürgerlichen Persönlichkeit zu fördern, steht es bei näherer Betrachtung nicht besser. Hier werden die Widersprüche insbesondere in jenen ausführlichen Erzählerreflexionen manifest, die Heinrichs ersten Vorstoß in das geheimnisvolle Reich des Erwerbslebens begleiten. Als vorbildliches Wirtschaftssubjekt führt der Erzähler Friedrich Schiller an,[22] dessen große ästhetische und sittliche Leistung auch ökonomisch außerordentlich wirksam geworden sei. Schiller, der die fortschreitende Entfaltung seiner individuellen Anlagen, die »Erfüllung seines innersten Wesens« (12, S. 272), mit wirtschaftlichem Erfolg verknüpfte, verkörpert in vollendeter Form die Einheit von persönlichem Sein und produktivem Wirken, von Leistung und Erwerb, die der Erzähler zur Richtschnur erhebt und die in seinen Augen zugleich die harmonische Übereinstimmung des Individuums mit der gesellschaftlichen Lebenswelt garantiert:

> So fest und allgemein wie das Naturgesetz selber sollen wir unser Dasein durch das nähren, was wir sind und bedeuten, und das mit

21 Vgl. dazu ausführlich Brock, Kunst der Ökonomie (Anm. 6), S. 222–225.
22 Vgl. zu dieser Passage ebd., S. 183–189.

> Ehren sein, was uns nährt. Nur dadurch sind wir ganz, bewahren uns vor Einseitigkeit und Ueberspanntheit und leben mit der Welt im Frieden, so wie sie mit uns, indem wir sie sowohl bedürfen mit ihrer ganzen Art, mit ihrem Genuß und ihrer Müh', als sie unser bedarf zu ihrer Vollständigkeit, und alles das, ohne daß wir einen Augenblick aus unserer wahren Bestimmung und Eigenschaft herausgehen. (S. 274)

Kritisch gegenübergestellt wird dieser emphatisch proklamierten Norm ein entzweites, entfremdetes »Doppelleben«, bei dem der »innere Beruf« eines Menschen nichts mit jener Tätigkeit zu tun hat, die ihm den Lebensunterhalt verschafft (S. 274).

Die Ahnung aber, dass sein Ideal in der entwickelten bürgerlichen Gesellschaft schon obsolet sein könnte, vermag der Erzähler nicht zu unterdrücken. Als bedenkliches Beispiel dient ihm das Phänomen der Revalenta arabica,[23] das er dem allseitigen Erfolg der Schillerschen Werke an die Seite stellt, um die Parallelen zu unterstreichen. Beide ›Waren‹ zeitigen große ökonomische Effekte, kurbeln das Wirtschaftsleben an, bringen gewaltige Geldsummen in Bewegung – und doch handelt es sich im einen Fall um eine »hohle Nuß« (S. 271), im anderen um einen »süßen und gehaltreichen Kern« (S. 273). So gilt hier ganz dasselbe wie auf dem Gebiet der Kunst: Nicht die Substanz, der Gebrauchswert des jeweiligen Gegenstandes bestimmt seinen Stellenwert im ökonomischen Verkehr, sondern allein das Gesetz des Marktes (der von den Revalenta-Fabrikanten übrigens durch aufwändige Werbekampagnen gezielt beeinflusst wurde). Und der Revalenta-Schwindel liefert nur *ein* Exempel für die Dissoziation von Leistung und innerem Wert auf der einen, ökonomischem Gewinn auf der anderen Seite, für die »Inkongruenz von Arbeit und Selbstbildung, […] von Solidität und Erfolg, […] von redlicher Mühe und Spekulation«,[24] die das Leben in einer hochgradig differenzierten bürgerlichen Wirtschaftsordnung kennzeichnet. Die Wurzel dieser besorgniserregenden Erscheinung, die seine Wertvorstellungen von Grund auf bedroht, erblickt der Erzähler

23 Keller greift hier auf ein historisches Faktum aus der Entstehungszeit des Romans zurück, nämlich auf den großen kommerziellen Erfolg eines vermeintlichen exotischen Heilmittels, das in Wirklichkeit aus simplem Bohnenmehl bestand.

24 Rohe, Roman aus Diskursen (Anm. 11), S. 201 f.

eben in der Komplexität der ökonomischen Strukturen, die er mit den Schlagworten ›Abstraktion‹ und ›Künstlichkeit‹ zu fassen sucht:

> In der heutigen Welt sind Alle, die in der Werkstatt der fortschreitenden Cultur beschäftigt sind und es mit einem Zweige derselben zu thun haben, geschieden von Acker und Herde, vom Wald und oft sogar vom Wasser. Kein Stück Brot, sich zu nähren, kein Bündel Reisig, sich zu wärmen, keine Flocke Flachs oder Wolle, sich zu kleiden, in großen Städten keinen frischen Trunk Wasser können sie unmittelbar durch eigene frohe Mühe und Leibesbewegung von der Natur gewinnen. (S. 269)

Daher führen diese Menschen eine »künstliche abstracte Existenz«, und ihre ökonomischen Beziehungen wirken wie ein »Gefecht in der Luft, eine ungeheure Abstraction […] hoch über dem festen Boden der Mutter Natur« (S. 269). Die wirtschaftlichen Verflechtungen gestalten sich hier so undurchschaubar, dass schon der »glückliche Erwerb des Brotes« einem waghalsigen Abenteuer gleichkommt, dessen Bestehen »Niederträchtigkeit«, »Verdrehtheit« und »zweckwidrigen Unsinn jeder Art« erfordert, in erster Linie die Fähigkeit, andere zu manipulieren und auszubeuten (S. 269 f.). Da in dieser »künstlichen Welt« (S. 270), wie der Fall der Revalenta arabica augenfällig demonstriert, der Ertrag eines Tuns nicht mehr zwangsläufig an dessen Vernünftigkeit und Nutzen geknüpft ist, büßen die überkommenen bürgerlichen Tugenden des Fleißes und der Aufrichtigkeit ihre Geltung ein. Statt dessen muss ein Individuum, das sich in dem »Durcheinander« des ungeheuren »künstlichen Ernährungsverkehres« behaupten will, sein »wahres Wesen« verbergen oder abstreifen, sich unablässig verstellen und mithin ein durch und durch entfremdetes Dasein in Kauf nehmen (S. 274).

Wenn Leistung und Gewinn, der innere Wert des Geschaffenen und sein Tauschwert auf dem Markt keine notwendige Verbindung mehr aufweisen, verliert die Ökonomie automatisch ihre Funktion als Instrument einer begrüßenswerten Disziplinierung und Sozialisierung des Einzelnen, einer produktiven Formung seiner Persönlichkeit. Stattdessen bietet sie sich als abstrakter, verschlungener, kaum noch durchschaubarer Verflechtungszusammenhang dar, der nicht etwa gleichmäßige Affektkontrolle, Rationalität und Langsicht fördert, sondern Verstellung, Prinzipienlosigkeit und geschmeidige Anpassung an die rasch wechselnden Erfordernisse des Augenblicks belohnt. Damit gerät

jenes bürgerliche Individuum, das sich durch einen gefestigten Charakter und eine auf verinnerlichten Zwängen basierende psychische Selbststeuerung auszeichnet, ins Abseits. An seine Stelle setzen die eben zitierten Betrachtungen des Erzählers das Schreckensbild eines strikt *außengeleiteten* Menschentypus, dem der stabile Kern einer allmählich gereiften, nuancierten Persönlichkeit ganz zu fehlen scheint.

In diesen Passagen des ›Grünen Heinrich‹ wird ein Dilemma von weitreichender Bedeutung formuliert: Das bürgerliche Ideal einer freien und zugleich nützlichen Entfaltung menschlicher Anlagen und Möglichkeiten – nicht zuletzt im Beruf, im Erwerbsleben – findet gerade in der hochgradig differenzierten bürgerlichen Lebenswelt, wo »Selbstbestimmung […] und ökonomische Fremdbestimmung« unausweichlich in Konflikt geraten,[25] keinen Platz mehr. Das Wunschbild des Erzählers, das persönliche Bedürfnisse und allgemeine Interessen, Selbstverwirklichung und Erwerb des Lebensunterhalts in der direkten Auseinandersetzung mit der Natur harmonisch miteinander verbindet, orientiert sich an einer (stark idealisierten) vormodernen Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung, in der »die Heiligkeit und die Bedeutung der Arbeit noch klar und verständlich« waren (S. 270). Fast nostalgisch heißt es: »Alles, was einer da thut, hilft ihn und die Welt erhalten und hat einen unbezweifelten, wahren und sicheren Zweck« (S. 270). Letztlich schwebt dem Erzähler offenbar sogar eine verklärte Vision des *bäuerlichen* Daseins vor, das auf dem »festen Boden der Mutter Natur« ruht (S. 269) und wo Leben, Arbeit und Erwerb in einem unmittelbar einsichtigen Zusammenhang stehen – wo also, mit Elias gesprochen, die funktionale Ausdifferenzierung noch nicht weit gediehen und die Dichte der Abhängigkeitsketten zwischen den Menschen daher sehr gering ist.

Eine solche Vorstellung trägt im Kontext des Romans anachronistische Züge und kann allein in den Heimatträumen des grünen Heinrich eine plastische und zugleich phantastisch überhöhte Gestalt annehmen. Die umfangreiche Traumsequenz erzählt in ihrem ersten Teil nämlich ein wahres »Wirtschaftsmärchen«, in dem »an die Stelle des unendlich komplizierten und vermittelten Wesens der modernen Ökonomie und

25 Gert Sautermeister, Gottfried Keller: ›Der grüne Heinrich‹, in: Romane des 19. Jahrhunderts, Stuttgart 1992 (= Universal-Bibliothek 8418. Interpretationen), S. 280–320, hier: S. 311.

Gesellschaft […] ein Austausch von Natur- und Kulturerzeugnissen, Produkten und Geld [tritt], dessen Ursprung und Basis die Erde ist«.[26] Solchen Wunschträumen (im wahrsten Sinne des Wortes) stellt Keller in anderen Textpartien schon die in hohem Maße entfremdeten Arbeitsverhältnisse der Fabrik gegenüber. An Habersaats Kunst-Manufaktur und an dem Unternehmen des reichen Tuchfabrikanten (vgl. 11, S. 307) zeigt sich, unter anderem im Skandalon der rücksichtslosen Ausbeutung von Kinderarbeit, dass die bürgerliche Ökonomie gerade in ihren fortschrittlichsten Formen weit davon entfernt ist, autonome Persönlichkeiten heranzubilden, und den Menschen stattdessen zum bloßen Rädchen im Getriebe der Produktion degradiert.

Auf der anderen Seite gibt es freilich *einen* Bezirk in der fiktiven Romanwelt, der den sonst allgegenwärtigen Zwängen der Ökonomie völlig entzogen zu sein scheint: Den Bewohnern des gräflichen Schlosses, auf dem Heinrich monatelang zu Gast ist, sind materielle Nöte und Forderungen unbekannt. In dieser Sphäre gelten deshalb auch die Regeln des kapitalistischen Kunstmarktes nicht, und mit ihnen hebt sich wiederum die Entfremdung des Künstlers von seinen in Waren verwandelten Schöpfungen auf. Eben weil er als dilettierender Liebhaber »kein Kunstschmecker und Kenner von Profession« ist (12, S. 405), würdigt der Graf Heinrichs Werke als Ausdruck einer individuellen Persönlichkeit und ihres eigentümlichen Weltverhältnisses und räumt dem Künstler das Recht ein, den dafür zu zahlenden Preis nach billigem Ermessen selbst festzusetzen (vgl. S. 390 f.) – der Inbegriff einer utopischen ›gerechten‹ Ökonomie, die sich allerdings nur da entfalten kann, wo allem Anschein nach schier unerschöpfliche Mittel zur Verfügung stehen. Bei einem letzten Aufenthalt in der Hauptstadt gelingt überdies der Verkauf der beiden Gemälde, mit denen Heinrich seine Laufbahn als Maler beschließt. Zu verdanken ist dieser versöhnliche Ausklang aber wieder dem heimlichen Eingreifen des adligen Herrn, der buchstäblich einen fingierten Markt schafft, indem er die Werke seines Schützlings »unter fremdem Namen« selbst kauft (S. 446). So wird Heinrich ohne sein Wissen vor den unbarmherzigen Prinzipien des kommerziellen Kunstbetriebs geschützt: Er hat sich am Ende nicht etwa auf dem Markt durchgesetzt, sondern ist ihm dank einer glück-

26 Kaiser, Gottfried Keller (Anm. 2), S. 226 f.

lichen Fügung *entkommen*. Überhaupt sieht sich der Held des Romans, solange er in der Nähe des Grafen weilt, aus der rauen bürgerlichen Wirklichkeit in eine Märchenwelt versetzt, die keinen sozialen oder ökonomischen Druck kennt.[27] Einzig in dieser Welt ist auch eine Idealgestalt wie Dortchen Schönfund denkbar, in der Sittlichkeit, Schönheit und Klugheit auf scheinbar natürliche Weise miteinander verschmelzen. Zu einer weiteren Disziplinierung des Protagonisten auf dem Gebiet des ökonomischen Denkens und Handelns kann der Aufenthalt auf dem Grafenschloss aus naheliegenden Gründen nichts beitragen.

V

Die Skepsis gegenüber dem Gedanken einer ökonomisch vermittelten Harmonie von bürgerlichem Individuum und Gesellschaft, die in Kellers erstem Roman nur in bestimmten Partien hervortritt, verstärkt sich in den späteren Werken des Dichters, der seit den sechziger Jahren die Entwicklung der Eidgenossenschaft im Zeichen von Kapitalismus und Industrialisierung immer pessimistischer beurteilte. Nur am Rande sei wenigstens auf *eine* symptomatische Veränderung in der Zweitfassung des ›Grünen Heinrich‹ von 1879/80 hingewiesen. In der Brückenepisode der Heimatträume ist das Geld nun nicht mehr, wie noch ein Vierteljahrhundert zuvor, ein gemeinschaftsstiftendes und belebendes Prinzip, gleichsam das Blut des Gesellschaftskörpers; es entfesselt vielmehr eine bedrohliche Dynamik, deren buchstäblich entdifferenzierende Wirkung alle gesellschaftlichen Ordnungsstrukturen auflöst. Der »Goldregen«, den Heinrich ringsum niedergehen lässt, lockt »ein ungeheures Gesindel von Goldhungrigen« an:

> Alte und Junge, Weiber und Männer, purzelten übereinander, das Gold zu raffen. Diebe, die von Wächtern transportiert wurden, stürz-

27 Das zeigt besonders anschaulich die Episode mit dem Schatzbecher, den Heinrich von dem verstorbenen Trödler erbt. Dieser unverhoffte Glücksfall und der waghalsige Transport des Bechers, der gerade wegen der weltfremden Arglosigkeit des neuen Besitzers ohne Schaden abläuft (vgl. 12, S. 449 f.), deuten auf die allumfassende, märchenhafte Harmonie, in der Heinrich unter der Obhut des Grafen geborgen ist. Nur dieser Kunstgriff ermöglicht es Keller, seinen Protagonisten doch noch als wohlhabenden Mann in die Heimat zurückkehren zu lassen.

> ten sich samt diesen in den Haufen; Bäckerlehrlinge warfen ihr Brot in das Wasser und füllten ihre Körbe mit Gold; Priester, die zur Kirche gingen, um zu predigen, schürzten ihre Talare […] und schöpften Gold hinein; Magistratspersonen, die vom Rathause kamen, schlichen herbei und schoben verschämt ein paar zur Seite rollende Stücklein in die Tasche; selbst aus einem an die Wand gemalten Gerichte liefen die toten Richter vom Tische, ließen den Angeklagten stehen und stiegen herunter, um hinter mir her zu streichen, und schließlich kam der gemalte Verbrecher auch noch gesprungen, um nach Gold zu schreien. (3, S. 117 f.)

Die liberale Hoffnung, dass die zielstrebige Verfolgung individueller wirtschaftlicher Interessen am Ende auch das Wohl der Gesamtheit befördern werde, ist einem »Alptraum des Egoismus« gewichen.[28]

Detaillierter soll der Wandel im fiktional gestalteten Beziehungsgefüge von Individuum, Gesellschaft und Ökonomie am Beispiel von ›Martin Salander‹ (1886) aufgezeigt werden, denn was der Autor im ›Grünen Heinrich‹ lediglich in einigen Reflexionen des Erzählers skizzenhaft umreißt, führt er in seinem letzten Erzählwerk anhand fiktiver Figuren und ihrer Schicksale breit aus. Der Titelheld des späteren Romans vertritt allerdings noch voller Überzeugung die traditionellen liberalen Wertvorstellungen vom Beruf als einer nützlichen Betätigung, die dem Einzelnen wie der Gesellschaft zu dienen hat, und von der harmonischen Integration des Individuums in die soziale Ordnung auf der Grundlage von Vernunft, Disziplin und bürgerlichem Verantwortungsgefühl. Aber Martin Salander gehört schon der älteren Generation an und wirkt in der neuen Zeit, die in Münsterburg eingezogen ist, oftmals fehl am Platze und in seinem naiven Idealismus mitunter geradezu lächerlich. Die Schwierigkeiten bei der Orientierung in einer tiefgreifend veränderten Lebenswelt werden als ein Leitmotiv des Werkes gleich zu Beginn eingeführt, wenn der nach mehrjähriger Abwesenheit zurückkehrende Kaufmann sich kaum noch in der durch rege Bautätigkeit umgestalteten Heimatstadt zurechtfindet (vgl. 8,

28 Kai Kauffmann, Phantastische Austauschprozesse. Zu Goethes ›Märchen‹ und den Heimatsträumen in Kellers ›Grünem Heinrich‹, in: Tauschprozesse. Kulturwissenschaftliche Verhandlungen des Ökonomischen, hrsg. von Georg Mein und Franziska Schößler, Bielefeld 2005, S. 203–226, hier: S. 220.

S. 5 f.).[29] Und gleich zweimal büßt Salander sein Vermögen ein, weil er der verwirrenden Komplexität der ökonomischen Verflechtungen und Finanzoperationen nicht mehr gewachsen ist.[30]

›Martin Salander‹ entwirft eine Lebenswirklichkeit, in der die ›Abstraktion‹ der wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse einen Höhepunkt erreicht hat. Ein – zeittypisches – Sinnbild findet sie in der Börse, die die Abkoppelung des Gewinns von Fleiß und Leistung besonders drastisch vor Augen stellt: Das »Börsenspiel« (8, S. 270 und 301) ist allein Sache des Glücks und des Zufalls; es bietet die Aussicht auf schnellen Reichtum ohne Mühe und steht damit in scharfem Kontrast zu der ehrlichen, nützlichen Berufsarbeit, die der ›Grüne Heinrich‹ als Weg zur individuellen Selbstverwirklichung preist. In Münsterburg sind mit der Durchsetzung des kapitalistischen Wirtschaftens, der Herausbildung eines ausgebreiteten Finanzwesens, dem zunehmenden Wohlstand und der wachsenden gesellschaftlichen Dynamik Wertmaßstäbe wie Vermögen und Profit, Ansehen und Karriere zur Herrschaft gelangt – der von Keller ursprünglich für den Roman vorgesehene Titel »Excelsior« sollte spöttisch-ironisch auf diesen allgemeinen Drang ›nach oben‹ verweisen. Zugleich hebt die Unüberschaubarkeit sämtlicher Zustände und Beziehungen das Prinzip der persönlichen Verantwortung auf und zersetzt damit die Moral und alle verlässlichen gesellschaftlichen und privaten Bande. So ist aus der harmonischen Gemeinschaft freier und solidarischer Staatsbürger, wie sie dem Liberalen Keller früher vorschwebte, eine gesellschaftliche (Un-)Ordnung geworden, in der der blanke Eigennutz regiert. Die groteske Parade straffällig gewordener Amtsträger fasst diese Auflösungserscheinungen in ein eindrucksvolles Bild (vgl. S. 269–271).

29 Gottfried Keller, Sämtliche Werke (Anm. 1), Bd. 8: Martin Salander, hrsg. von Thomas Binder, Karl Grob, Peter Stocker und Walter Morgenthaler, 2004.

30 Übrigens folgt ›Martin Salander‹ nicht dem Schema des Entwicklungsromans, da der bereits in vorgerückten Jahren stehende Protagonist im Verlauf der Handlung keinen erkennbaren Wandel durchmacht; er dient vorrangig als Medium einer kritischen Perspektivierung der Realität von Münsterburg. Die Frage, inwieweit der auf *eine* Hauptfigur ausgerichtete Individualroman überhaupt noch geeignet ist, eine hochdifferenzierte moderne Gesellschaft und Ökonomie zu gestalten, wäre gerade mit Blick auf diesen Text eingehender zu diskutieren, was im Rahmen des vorliegenden Aufsatzes jedoch nicht geschehen kann.

Der Roman gibt ebensowenig wie der ›Grüne Heinrich‹ eine umfassende Darstellung von dem Aufbau und der Funktionsweise sozialökonomischer Strukturen. Beispielsweise wird die Industrialisierung, die den Kanton Zürich, das Vorbild des fiktiven Münsterburg, damals bereits in hohem Maße prägte und das eigentliche Fundament seines wirtschaftlichen Aufschwungs bildete, nicht thematisiert. Nach wie vor gilt Kellers Interesse in erster Linie den Konsequenzen solcher Strukturen für den psychischen Habitus der betroffenen Menschen und für die Qualität ihres Zusammenlebens. In der strikten Orientierung an Karriere und Erfolg in einer unsicheren, trügerischen Welt erkennt er nicht nur eine Gefahr für den Zusammenhalt des politisch-sozialen Gefüges im Großen, sondern auch den Untergang seines Ideals vom bürgerlichen Individuum, das sich nach erfolgreicher Sozialisation als gereifte, gefestigte Persönlichkeit zum allgemeinen Besten in die Gesellschaft einfügt. Von einer heilsamen Disziplinierung durch ökonomische Zwänge kann in Münsterburg keine Rede mehr sein, da die Existenz im Dschungel[31] einer verworrenen, von undurchdringlichen Verflechtungen und fehlender Verantwortlichkeit bestimmten Lebenswelt ganz andere Qualitäten verlangt als Fleiß, Redlichkeit und verinnerlichtes Pflichtgefühl.

›Martin Salander‹ präsentiert mehrere Figuren, die jenen neuen Menschenschlag verkörpern, dessen unaufhaltsames Heraufkommen der Erzähler im ›Grünen Heinrich‹ angedeutet hat. Als eine Art Glaubensbekenntnis dient diesen Romangestalten die pseudo-darwinistische Formel vom »Kampf ums Dasein«, die von Louis Wohlwend ebenso zu hören ist wie von dem Pfarrer bei der unseligen Doppelhochzeit und von Julian Weidelich (8, S. 64, 173 und 303). Wohlwend und die Weidelich-Zwillinge verfolgen rücksichtslos ihre egoistischen Interessen, wobei sie nicht auf anständige Arbeit setzen, sondern auf die von den herrschenden Verhältnissen gebotenen Möglichkeiten, durch falschen Schein und betrügerische Manöver ihren Weg zu machen. *Unproduktiv* sind sie alle; ihre Aktivitäten auf dem Feld der Ökonomie beschränken sich auf Unterschlagung, Veruntreuung und andere Finanzmanipulationen. Um Betrug im gewöhnlichen Sinne, der ja ein Bewusstsein

31 Schon im ›Grünen Heinrich‹ wird die ausdifferenzierte bürgerliche Gesellschaft als »civilisirte Wildniß« bezeichnet (12, S. 283).

der Diskrepanz von Recht und Unrecht, von Ehrlichkeit und Gaunerei voraussetzt, handelt es sich dabei allerdings nicht, weil solche Unterschiede in Münsterburg bis zur Unkenntlichkeit verwischt sind. Wer nur den unerbittlichen Gesetzen zu gehorchen glaubt, die der »Kampf ums Dasein« vorschreibt, kennt keine Gewissensbisse, und so zeigen Isidor und Julian nach ihrer Festnahme »[k]eine Spur von Scham oder Reu'« (8, S. 310), während Wohlwend auf Vorwürfe entweder mit aufrichtiger Entrüstung (vgl. S. 51) oder ebenso aufrichtigem Unverständnis (vgl. S. 65) reagiert.

Ihre bedingungslose Anpassung an die Erfordernisse des gesellschaftlichen und ökonomischen Aufstiegs führt überdies dazu, dass die betreffenden Protagonisten keine ausgeprägten individuellen Konturen aufweisen, also nicht als facettenreiche Charaktere erscheinen. Die Zwillinge, die »keine Seelen« haben (8, S. 217), werden als »bloße Schemen« bezeichnet (S. 225), und im Falle Wohlwends deutet schon der Name auf die Proteushaftigkeit seines Trägers, hinter der sich keine greifbare Substanz verbirgt. Die fehlende Individualität, die diese Personen schablonenhaft und zweidimensional wirken lässt, unterstreicht der Roman durch eine Reihe von Figurendoppelungen[32] – die Zustände in Münsterburg erzeugen schematisierte, auswechselbare Menschentypen.

Eine förmliche Studie über die Herausbildung jenes neuen psychischen Habitus, den Keller mit satirischer Schärfe, aber auch mit spürbarem Entsetzen schildert, liefert ›Martin Salander‹ anhand der Erziehung und des Werdegangs der Zwillinge Isidor und Julian Weidelich. Deren Eltern tragen noch andere Züge, denn sie sind zwar bereits vom gesellschaftlichen Ehrgeiz gepackt – das »Recht [...], empor zu kommen«, beschwört Amalie Weidelich gleich bei ihrem ersten Auftritt (8, S. 9) –, verfolgen ihre Ambitionen jedoch durch redliche Arbeit und richten ihre Erwartungen zudem vorrangig auf die Laufbahn ihrer Kinder, denen die Früchte ihrer Mühen einst zugute kommen sollen: »alles, was wir aufbringen, opfern wir unsern zwei Söhnen und ihren künftigen Tagen« (S. 97). So verfügt der alte Jakob Weidelich denn auch

32 Vgl. dazu Eva Graef, Martin Salander. Politik und Poesie in Gottfried Kellers Gründerzeitroman, Würzburg 1992 (= Epistemata. Reihe Literaturwissenschaft 88), S. 62. Neben den Weidelich-Zwillingen und Salanders Töchtern Netti und Setti sind hier die Wohlwendschen Kinder sowie die missratenen Söhne des Großrates Kleinpeter zu nennen.

noch über jenes »eingewurzelte Pflichtgefühl« (S. 325), das den Zwillingen gänzlich abgeht. Verwunderlich ist dieser Mangel nicht, werden die beiden doch von früh an vom Arbeiten abgehalten (vgl. S. 10) und von ihrer Mutter beständig in der Auffassung bestärkt, sie seien zu Höherem geboren. Dieses ›Höhere‹ stellt sich aber allein in den Kategorien von Rang und Einkommen dar: »Wir können auch Professoren werden, wenn wir wollen, weil sie jetzt so hoch bezahlt werden, sagt die Mama« (S. 95 f.); »studierte Räte oder Fürspreche oder Pfarrherren« sind weitere Möglichkeiten, die Amalie für die Zukunft der Jungen in Betracht zieht (S. 99). Tatsächlich gedeihen die jungen Weidelichs rasch zu ebenso gewandten wie gesinnungslosen Strebern, deren Angepasstheit und innere Leere sich etwa in der Szene enthüllen, in der sie ihre künftige Parteizugehörigkeit auswürfeln (vgl. S. 134–136). Die fatale Dissoziation von innerem Wert und äußerem Erfolg, die im ›Grünen Heinrich‹ in erster Linie an der Warenwelt des kapitalistischen Marktes zu beobachten war, hat hier endgültig auf die *Menschen* übergegriffen.

An den Zwillingen demonstriert der Roman nach der zutreffenden Feststellung Rudolf von Passavants, »wie die Umwelt den Charakter des Kindes und des Jugendlichen prägt und die Persönlichkeit des Erwachsenen vorformt.«[33] Wenn Passavant jedoch behauptet, die Mutter versuche, ihre Kinder »ihrer realen gesellschaftlichen Situation zu entfremden«, oder wenn er von Amalies »Träumerei« und ihren »trügerischen Hoffnungen« spricht, so ist einzuwenden, dass in jener Gesellschaftsordnung, die ›Martin Salander‹ beschreibt, ein steiler Aufstieg durchaus kein bloßer Wunschtraum bleiben muss, sofern man nur die erforderlichen Qualifikationen besitzt, also äußerlich zu glänzen versteht und skrupellos alle sich bietenden Chancen nutzt – die aus kleinbürgerlichen Verhältnissen stammenden Weidelich-Söhne bringen es ja tatsächlich in jungen Jahren zu Notaren und Mitgliedern des Großrates von Münsterburg. Die kriminellen Machenschaften, über die sie am Ende stürzen, stellen dann freilich nur die konsequente Fortsetzung einer Karriere dar, die von Anfang an auf trügerischen Schein gebaut war, auch wenn sie sich zunächst noch im Rahmen der Legalität bewegte.

33 Rudolf von Passavant, Zeitdarstellung und Zeitkritik in Gottfried Kellers ›Martin Salander‹, Bern 1978 (= Basler Studien zur Deutschen Sprache und Literatur 55), S. 85 f. Die folgenden Zitate ebd., S. 86, 90 und 92.

Angesichts der entschiedenen Skepsis, von der Kellers Gesellschaftsbild in seinem zweiten und letzten Roman zeugt, verwundert es nicht, dass seine Versuche, auch positive Gegenkräfte einzuführen, recht gezwungen wirken. Beispielsweise bleibt unklar, wie sich der ehrenwerte Martin Salander in einer Lebenswelt, der sein persönlicher Habitus so wenig angepasst ist und mit der er daher unablässig in Konflikt gerät, am Ende doch als Kaufmann behaupten kann. Seine geschäftlichen Erfolge werden bezeichnenderweise nicht im Detail geschildert und obendrein überwiegend in die exotische Ferne Südamerikas verlegt; Näheres über das ökonomische Handeln des Protagonisten erfährt man lediglich da, wo es ihn aufgrund seiner Anständigkeit und Vertrauensseligkeit ins Unglück führt. Nur als Verlegenheitslösung zu betrachten ist Salanders Versuch, die beunruhigende Dynamik der kapitalistischen Ökonomie gewissermaßen auf eigene Faust und für seine Person still zu stellen, indem er auf Anraten des Sohnes auf eine weitere Expansion seines Geschäfts verzichtet (vgl. 8, S. 339–343). Und die Idealgestalten des jungen Arnold Salander und seiner Freunde, die Keller am Schluss als tröstliche Zukunftshoffnung präsentiert, bleiben ohne jede Vermittlung mit den sozialen und wirtschaftlichen Zuständen in Münsterburg. Die hier als Lösung angebotene Besinnung auf moralische Tugenden entfaltet schon deshalb wenig Überzeugungskraft, weil sie nicht nachvollziehbar aus der zuvor breit ausgestalteten fundamentalen gesellschaftlichen Krise entwickelt wird.

VI

Kellers Romane reflektieren eine beunruhigende »Dialektik des Fortschritts«:[34] Gerade die stürmische Entwicklung der liberalen sozialökonomischen Ordnung, mit der die humanen Ideale des Dichters von Anfang an eng verbunden waren, setzte mit der Zeit eine unkontrollierbare gesellschaftliche und wirtschaftliche Dynamik frei, die jede Hoffnung auf eine Verwirklichung dieser Ideale illusorisch werden ließ. Die Einsicht in das Dilemma bewirkte im Laufe der Jahrzehnte eine merkliche Verdüsterung von Kellers Weltsicht und führte dazu, dass ihm manche seiner früheren Werke bereits aus verhältnismäßig ge-

34 Vgl. das so überschriebene Kapitel bei Graef, Martin Salander (Anm. 32), S. 76–87.

ringem Abstand anachronistisch erschienen. Die berühmte Erzählung ›Das Fähnlein der sieben Aufrechten‹ von 1860, die in humorvoller Form eidgenössische Bürgertugenden verherrlicht, beurteilte er beispielsweise achtzehn Jahre später als »ein antiquiertes Großvaterstück«, in weite Ferne gerückt durch das »soziale Mißbehagen« und die »endlose Hatz« der modernen kapitalistischen Welt.[35]

Nicht von ungefähr ist der vorbildliche »Freisinn«[36] im ›Fähnlein der sieben Aufrechten‹ an die Gestalten selbstbewusster Handwerksmeister gebunden. Die innige Verflechtung von politischer Freiheit, liberaler Haltung und wirtschaftlicher Unabhängigkeit lenkt den Blick zum Schluss wieder auf die Rolle, die Keller in seinen Arbeiten, besonders in den Romanen, der ökonomischen Sphäre zuschrieb. Auch sie erlebte mit den Jahren einen grundlegenden Wandel: Konzipierte der Autor die Ökonomie zunächst – wenngleich, wie die Untersuchung gezeigt hat, nicht ohne skeptische Brechungen – als eine wichtige Prägekraft jenes psychischen Habitus, der die stabile Identität des bürgerlichen Individuums begründet, so stellte er später dar, wie der Einfluss hochkomplexer ökonomischer Strukturen und Prozesse die Konturen dieses Individuums zunehmend auflöst. Für die Konstellationen von Individuum, Gesellschaft und bürgerlich-kapitalistischer Ökonomie, die in fiktionalen Erzähltexten durchgespielt werden können, sind damit zwei extreme Ausprägungen benannt. Sie stecken ein Feld ab, das weit über das Werk Gottfried Kellers hinaus die Aufmerksamkeit der Literaturwissenschaft verdient.

35 Gottfried Keller an Theodor Storm, 25. Juni 1878, in: G.K., Gesammelte Briefe, hrsg. von Carl Helbling, Bd. 3/1, Bern 1952, S. 420.

36 Ebd.

Dieter Steland

»Glissez, mortels, n'appuiez pas«

Motiv- und quellengeschichtliche Beobachtungen zu einem Zitat in Hofmannsthals ›Unterhaltung über den »Tasso« von Goethe‹

Hofmannsthals ›Unterhaltung‹, die 1906 erschienen ist, beginnt erzählend. Die ersten Sätze lauten:

> Man war zur Stadt und ins Theater gefahren, da ein kühl-trüber Nachmittag mitten in die Zeit stärkster Rosenblüte, flammend heißer Tage, überstark duftender Abende eingefallen war. Es wurde der ›Tasso‹ gespielt. Im Nachhausefahren ließ man den Wagen aufschlagen.[1]

Auch in der Folge behält der erzählende Autor noch für geraume Zeit das Wort. Er malt die mondbeschienene Landschaft aus, die man durchfährt, und schildert, wie die beiden befreundeten Ehepaare – das eine Paar ist bei dem anderen zu Gast – in dem Landauer schweigend mit dem inneren »Nachbild der Töne und Gebärden« beschäftigt sind, das der Theaterabend in ihnen hinterlassen hat. Vor dem Haus der Gastgeber, des Dichters und seiner Frau, angelangt, steigt man immer noch schweigend aus dem Wagen, redet auch während des kurzen Nachtmahls nur von belanglosen Dingen, und erst bei den Früchten lenkt die Hausfrau des Gespräch auf den ›Tasso‹.

1 Hugo von Hofmannsthal, Sämtliche Werke XXXI. Erfundene Gespräche und Briefe, hrsg. von Ellen Ritter, Frankfurt am Main 1991, S. 107–117, hier: S. 107; Kommentar, mit Hinweisen auf die Quellenforschungen von Richard Exner und Joëlle Stoupy, S. 371–376. Zitatbelege beziehen sich im Folgenden auf diese Ausgabe. Zu einem Vortrag über »Goethes ›Torquato Tasso‹«, der für den 17. Mai 1902 angesetzt war, aber nicht gehalten wurde, sind Notizen Hofmannsthals aus dem Nachlass ediert in: Sämtliche Werke XXXIII. Reden und Aufsätze 2, hrsg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter, Frankfurt am Main 2009, S. 219–221; Kommentar S. 763–772.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-008 | CC BY-NC-SA 4.0

Hofmannsthal hat also seine Deutung des ›Tasso‹ in einem Dialog mit narrativen Anteilen aussprechen wollen, und die Gründe für diese Wahl lassen sich vermuten. In einem Dialog können zum Gegenstand des Gesprächs höchst unterschiedliche, auch einander widersprechende Ansichten zur Sprache kommen, und dies, ohne dass der Autor genötigt wäre, einen Standpunkt der Betrachtung zu bezeichnen, der das Divergente zusammenführen und die Widersprüche auflösen würde. Eigenwilliges, sogar abwegig Erscheinendes kann einfach stehen bleiben, und das Urteilen dem auf Goethes ›Tasso‹ hinüberblickenden Leser überlassen werden. Denn während der Autor eines Essays verschiedene Ansichten in einem Gedankenspiel gegeneinander ins Feld führen muss, werden sie in einem Gespräch durch Menschen aus Fleisch und Blut verkörpert, die Personen von unterschiedlicher Charakterprägung sind, insbesondere: von bestimmter sozialer Herkunft. Im hier gegebenen Fall sind es Personen, die einer gehobenen Gesellschaftsschicht angehören. Zwar sind das nur ausgedachte Menschen: fiktive Personen Hofmannsthals reden über fiktive Personen Goethes. Aber das erlaubt einen Zugang, ja eine innere Nähe zum ›Tasso‹, die einem literaturkritischen Essay verschlossen ist.

Die Hausfrau bringt das Gespräch in Gang mit den Worten: »Ich weiß nicht, ob hier nicht eigentlich etwas Undarstellbares dargestellt ist.« Sie meint das so: »Dadurch, daß hier Goethe es versucht hat, Menschen der guten Gesellschaft, und gerade insofern sie Menschen der Gesellschaft sind, zum Gegenstand eines Stückes zu machen, dadurch ist etwas Erzwungenes entstanden, oder etwas zur Hälfte Unwahres.« (108) Und nach einigem Wortgeplänkel mit den anderen fügt sie hinzu: »die Anlässe zu dem meisten, was hier gesagt wird, würden in wirklich guter Gesellschaft vermieden werden, weggeräumt, bevor die Nötigung sich zeigte, alles durch viel Reden gut oder eigentlich schlimm und schlimmer zu machen.« (ebd.) Dem stimmt der Baron zu, der Dichter hingegen will das nicht gelten lassen und fragt: »Ist nicht im Gegenteil in diesem Stück gerade das, was das Zusammenleben einer Gruppe geistiger und kultivierter Menschen bestimmt und regiert, in einer unvergleichlichen Weise nicht gesagt, sondern gezeigt?« (109) Doch während er dies näher begründet, beobachtet der Baron, dass die Hausfrau bei der Erwähnung der Prinzessin ein wenig ihr Gesicht verzieht, und als er einflicht, ihm scheine, die beiden Damen hätten »etwas gegen die

beiden weiblichen Figuren auf dem Herzen, oder besonders gegen die Prinzessin«, macht die Gastgeberin ihrem Herzen Luft:

> »Ja«, sagte entschlossen die Hausfrau und wurde für einen Augenblick rot, »ich mag sie nicht. Wie sie über ihre Leiden und ihr verpfuschtes Leben klagt, ist sie mir unerträglich, eben wie eine Kranke, und lange nicht sympathisch. Sonst aber würde ich sie zu den Personen rechnen, denen ich in einem Salon auf zwanzig Schritte ausweichen wollte, und da ich sie hier immerfort anhören oder von ihr sprechen hören muß, so verdirbt sie mir das halbe Stück. Wie sie zu dem verliebten Tasso redet, ist nicht angenehm; wie sie aber über ihn redet, das ist einfach abscheulich.
>
> Ich trieb den Jüngling an; er gab sich ganz;
> Wie schön, wie warm ergab er ganz sich mir! [III,2]
>
> Was für ein Ton! Eine gouvernantenhafte, schöngeistige Hoheit. […] Die Sanvitale ist auch unglaublich unsympathisch, aber die weiß wenigstens was sie will […]. Die Prinzessin aber, ja was glaubt die eigentlich? Was will sie, und was will sie nicht? Den Leuten Kränze aufsetzen und ihnen halbverdeckte Erklärungen machen und dann:
>
> Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge gibt's,
> die man mit Leidenschaft ergreifen darf;
> doch andre können nur durch Mäßigung
> und durch Entbehren unser werden:
> So, sagt man, sei die Liebe, das bedenke wohl. [II,2]
>
> Das soll goutieren, wer will. Ich mag sie nicht. Ich mag sie nicht.« (109 f.)

Über dieses brüske Geständnis müssen die anderen ein wenig lachen, aber die Hausfrau hat noch etwas mehr zu sagen, und das ist durchaus des Nachdenkens wert. Nach Goethes Absicht, so meint sie, hätte es eine »in sich ruhende Frau werden sollen, deren scheinbare Einfachheit eigentlich ein mit der zartesten Haltung ertragener, innerer Reichtum ist, […] eine Figur wie die Stiftsdame, von der die ›Bekenntnisse der schönen Seele‹ sind, oder wie die Ottilie in den ›Wahlverwandtschaften‹« (110). Und weiter:

> Aber für eine solche Durchsichtigkeit ist wahrscheinlich in einem Drama kein Platz, und weil im Drama die Figuren sich nur durch Reden zeigen können, nicht durch stilles Dasein und lautloses Reflektieren

> der Welt in ihrem durchscheinenden Innern, so hat ihn hier, denk' ich, das Metier gezwungen, die schönste Figur zu verderben, indem er sie über sich reden und deklamieren läßt, wo es ihre Sache wäre, sowohl als große Dame wie als eine schöne Seele, gerade nicht zu reden, schweigend, sich effacierend zu wirken und zu leiden. Das habe ich gemeint, wie ich früher sagte, er scheint mir hier etwas Undarstellbares darzustellen. (110 f.)

Mehr wird an diesem Abend über die Prinzessin nicht gesagt; sie bleibt »unverteidigt« (111). Die beiden Frauen begeben sich in die oberen Zimmer, um die drei Kinder schlafen zu sehen, und die beiden Männer gehen ins Bücherzimmer. Dort gilt ihr Gespräch, dessen Hauptanteil der Dichter bestreitet, dem Versuch, den ›Tasso‹ in seiner bewundernswerten Ganzheit zu verstehen und zu charakterisieren.

An dieser Stelle endet die abendliche Unterhaltung, und es folgt nach einem Zeitsprung ein zweiter Teil mit einer epischen Anlage von überraschend anderer Natur. Das erklärt sich aus der Entstehungsgeschichte des Textes, der ursprünglich nur aus dem ersten Teil bestand. Unter dem Titel ›Unterhaltung über den »Tasso« von Goethe‹ hatte Hofmannsthal ihn im Juli 1906 veröffentlicht. Rudolf Alexander Schröder zufolge war er es, der mit seiner »leidenschaftliche[n] Verteidigung der Prinzessin« den Freund veranlasst hat, die Fortsetzung auszuarbeiten, die im September desselben Jahres unter der Überschrift ›Die Prinzessin im »Tasso«‹ erschien. So meldet sich zu Beginn des zweiten Teils der Erzähler wieder zu Wort und berichtet: Viele Wochen später lag auf dem Frühstückstisch ein Kuvert, das den Stempel vom Landgut des Majors trug und keinen Brief enthielt, sondern ein kleines Manuskript in Maschinenschrift mit dem Titel ›Die Prinzessin‹. Darin heißt es im zweiten Absatz:

> Die arme Prinzessin! Sie ist nicht stark und lieblich, wie Dorothea, nicht lieblich in der Schwäche, wie Ottilie – womit soll sie die Herzen gewinnen? Zu dienen ist ihr versagt, und wodurch insinuiert sich schöner die Frau, als wenn sie dient. Sie ist da, und wenige wissen, wie ihr ums Herz ist, wenige wollen's wissen. Ein kaum erträglicher Zustand ist der ihre, und er ist bleibend, und sie trägt ihn; wie schön, wie vornehm trägt sie ihn. Jenes schmerzlichster Erfahrung abgewonnene: »Glissez mortels, n'appuiez pas!« hat sie sich ganz zu eigen gemacht; die ganze Welt ist ihr durch Entsagung zu eigen geworden. (114)

Nachdem die Eheleute den Text zu Ende gelesen haben, rätseln sie, wer ihn wohl verfasst habe: war es der Major, war es die Baronin? Er meint, der Baron. Sie hingegen beharrt, Helene müsse es gewesen sein. Das will am Ende auch er für möglich halten, meint jedoch, dass es mit allem hier über die Prinzessin Gesagten so unbezweifelbar seine Richtigkeit habe, dass nun auch sie versuchen müsse, die Prinzessin »mit Liebe zu sehen«. Darauf sie: »Ich will's versuchen. Aber die Sanvitale wenigstens, die gern zu haben, dazu wird mich niemand bringen.« (117)

*

Die Primärquelle des französischen Zitats ist seit langer Zeit bekannt. Nach Vorlagen von Nicolas Lancret hatte Nicolas de Larmessin im Jahre 1745 eine druckgraphische Folge von Jahreszeitenbildern angefertigt, denen als Legende jeweils ein Vierzeiler beigegeben war. Das Winterbild zeigt vor einem baumbewachsenen Ufer eine kleine Eisfläche, auf der ein Schlittschuhläufer den ersten Schritt tut, während hinter ihm einer jungen Frau von einem knienden Kavalier ein Schlittschuh angelegt wird. Der Vierzeiler, signiert »M. Roy«, lautet:

Sur un mince cristal l'Hyver conduit vos pas:
Le précipice est sous la glace.
Telle est de vos plaisirs la légère surface:
Glissez, Mortels, n'appuiez pas.[2]

Der vierte Vers ist in den französischen Zitatenschatz eingegangen, und warum er sich dafür so vortrefflich eignete, bemerkt man, wenn man ihn ins Deutsche zu bringen versucht. Die voranstehenden Verse lassen sich in prosaischer Form so übersetzen: »Über dünnes Kristall führt der Winter eure Schritte. Der Abgrund ist unter dem Eis. So ist auch die leichte Oberfläche eurer Freuden beschaffen.« Die Verdeutschung des letzten Verses hingegen, etwa: »Gleitet, Sterbliche, lastet nicht,« bleibt hinter der Schlagkraft des originalen Wortlauts weit zurück. Denn der Sinn des Satzes bringt es mit sich, dass in »appuyer« zwei verschiedene Bedeutungen miteinander verschmelzen: die konkrete: »auf etwas einen Druck ausüben«, mit der übertragenen: »auf etwas insistieren, es vertiefen«.

2 Georges Wildenstein, Lancret. Biographie et catalogue critiques, Paris 1924, Katalog Nr. 18, Abb. Nr. 17.

Nun könnte man meinen, dass unser Dichter, als er einen Vierzeiler für den Stich von Larmessin zu verfassen hatte, durch die Betrachtung des Bildes mit den Schlittschuhläufern zu einem lebensklugen Gedanken angeregt worden ist, den er als erster ausgesprochen hat. In Wahrheit verhält sich jedoch anders. Die weise Mahnung, die sich im Französischen mithilfe von glisser / ne pas appuyer so sinnfällig formulieren lässt, gab es schon seit langem in Gestalt des Spruches: »Glissons, n'appuyons pas.« Unser Verseschmied hat also nur den glücklichen Einfall gehabt, die in diesem Spruch steckende Anschaulichkeit in ein literarisches Winterbild zu übersetzen. Zugleich aber ist ihm ein Vers von ganz individuellem Gepräge gelungen, der gleichwohl leicht abzulösen war und ein Eigenleben führen konnte. Das bedeutet, dass vom Jahr 1745 an der Mahnspruch in zwei Versionen geläufig wurde, die sich deutlich voneinander unterscheiden. Wer den Satz »glissons, n'appuyons pas« im Munde führt, macht von einem herrenlosen Spruch Gebrauch. Hingegen liegt ein Zitat im engeren Sinn des Begriffes vor, wenn der Vers aus dem Vierzeiler angeführt wird.

Auffällig ist nun, dass Roys Vers in aller Regel (nach meiner Kenntnis: vor Hofmannsthal ausnahmslos) in der heute geläufigen Schreibung wiedergegeben worden ist: »Glissez, mortels, n'appuyez pas«. Das ist gut verständlich, denn die Schreibung »appuiez« war bereits zu Roys Zeiten obsolet.[3] So begegnet der Vers in der normgerechten Schreibung mit »y« schon in den ›Anecdotes of the late Samuel Johnson‹ vom Jahr 1786. Da berichtet Johnsons Freundin: »We had got a little French print among us at Brighthelmstone, in November 1782, of some people skaiting, with these lines written under: ›Sur un mince chrystal l'hyver conduit leurs pas, / […] / Glissez mortels; n'appayez pas.‹«[4] Auch Hofmannsthal muss den Stich des Larmessin irgendwann zur Hand gehabt haben, anders lässt sich seine Zitierweise in der originalen Schreibung

3 »Il appuie«, aber »appuyez-vous«: Dictionnaire de l'Académie françoise. Troisième édition. Tome premier. A – K, Paris 1740, S. 83. Die Regel lautet: »Les verbes en -yer changent l'*y* en *i* devant un *e* muet« (Grevisse). In den übrigen Verbformen bezeichnet das *y* die Lautung *ij* (frz. »yod«). Unter »Hiver« vermerkt der Dictionnaire de l'Académie von 1740: »Plusieurs écrivent *Hyver*« (S. 810).

4 Hesther Lynch Piozzi, Anecdotes of the late Samuel Johnson, LL. D. during the last twenty years of his life, London 1786, S. 142 f. Das *a* in »appayez« ist sicherlich ein Druckfehler. Die Autorin hatte übrigens Johnson und noch mehrere andere Freunde um Übersetzungen des Vierzeilers gebeten, die sie abdruckt.

nicht erklären, und es gibt gute Gründe für die Annahme, dass er ihn erst um das Jahr 1901 zu Gesicht bekommen hat. Dafür spricht unter anderem, dass sein Zitat des Verses in der ›Unterhaltung‹ eine Vorgeschichte hat.

In einer Aufzeichnung vom Jahre 1894 notiert sich Hofmannsthal: »die Idee il faut glisser ne pas appuyer«. Im Jahr 1895 taucht diese »Idee« in der sprachlich seltsamen Form wieder auf: »Il faut glisser ne appuyer la vie.« Im gleichen Jahr nochmals: »il faut glisser la vie ne pas appuyer«. In einer Aufzeichnung vom 7. April 1901 begegnet dann das französische Zitat in einem Zusammenhang, der bereits auf das in der ›Unterhaltung‹ angeschlagene Thema vorauszudeuten scheint. Dort heißt es:

> Eine Stimmung, dem Dasein und dem Schicksal gegenüber:
> All was wir haben, ist gelieh'n
> Und brauchen wir's wie unser Eigen
> wird sich der rechte Besitzer zeigen.
> Dies hat den gleichen Sinn, wie: il faut glisser, ne pas appuyer.

1902 lautet eine Notiz: »furchtbar gefährden das Seelenleben alle welche streng Gegenwart von Vergangenheit sondern wollen: sie wollen einen Punkt festhalten! Il faut glisser.« Und im selben Jahr dann: »das furchtbare wenn man ins Leben hinein will au lieu de glisser«.[5]

Wie Joëlle Stoupy überzeugend nachgewiesen hat, ist Hofmannsthal mit der sprachlich so eigenwilligen Version der mahnenden Worte durch die Lektüre des (1886 veröffentlichten) Aufsatzes von Paul Bourget über die Brüder Goncourt bekannt geworden. Dort ist von einem »Weisen« die Rede, einem »sage qui disait: ›Il faut glisser la vie et non pas l'appuyer …‹«[6] Gleichwohl ist nicht ganz auszuschließen, dass Hofmannsthal mit dem Spruch »Glissons, n'appuyons pas« (dessen leichte Abwandlung mit »il faut …« einem leicht in die Feder fließt) auch aus einer anderen Quelle vertraut gewesen sein könnte. Das lehrt die

5 Die Zusammenstellung dieser Zitate verdanke ich Konrad Heumann, der so freundlich war, mir die entsprechenden Passagen aus dem demnächst erscheinenden Band XXXVIII der ›Sämtlichen Werke‹ mitzuteilen.

6 Joëlle Stoupy, »Il faut glisser la vie …«. Ein Zitat und seine Wandlungen im Werk Hugo von Hofmannsthals, in: Hofmannsthal-Blätter 39 (1989), S. 9–41, hier: S. 9. Die Druckgraphik von Larmessin ist dort auf S. 11 abgebildet.

Motivgeschichte des Mahnspruchs, die detailreicher ist, als bisher bekannt. Sie beginnt in der uns zugänglichen literarischen Überlieferung, wie in allen einschlägigen Wörterbüchern verzeichnet, mit einem Brief der Madame de Sévigné, auf den wir an späterer Stelle näher eingehen wollen. Zuvor ist jedoch zu sagen, dass der Mahnspruch in sehr ähnlicher Form in einem der Totendialoge Fontenelles begegnet. Und das hat wahrscheinlich auch mit der Entstehungsgeschichte des Vierzeilers etwas zu tun, denn für dessen Autor war Fontenelle alles andere als ein Unbekannter.

Pierre Charles Roy (1683–1764), dessen Name heutzutage nur Spezialisten etwas sagt, hatte sich in den ersten Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts als Autor zahlreicher Opern- und Ballettlibretti sowie mehrerer Tragödien einen Namen gemacht und sich auch als geistreicher Poet hervorgetan.[7] Zu dieser Zeit galt er seinen Zeitgenossen gar als ernsthafter Rivale Voltaires. Er hatte eine gründliche humanistische Erziehung genossen und war nach seinem Jurastudium »conseiller« in der Pariser Justizverwaltung geworden, aus der er jedoch ausscheiden musste, als ihm Amtsmissbrauch zugunsten guter Freunde nachgewiesen wurde. Eine stattliche Erbschaft erlaubte ihm, sich ganz seinen Ambitionen als Schriftsteller zu widmen, und dazu gehörte sein Ehrgeiz, eines Tages in die Académie française aufgenommen zu werden. Doch so oft er sich um einen freigewordenen Sitz bewarb, ließen die Unsterblichen Vierzig ihn leer ausgehen. Denn mittlerweile hatte er sich zahlreiche Feinde gemacht. Er war Mitglied des »Régiment de la calotte« (Regiment der Kniebundhose) geworden, einer clubartigen Gesellschaft von Literaten, die sich über ausgewählte Zeitgenossen mit spöttisch satirischen Versen lustig machten. (1702 war der Verein gegründet worden, und Ludwig XIV., bei dem manche Beschwerde eingegangen war, hatte das respektlose Treiben stillschweigend geduldet.) Auf dem Feld der Satire war Pierre Charles Roy ganz in seinem Element, und je länger er auf einen Sitz in der Académie warten musste, desto grimmiger wurden seine spöttischen Hiebe. Als der Comte de Clermont in die Académie gewählt wurde, verfasste Roy ein gern zitiertes Epigramm des Inhalts: wenn die Neununddreißig sich eine Null

7 Umfassende Auskünfte über diesen zweitrangigen Autor, mit zahlreichen kulturgeschichtlich interessanten Dokumenten, gibt das Buch von Elliot H. Polinger, Pierre Charles Roy. Playwright and Satirist (1683–1764), New York 1930.

hinzuaddieren, bleibt der Sitz vakant. Daraufhin ließ der Graf den Dichter verprügeln.[8] So wurde allmählich Roys Lieblingsfeind der einflussreiche Fontenelle, der 1691 Mitglied der Académie française geworden war, und 1699 Generalsekretär der Académie royale des sciences. Fontenelle, dem eine Lebenszeit von hundert Jahren beschieden war (von 1657 bis 1757) und der zusammen mit Pierre Bayle zu den herausragenden Vertretern der Frühaufklärung gehört, hatte sich zum Anliegen gemacht, ein breites Leserpublikum mit den Ergebnissen der Naturwissenschaften vertraut zu machen und für eine kritische Einstellung gegenüber eingelebten Traditionen zu gewinnen. Zuvor jedoch, 1683, hatte er mit seinen an Lukian inspirierten Totengesprächen, den ›Nouveaux Dialogues des Morts«, Aufsehen erregt. Dieses Werk, ein geistreicher Geniestreich, muss auch dem Verfasser unseres Vierzeilers bekannt gewesen sein. Aber gleichviel, ob es so war oder nicht: wer mit Fontenelle vertraut ist, wird von Roys oft zitiertem Vers unweigerlich an das Gespräch erinnert, das in Fontenelles Reich der Toten der Herzog von Alençon und Elisabeth von England miteinander führen.

> Le Duc: Mais pourquoi m'avez-vous si longtemps flaté de l'espérance de vous épouser, puis que vous estiez résoluë dans l'ame à ne rien conclure?
>
> Elizabeth: J'en ay bien trompé d'autres, qui ne valoient pas moins que vous. J'ay esté la Penélope de mon siecle. Vous, le Duc d'Anjou vostre Frere, l'Archiduc, le Roy de Suède, vous estiez tous des Poursuivans, qui en vouliez à une Isle bien plus considérable que celle d'Ithaque; je vous ay tenus en haleine pendant une longue suite d'années, et à la fin je me suis moquée de vous.
>
> […]
>
> Elizabeth: Mais le vray secret de ma conduite, c'est que je trouvois qu'il n'y avoit rien de plus joly, que de former des desseins, de faire des préparatifs, et de n'executer point. Ce qu'on a ardemment desiré, diminuë de prix dès qu'on l'obtient, et les choses ne passent point de nostre imagination à la réalité, qu'il n'y ait de la perte. Vous venez en Angleterre pour m'épouser; ce ne sont que Bals,

8 Näheres, mit Zitat der Verse, im Artikel über Roy in: Nouvelle Biographie Générale, publiée par Firmin Didot Frères, sous la direction de Hoefer, vol. 42, Paris 1863, Sp. 805 f.

que Festes, que Réjoüissances, je vais mesme jusqu'à vous donner un Anneau. Jusques-là tout est le plus riant du monde; tout ne consiste qu'en aprests et en idées; aussi ce qu'il y a d'agreable dans le Mariage est déja épuisé. Je m'en tiens-là, et vous renvoye.

Le Duc: Franchement, vos maximes ne m'eussent point accommodé; j'eusse voulu quelque chose de plus que des chimeres.

Elizabeth: Ah! si l'on ostoit les chimeres aux Hommes, quel plaisir leur resteroit-il? Je voy bien que vous n'aurez pas senty tous les agrémens qui estoient dans vostre vie; mais en vérité vous estes bien malheureux qu'ils ayent esté perdus pour vous.

Le Duc: Quoy? quels agrémens y avoit-il dans ma vie? Rien ne m'a jamais réüssi. J'ay pensé quatre fois estre Roy; d'abord il s'agissoit de la Pologne, ensuite de l'Angleterre, et des Païs-Bas; enfin la France devoit apparemment m'appartenir; cependant je suis arrivé icy sans avoir regné.

Elizabeth: Et voilà ce bonheur dont vous ne vous estes pas apperceu. Toûjours des imaginations, des espérances, et jamais de réalité. Vous n'avez fait que vous préparer à la Royauté pendant toute vostre vie, comme je n'ay fait pendant tout la mienne, que me préparer au mariage.

Le Duc: Mais comme je croy qu'un mariage effectif pouvoit vous convenir, je vous avouë qu'une véritable Royauté eust esté assez de mon goust.

Elizabeth: Les plaisirs ne sont pas assez solides pour souffrir qu'on les approfondisse; il ne faut que les éfleurer. Ils ressemblent à ces terres marécageuses sur lesquelles on est obligé de courir legerement, sans y arrester jamais le pied.[9]

Der Herzog: Aber warum habt Ihr mich nur so lange Zeit in der Hoffnung gewiegt, Euch heiraten zu dürfen, wenn Ihr im tiefsten Seelengrunde doch entschlossen wart, keine feste Bindung einzugehen?

Elisabeth: In dieser Hinsicht habe ich auch andere hinters Licht geführt, die Euch an Wert nicht nachstanden. Ich bin die Penelope meines Jahrhun-

9 Bernard de Fontenelle, Nouveaux Dialogues des Morts. Édition critique, avec une introduction et des notes par Jean Dagen, Paris 1971, S. 217–222. – Übersetzung nach Bernard de Fontenelle, Totengespräche. Aus dem Französischen übersetzt, kommentiert und mit Dossier und Nachwort versehen von Hans-Horst Henschen, Frankfurt am Main 1991 (= Die Andere Bibliothek 66), S. 111–116.

derts gewesen. Erst Ihr, dann Euer Bruder, der Herzog von Anjou, dann der Erzherzog, dann der König von Schweden – ihr wart allesamt Verfolger, die eine sehr viel reizvollere Insel als Ithaka entdecken wollten; ich habe Euch eine lange Reihe von Jahren in Atem gehalten, und am Schluß habe ich mich lauthals über Euch lustig gemacht.

[…]

Elisabeth: […]. Das wahre Geheimnis meines Verhaltens aber liegt darin: ich habe herausgefunden, daß es nun einmal nichts Reizvolleres gibt, als Pläne zu schmieden und Vorbereitungen zu treffen, aber nichts zum Abschluß zu bringen. Was man sich am sehnlichsten gewünscht hat, büßt allen Wert ein, sobald man es bekommt, und die Dinge gehen nicht ohne Einbuße aus unserer Einbildungskraft in die Realität über. Ihr seid nach England gekommen, um mich zu heiraten; ein Jahr lang gebe ich Euch Bälle, Feste und Lustbarkeiten; ich gehe sogar so weit, Euch einen Ring zu schenken. Bis dahin ist das das Lustigste von der Welt; alles besteht nur in vorbereitenden Tändeleien und Ideen; darin aber erschöpft sich auch schon alles, was es an der Ehe Angenehmes gibt. Ich begnüge mich damit und schicke Euch wieder heim.

Der Herzog: Eure Grundsätze hätten mir, offen gestanden, kaum behagt; ich hätte etwas mehr gewollt als nur Luftschlösser.

Elisabeth: Ach, wenn man den Menschen ihre Luftschlösser nähme, welche Annehmlichkeit bliebe ihnen denn dann? Ich sehe zwar, daß Ihr nicht alle Wonnen gekostet habt, die Euch das Leben bot; in Wahrheit aber seid Ihr sehr unglücklich, daß sie Euch entschwunden sind.

Der Herzog: Wie? Welche Wonnen gab es denn in meinem Leben? Nichts ist mir je gelungen. Viermal glaubte ich mich dem Königsthron nahe; zuerst in Polen, dann in England und in den Niederlanden; schließlich schien mir schon Frankreich zu gehören; und doch bin ich in der Unterwelt angekommen, ohne je regiert zu haben.

Elisabeth: Eben das ist ja das Glück, das Ihr nie wahrgenommen habt. Immer nur Einbildungen, Hoffnungen, und nie Realität. Ihr habt Euer ganzes Leben lang nichts anderes getan, als Euch für die Königswürde vorzubereiten, so wie ich mein ganzes Leben lang nichts anderes getan habe, als mich auf die Ehe vorzubereiten.

Der Herzog: Aber so wie ich glaube, daß Euch eine wirkliche Ehe gutgetan haben würde, gestehe ich auch frei, daß eine wirkliche Königswürde ganz nach meinem Geschmack gewesen wäre.

Elisabeth: Die Annehmlichkeiten und Wonnen sind nicht beständig genug, als daß sie genauerer Nachprüfung standhielten; man darf sie nur leicht streifen. Sie ähneln jenen sumpfigen Landstrichen, über die man leichten Fußes hinwegsetzen muß, ohne je fest aufzutreten.

Nebenbei bemerkt: der hier gewählte Vergleich ist auch Hofmannsthal einmal eingefallen. Herbert Steiner berichtet in einer Gesprächsaufzeichnung: »Von Casanova, dem ›Abenteurer‹ seines frühen Spiels, sagte er: ›was mich an ihm interessierte, war ein Mensch, der leicht weitergeht – wie über einen Sumpf – wo jeder andere einsinkt‹.«[10]

Dass Fontenelle der »virgin queen« unterstellt, sie habe aus skeptischer Menschenklugheit auf die Ehe verzichtet, ist natürlich nur ein geistreicher Scherz. Aber dass er den Dialog im höfischen Milieu angesiedelt hat, ist wohl mehr als nur ein Zufall, und einen Augenblick des Nachdenkens wert. Mehrfach hat sich in der literarischen Tradition gezeigt, dass ein höfisches Milieu für den Erwerb illusionsloser Menschenkenntnis besonders günstige Voraussetzung bietet. Man denke an Seneca und Tacitus in Rom, an Machiavelli und Guicciardini in Florenz, an Baltasar Gracián im Umkreis des Hofes von Madrid, an La Rochefoucauld und La Bruyère in Paris.[11] Hohe Dichte der Regelungen, denen das Leben des Einzelnen in einer gestuften Gesellschaft unterworfen ist, zusammen mit großer Dichte der komplexen Beziehungen, die sich auf engem Raum zwischen Individuen von ausgeprägter Eigenart ergeben: das bringt hochkultivierte Lebensformen hervor und zugleich den nötigen psychologischen Scharfblick, um die anderen zu durchschauen, und am Ende auch sich selbst. In einem Milieu dieser Art spielt ›La Princesse de Clèves‹, der große Roman der Madame de Lafayette, die mit La Rochefoucauld befreundet war. Und das in diesem Roman Erzählte steht motivisch dem im ›Tasso‹ Gestalteten nicht fern.

Die Titelheldin hat auf Anraten ihrer Mutter den grundsympathischen Prince de Clèves geheiratet, doch was Liebe ist, erfährt sie erst, als sie dem Duc de Nemours begegnet, der sie leidenschaftlich umwirbt. Mit all ihren Kräften wehrt sich sie sich gegen diese Liebe, doch wie es um ihr Herz bestellt ist, verrät sie durch ungewollte Liebeszeichen, so dass sie sich keinen anderen Rat mehr weiß, als ihrem Mann die Liebe zu einem anderen zu gestehen und ihn zu bitten, ihr den Rückzug aus

10 Herbert Steiner, Erinnerungen an Hofmannsthal, in: Helmut A. Fiechtner, Hugo von Hofmannsthal. Die Gestalt des Dichters im Spiegel der Freunde, Wien 1949, S. 190–194, hier: S. 193.

11 Eine instruktive Darstellung dieses Traditionszusammenhangs gibt das Buch von Jürgen von Stackelberg, Französische Moralistik im europäischen Kontext, Darmstadt 1982 (= Erträge der Forschung 172).

der Hofgesellschaft zu gestatten. Dieses Geständnis verletzt den Ehemann zutiefst, und als er bald darauf stirbt, glaubt die Princesse, seinen Tod verschuldet zu haben. Fortan hält sie es für ihre Pflicht (devoir), ihrem Mann über den Tod hinaus treu zu bleiben. Aber sie hat auch noch andere Gründe, auf die Ehe mit dem Duc de Nemours zu verzichten, und die offenbart sie in einem letzten Gespräch mit ihm, der sie bestürmt, ihn zu heiraten. Sie gesteht dem immer noch geliebten Mann: die Gewissheit, dass er sie eines Tages nicht mehr lieben werde, empfinde sie als ein derart schreckliches Unglück, dass sie sich nicht entschließen könne, sich dem auszusetzen. Zwar seien sie jetzt füreinander frei, und niemand werde die Eheschließung tadeln, aber, so fährt sie fort:

> Mais les hommes conservent-ils de la passion dans ces engagements éternels? Dois-je espérer un miracle en ma faveur et puis-je me mettre en état de voir certainement finir cette passion dont je ferais toute ma félicité? M. de Clèves était peut-être l'unique homme du monde capable de conserver de l'amour dans le mariage. Ma destinée n'a pas voulu que j'aie pu profiter de ce bonheur; peut-être aussi que sa passion n'avait subsisté que parce qu'il n'en aurait pas trouvé en moi. Mais je n'aurais pas le même moyen de conserver la vôtre: je crois même que les obstacles ont fait votre constance. Vous en avez assez trouvé pour vous animer à vaincre et mes actions involontaires, ou les choses que le hasard vous a apprises, vous ont donné assez d'espérances pour ne vous pas rebuter.[12]

> Aber bewahren Männer ihre Liebe in solchen Verbindungen für die Ewigkeit? Darf ich auf ein Wunder zu meinen Gunsten hoffen? Darf ich mich in die Lage begeben, das Ende dieser Leidenschaft, auf die ich mein ganzes Glück gebaut hätte, mit Sicherheit vorauszusehen? Herr von Cleve war vielleicht als der einzige Mann auf der Welt fähig, die Liebe auch in der

12 Madame de Lafayette, Romans et Nouvelles. Texte revu sur les éditions originales avec une introduction, une bibliographie et des notes par Émile Magne, Paris 1961, S. 387. – Übersetzung nach Madame de Lafayette, Die Prinzessin von Cleve. Die Prinzessin von Montpensier. Übersetzt von Hans Broemser und Gerda von Uslar. Mit einem Essay ›Zum Verständnis der Werke‹ und einer Bibliographie von Jürgen von Stackelberg, Hamburg 1958 (= Rowohlts Klassiker), S. 122. Übersetzung von H. Broemser.

> Ehe zu bewahren. Das Schicksal hat nicht gewollt, daß ich mich dieses Glückes erfreute. Aber ob nicht auch seine Leidenschaft nur deshalb lebendig geblieben ist, weil sie in mir keinen Widerhall fand? Mir Ihre Liebe jedoch zu erhalten, hätte ich nicht das gleiche Mittel. Ich glaube sogar, daß die Hindernisse der Grund für Ihre Beständigkeit waren. Es gab ihrer soviel wie nötig, Sie zum Sieg anzustacheln; dazu ließ Ihnen mein unabsichtliches Tun und das, was Sie durch Zufall erfuhren, eben genug Hoffnung, daß Sie nicht abgeschreckt wurden.

Der Roman, der in den letzten Jahren der Regierungszeit Heinrichs II. spielt, aber unübersehbar die höfische Gesellschaft zur Zeit Ludwigs XIV. spiegelt, wurde 1678 veröffentlicht, im selben Jahr, in dem La Rochefoucaulds Maximenbuch in der Ausgabe letzter Hand erschien. Seit der Erstausgabe vom Jahr 1665 war darin der Aphorismus zu lesen:

> L'amour aussi bien que le feu ne peut subsister sans un mouvement continuel; et il cesse de vivre dès qu'il cesse d'espérer ou de craindre.[13]

> Die Liebe, gleich dem Feuer, hat nur durch unablässige Bewegung Bestand, und sie hört auf zu leben, sobald sie aufhört, zu hoffen oder zu fürchten.

Neu war diese liebespsychologische Einsicht zwar schon damals nicht mehr, aber der Herzog formuliert sie mit unübertroffener Prägnanz. Ähnlich steht es mit dem Roman der Madame de Lafayette. Das so sehr Beeindruckende daran ist die Art und Weise, wie die Erzählung das psychologische Wissen in ein seelisches Geschehen hineinverwebt. Und im Grunde nicht viel anders verhält es sich mit Goethes ›Tasso‹. Man vernimmt nicht gänzlich Unvertrautes, wenn man die Prinzessin im Gespräch mit Tasso sagen hört:

> Wir sind von keinem Männerherzen sicher,
> Das noch so warm sich einmal uns ergab.
> Die Schönheit ist vergänglich, die ihr doch
> Allein zu ehren scheint. Was übrig bleibt,
> Das reizt nicht mehr, und was nicht reizt, ist tot.
> (II, 1; V. 1030–1034)

Natürlich ist diese eher beiläufig ausgesprochen Überzeugung nicht das Motiv für ihre Liebesscheu, für die es vielmehr tief in ihrer Natur

13 La Rochefoucauld, Maximes. Texte établi par Jacques Truchet, Paris 1967. In der Erstausgabe Max. 85, in der Ausgabe letzter Hand Max. 75.

verankerte Gründe gibt. Und erst recht kann und darf es zwischen ihr und Tasso keine Liebe im vollen Sinn des Wortes geben. Aber es berührt sie in ihrem Innersten, dass sie an Tassos Dichtung ihren Anteil hat, dass sie ihm, wie Tasso sagt, als »Urbild jeder Tugend, jeder Schöne« vorschwebt. Das dankt sie ihm, und das verführt sie zu den verfänglichen Worten:

Wir hören und wir glauben zu verstehn,
Was wir verstehn, das können wir nicht tadeln,
Und so gewinnt uns dieses Lied zuletzt.

Kein Wunder, dass dies in Tasso eine Schranke niederreißt – »Welch einen Himmel öffnest du vor mir …« – und die Prinzessin ihn mahnen muss:

Nicht weiter, Tasso! Viele Dinge sind's
Die wir mit Heftigkeit ergreifen sollen:
Doch andre können nur durch Mäßigung
Und durch Entbehren unser eigen werden.

Diese Verse hatte im ersten Teil von Hofmannsthals ›Unterhaltung‹ die ungehaltene Gastgeberin zitiert und gerügt. Da niemand ihr widersprach, blieb die Prinzessin »unverteidigt«, und erst im zweiten Teil heißt es dann von ihr: »Jenes schmerzlichster Erfahrung abgewonnene: ›Glissez mortels, n'appuiez pas!‹ hat sie sich ganz zu eigen gemacht; die ganze Welt ist ihr durch Entsagung zu eigen geworden.« Das rückt die Dinge zurecht. So wie die Prinzessin und die Welt um sie her beschaffen ist, kann ihr ein wenig von dem Glück, das sie ersehnt, nur durch Verzicht auf dessen erdhafte Verwirklichung zuteil werden. Mit dem späten Goethe zu reden: durch Entsagung. Das erstrebte Glück muss ein nur vorschwebendes, nur flüchtig berührtes bleiben. Und um dies auszusprechen, taugt der sprichwörtlich gewordene Vers offenbar ganz vortrefflich.

Warum das so ist, obwohl es sich keineswegs von selbst versteht, verdeutlicht sich, wenn man den schon erwähnten Brief der Madame de Sévigné in die Betrachtung einbezieht. Es ist der Brief vom 3. März 1671 an die jungvermählte Tochter, die vier Wochen zuvor in die Provence abgereist war. Dort war ihr Ehemann, der Graf von Grignan, Provinzgouverneur geworden. Wie sehr der Mutter die Trennung von der heißgeliebten Tochter förmlich das Herz zerriss – und welch begna-

dete Briefschreiberin Madame de Sévigné war – , ist dem folgenden Briefausschnitt unschwer abzulesen.

> Je vous assure, ma chère bonne, que je songe à vous continuellement, et je sens tous les jours ce que vous me dîtes une fois, qu'il ne fallait point appuyer sur ces pensées. Si l'on ne glissait pas dessus, on serait toujours en larmes, c'est-à-dire moi. Il n'y a lieu dans cette maison qui ne me blesse le cœur. Toute votre chambre me tue; j'y ai fait mettre un paravent tout au milieu, pour rompre un peu la vue d'une fenêtre sur ce degré par où je vous vis monter dans le carosse de d'Hacqueville, et par où je vous rappelais. Je me fais peur quand je pense combien alors j'étais capable de me jeter par la fenêtre, car je suis folle quelquefois; ce cabinet, où je vous embrassai sans savoir ce que je faisais; ces Capucins, où j'allai entendre la messe; ces larmes qui tombaient de mes yeux à terre, comme si c'eût été de l'eau qu'on eût répandue; Sainte-Marie, Mme de La Fayette, mon retour dans cette maison, votre appartement, la nuit et le lendemain; et votre première lettre, et toutes les autres, et encore tous les jours, et tous les entretiens de ceux que entrent dans mes sentiments. Ce pauvre d'Hacqueville est le premier; je n'oublierai jamais la pitié qu'il eut de moi. Voilà donc où j'en reviens: il faut glisser sur tout cela, et se bien garder de s'abandonner à ses pensées et aux mouvements de son cœur.[14]

> Ich versichere Sie, meine Gute, daß ich stets an Sie denke und jeden Tag empfinde, was Sie mir einmal gesagt haben: daß man über solche Gedanken hinweggleiten sollte. Wenn ich dies nicht täte, würde ich immerzu in Tränen schwimmen. Es gibt keine Stelle in diesem Haus, die mir nicht das Herz verwundet. Ihr Zimmer bringt mich um. Ich habe einen Wandschirm mitten hinein stellen lassen, damit der Ausblick durchs Fenster auf die Stufe, von der ich Sie in Hacquevilles Karosse steigen sah, verstellt sei. Ich fürchte mich vor mir selbst, wenn ich daran denke, wie ich damals nahe

14 Madame de Sévigné, Correspondance, I (mars 1646 – juillet 1675). Texte établi, présenté et annoté par Roger Duchêne, Paris 1972 (= Bibliothèque de la Pléiade), S. 175. – Übersetzung nach Madame de Sévigné, Briefe. Herausgegeben und übersetzt von Theodora Von der Mühll, Frankfurt am Main 1966, S. 48 (das Vorwort schildert anschaulich Madame de Sévignés Lebensweg bis zum Jahr 1667, mit dem diese Briefauswahl beginnt).

> daran gewesen bin, mich zu diesem Fenster hinauszustürzen, denn manchmal bin ich wie von Sinnen. Dieses kleine Gemach, wo ich Sie umarmte, ohne recht zu wissen, was ich tat, diese Kapuziner, zu denen ich dann zur Messe ging, diese Tränen, die bis zu Boden rannen, als hätte man Wasser ausgeschüttet, das Kloster Sainte-Marie, Frau von Lafayette, meine Rückkehr hier ins Haus, Ihr Zimmer, die Nacht, der folgende Morgen und Ihr erster Brief und alle übrigen und all die Gespräche mit Menschen, die mich verstehen, der arme d'Hacqueville allen voran. – Nie werde ich sein Mitgefühl vergessen! Und so komme ich wieder darauf zurück, daß man über all das weggleiten und sich hüten muß, seinen Gedanken und Herzensregungen nachzuhängen.

Diese Sätze des Briefes beginnen und enden zwar mit der weisen Lebensregel, aber wohldurchdacht komponiert hat Madame de Sévigné das Ganze offenkundig nicht. Weil ihre Gedanken unentwegt bei der Tochter sind, fällt ihr deren Rat ein, über diese Gedanken nicht ins Grübeln zu versinken, und das findet sie beherzigenswert. In der Tat: glitte man darüber nicht hinweg, wäre »man« immerfort in Tränen; im originalen Wortlaut: »man … das heißt ich« – »on … c'est-à-dire moi«. Und mit dieser Richtigstellung – was für ein gleitender Übergang! – ist sie nun bei all dem, was sie zu überwältigen droht. Jeder Winkel im Haus sticht ihr ins Herz, das Zimmer der Tochter zumal, mit dem Fenster, aus dem sie das geliebte Kind in die Kutsche steigen sah. All das fließt ihr jetzt in die Feder, die sie laufen lässt, ohne recht darauf zu achten, wie es in den angefangenen Satz hineinpasst. Gewiss tut sie gut daran, über diese Dinge in stakkatoartigen Notizen schnell hinwegzueilen. Aber wäre es im Sinne des Mahnspruchs nicht viel richtiger gewesen, die aufsteigenden Erinnerungen sozusagen en bloc nur flüchtig zu berühren und rasch abzutun? Gerät sie in das schmerzliche Geschehen, das jetzt immerhin schon vier Wochen zurückliegt, beim Aufzählen der Einzelheiten nicht unversehens wieder tief hinein? Man hat den Eindruck, dass der menschenkluge Verstand ihr einen Rat gegeben hat, dem das Herz nicht folgen kann. Halb und halb, so scheint es, ist das darüber Hinweggleiten zugleich ein Vertiefen. Jedenfalls hat Madame de Sévigné sich die Mahnung nicht so zu eigen machen können, dass der innere Tumult wirklich beschwichtigt worden wäre. So kehren die mahnenden Worte im letzten Satz weniger als Rückschau auf ein Gelingen wieder, als vielmehr als eine Aufgabe, die auch weiterhin zu bewältigen sein wird.

Denkt man jetzt an die von Hofmannsthal mit Hilfe des französischen Zitats gedeutete seelische Lage der Prinzessin im ›Tasso‹ zurück und erinnert sich außerdem an Fontenelles Königin Elisabeth, wird man gewahr, in wie verschiedener Weise der Mahnspruch ins innere Leben einer Person aufgenommen werden kann. Und wie groß die Spannweite dieser Möglichkeiten ist, stellt sich vollends heraus, wenn man ein Bühnenstück Voltaires beizieht. In der Komödie ›La Prude‹, die 1747 uraufgeführt wurde, hat Voltaire als Nebenfigur die lebenslustige Madame Burlet auftreten lassen, die einem mürrischen Misanthropen den Rat gibt:

> N'approfondis jamais rien dans la vie,
> Et glisse-moi sur la superficie;
> Connais le monde, et sais le tolérer:
> Pour en jouir, il le faut effleurer. (V, 2)[15]

> Hüte dich, jemals im Leben über irgend etwas nachzugrübeln,
> und gleite nur über die Oberfläche hinweg.
> Nimm die Welt so, wie sie ist, und lerne, sie zu ertragen.
> Um sie zu genießen, darf man sie nur leicht berühren.

Hatte Voltaire bei der Niederschrift dieser Verse Fontenelles Elisabeth in Erinnerung? Die Worte »superficie« und »effleurer« deuten darauf hin. Fontenelle allerdings hatte der Königin ein geistreiches Bonmot in den Mund gelegt, das Illusionsbereitschaft empfiehlt; was die muntere Madame Burlet anrät, läuft hingegen auf ein Pädoyer für unbekümmerte Sorglosigkeit hinaus. Augenscheinlich hat der Mahnspruch inzwischen Fortüne gemacht. Und im Laufe der folgenden Jahrzehnte muss er an Popularität noch erheblich hinzugewonnen haben. In ›La vie de Rossini‹ (1824) geht Stendhal auf ›La cenerentola‹ ein und vermerkt zum Eingangsterzett der drei Schwestern, in das Aschenputtels Schicksal eine Dosis vulgären Unglücks (malheur vulgaire) einbringe, mit einigem Unbehagen:

15 Œuvres complètes de Voltaire. Édition critique établie par Louis Moland, vol. III: Théâtre II, Paris 1877, Nachdruck Nendeln, Liechtenstein o.J. (1967), S. 469. Die Kenntnis dieser Stelle verdanke ich dem Buch von Jürgen von Stackelberg, Der unfertige Garten. Essays zur französischen Literatur, Bonn 2007 (= Abhandlungen zur Sprache und Literatur 167), S. 233.

> tout cela semble écrit sous la dictée du proverbe français: ›Glissons, n'appuyons pas.‹ Cette musique est éminemment rossinienne.«[16]

> All das scheint nach dem Vorbild des französischen Sprichwortes »Glissons, n'appuyons pas« geschrieben zu sein. Die Musik ist ungemein charakteristisch für Rossini.

War es diese Stelle in Stendhals Rossini-Biographie, die das Sprichwort in Mailand heimisch gemacht hat? Dort jedenfalls erscheint von 1834 bis 1841 eine Zeitschrift mit dem Titel ›Glissons, n'appuyons pas. Giornale critico-letterario d'arti, teatri e varietá‹.[17]

Und wie populär das Sprichwort zu dieser Zeit in Frankreich geworden war, bezeugt eine Stelle in Balzacs Roman ›La Maison Nucingen‹ (1838), an der davon die Rede ist, dass in diesem Jahrhundert (dans ce siècle) ein jeder rufe (chacun s'écrie): »Glissons, n'appuyons pas.«[18] Die Mahnung ist offenbar nicht nur volkstümlich geworden, sondern auch banal. Sie kann inzwischen eine Haltung rechtfertigen, die das Leben insgesamt nicht weiter schwer nimmt. Das ist einer bissigen Äußerung Stendhals über den französischen Volkscharakter abzulesen, die lautet:

> N'insistons pas, glissons. Le Français est sans doute le plus heureux, il glisse sur les événements de la vie et ne garde pas rancune.[19]

> Denken wir nicht weiter nach, gleiten wir darüber hinweg. Der Franzose ist sicherlich der glücklichste Mensch, er gleitet über die Dinge des Lebens hinweg, ohne zu grollen.

Selbst die in höherem Stil gehaltene Version des Verses »Glissez, mortels …« ist von Banalisierung nicht verschont geblieben. Zwei Jahre vor dem Tod Victor Hugos (der 1885 unter Anteilnahme der ganzen Nation

16 Stendhal, Vie de Rossini, Paris 1824, S. 310, Kap. XX.

17 Mariangela Mazzocchi Doglio, La vita teatrale milanese dal 1834 al 1841 attraverso le pagine della rivista »Glissons, n'appuyons pas«, in: Archivio Storico Lombardo. Giornale della società storica lombarda, anno CXXXIV, serie XII, vol. 13 (2008), S. 227–239, hier: S. 227, mit dem Hinweis, dass das Sprichwort zuvor der Titel einer Rubrik in der ›Gazzetta di Milano‹ gewesen war.

18 Honoré de Balzac, La Maison Nucingen (1838), in: La Comédie humaine, édition publiée sous la direction de Pierre-Georges Castex, vol. VI, Paris 1977 (= Bibliothèque de la Pléiade), S. 351.

19 Le Grand Larousse de la langue française en sept volumes, vol. III, Paris 1972, unter »glisser«, ohne Stellenangabe.

feierlich zu Grabe getragen wurde) veröffentlichte Edmond Biré ein Buch unter dem Titel ›Victor Hugo avant 1830‹. Darin bekundet Biré zwar seine Bewunderung für den Dichter, lässt es aber an Ironie für die Person nicht fehlen, kann er doch anhand von Dokumenten den Nachweis führen, dass die von Hugo behauptete Herkunft aus einem alten Adelsgeschlecht eine freie Erfindung ist.[20] Mit süffisantem Spott bedenkt Biré auch Hugos Vorliebe für Zahlenangaben. Unter anderem zitiert er aus ›Les Travailleurs de la mer‹ eine Passage, in der vorgerechnet wird, welch hohe Geldbeträge der Nation dadurch verloren gehen, dass große Mengen tierischen und menschlichen Kots nicht landwirtschaftlich genutzt, sondern ins Meer gespült werden. Zuvor hatte Biré gesagt: Wenn mathematisch Fassbares in einen literarischen Text aufgenommen werde, müsse das mit Augenmaß geschehen. Dann schreibt er:

> »Glissez, mortels, n'appuyez pas.« En sa qualité d'immortel, M. Hugo a refusé de prendre pour lui ce conseil, peut-être parce qu'il ne vient pas de Voltaire, à qui l'on l'attribue généralement, mais du poète Roy, lauréat de l'Académie française, en 1715, et dont Fontenelle disait: »C'est l'homme d'esprit le plus bête que j'aie connu«. L'auteur des ›Travailleurs de la mer‹ appuie de toutes ses forces, il entasse chiffres sur chiffres, il met de l'arithmétique partout.[21]

> Als einer der vierzig Unsterblichen hat Hugo diesen Rat in den Wind geschlagen, vielleicht, weil nicht Voltaire ihn gegeben hat, dem er für gewöhnlich zugeschrieben wird, sondern der Poet Roy, Preisträger der Académie française im Jahr 1715, von dem Fontenelle gesagt hat: »Das ist der blödeste geistreiche Kopf, den ich kenne.« Der Autor der ›Arbeiter des Meeres‹ insistiert mit ganzer Kraft, hängt eine Zahl an die andere und bringt Mathematisches überall an.

Hofmannsthal kannte das Buch von Biré. Er verzeichnet es im Anhang seiner 1901 veröffentlichten ›Studie über die Entwickelung des Dich-

20 Victor Hugo raconté par un témoin, erschienen 1863, beginnt mit der Nennung einer stattlichen Reihe von illustren Vorfahren. Der »Lebenszeuge« ist offenkundig eine fiktive Figur, die Victor Hugo dazu nutzt, seine Memoiren in der dritten Person abzufassen und mit romanhaften Zügen auszustatten.

21 Edmond Biré, Victor Hugo avant 1830, Paris und Nantes 1883, S. 81 f. Die beiden Neuausgaben, Paris 1895 und 1902, sind mit der Erstausgabe seitengleiche Nachdrucke.

ters Victor Hugo‹ unter der Überschrift »Angabe der Quellen«.[22] Er muss also spätestens bei der Lektüre des Buches von Biré dem Vers begegnet sein, den er dann 1906 in der ›Unterhaltung‹ zitiert – dort jedoch, anders als Biré, in der originalen Schreibung! Wie ist das zu erklären? Hofmannsthal, so kann man vermuten, war sehr erstaunt zu erfahren, dass es sein Lieblingszitat in Gestalt eines eindrucksvollen Verses gab, über dessen Urheber sich Fontenelle so wenig schmeichelhaft geäußert hat; und er hat wissen wollen, aus welchem Text der zitierte Vers stammte und in welchen gedanklichen Zusammenhang er dort eingebettet war. Im Zuge seiner Nachforschungen muss er dann irgendein Werk zur Hand genommen haben, das ihn auf den Stich von Larmessin verwies. Aber wo mag er nachgeschlagen haben und fündig geworden sein? Die damals verfügbaren biographischen Nachschlagewerke und literarhistorischen Darstellungen geben den Hinweis, soweit ich sehe, nicht. Wohl hingegen die Autoren von drei Zitatensammlungen, die damals weit verbreitet waren.

In ›L'Esprit des autres‹ widmet Edouard Fournier dem Vierzeiler ein kleines Kapitel mit der offenkundig frei erfundenen Geschichte: jemand habe ihm gegenüber behauptet, der Vierzeiler, den er zitiert, müsse von Voltaire stammen, und das habe ihn, der diese Zuschreibung für abwegig gehalten habe, eine Weile ratlos gemacht, bis er eines Tages bei den Bouquinisten am Seinequai der Wahrheit auf die Spur gekommen sei: »j'aperçus mon quatrain au bas d'une de ces gravures des *Saisons* […]. Celle-ci, qui représentait l'*Hiver*, sous la figure d'un groupe de patineurs, était de Larmessin. Le poëte […] avait signé les quatre vers. Sous le dernier on lisait ce nom: *Roy*.«[23] In ›Petites ignorances historiques et littéraires‹ kommentiert Charles Rozan den sprichwörtlich gewordenen Vers mit den Worten: »Ce vers […] termine un quatrain que le poète Roy (1683–1764) plaça au bas d'une gravure de Nicolas de Larmessin (mort en 1755), représentant une scène de pati-

22 Hugo von Hofmannsthal, Gesammelte Werke in zehn Einzelbänden, hrsg. von Bernd Schoeller in Beratung mit Rudolf Hirsch, Reden und Aufsätze I, 1891–1913, Frankfurt am Main 1979, S. 247–320, hier: S. 320. Hofmannsthal hatte diese Studie als Habilitationsschrift eingereicht, den Habilitationsantrag dann jedoch wieder zurückgezogen.

23 L'Esprit des autres, recueilli et raconté par Édouard Fournier, 8e édition, Paris 1886, S. 122 f. (Erstausgabe 1855, weitere Ausgaben: 1856, 1857, 1861, erweitert 1879, 1881, 1882).

neurs.«[24] Und in ›Le Musée de la Conversation‹ lautet der Kommentar von Roger Alexandre im Anschluss an das Zitat des Verses: »Ce vers termine un quatrain inscrit au bas d'une gravure qui date de la première moitié du XVIIIe siècle, intitulée *l'Hyver*, et représentant des patineurs.« Dann heißt es nach dem Zitat des Vierzeilers: »La composition, due à Lancret, est gravée par Nicolas de Larmessin. Les vers portent la signature d'un assez médiocre poète nommé Roy, plus célèbre par certaines histoires de coups de bâtons que par ses ouvrages.«[25]

Für die Annahme, dass Hofmannsthal nach der Lektüre des Buches von Biré näheres über den dort zitierten Vers und dessen Autor hat wissen wollen und dabei den Weg zu Larmessins Druckgraphik gefunden hat, sprechen noch zwei weitere Indizien. In seinen Aufzeichnungen vom Jahr 1903 zu ›Jedermann‹ hat sich Hofmannsthal zur Rede Gottvaters notiert: »Dieser Jedermann mißfällt mir. Er betrachtet als geschenkt, was nur geborgt ist. Er kniet sich zu sehr hinein. Appuiez mortels, ne glissez pas.« Hofmannsthal kannte also Roys Vers in seiner ungewöhnlichen Schreibung spätestens zu diesem Zeitpunkt. In Hermann Bahrs Kalender findet sich indessen die Notiz »Glissez, n'appuyez pas« unter dem Datum des 21. Oktobers 1901. Wenn Bahr das Zitat Hofmannsthal verdankt – und anders kann es kaum gewesen sein, denn dem Zitat steht die Notiz voran: »Costümbilder für Gerty« – muss Hofmannsthal folglich bereits kurz nach der Lektüre des Buches von Biré bei der Suche nach näheren Informationen auf den Stich Larmessins hingewiesen worden sein und ihn vor Augen bekommen haben.[26]

24 Charles Rozan, Petites ignorances historiques et littéraires, Paris 1888, S. 322. In der Österreichischen Nationalbibliothek, Wien, vorhanden. Das Werk erschien zuerst 1856, in 11. Auflage 1887.

25 Roger Alexandre, Le Musée de la Conversation. Répertoire de citations françaises, dictons modernes, curiosités littéraires, historiques et anecdotiques. Avec une indication précise des sources, 4e édition, comprenant »les Mots qui restent«, et de nombreux articles nouveaux, 2 vols., Paris 1902 (»Glisser«: vol. I, S. 378). In der Österreichischen Nationalbibliothek vorhanden in den Ausgaben 1892 und 1901.

26 Hofmannsthals Aufzeichnung: Sämtliche Werke IX. Dramen 7. Jedermann, hrsg. von Heinz Rölleke, Frankfurt am Main 1990, S. 130. Bahrs Notiz: Hermann Bahr, Tagebücher, Skizzenbücher, Notizhefte, hrsg. von Moritz Csaky, Bd. 3: 1901–1903, bearbeitet von Helene Zand und Lukas Mayerhofer, Wien, Köln, Weimar 1997, S. 58. Beide Stellen hat mir freundlicherweise Konrad Heumann mitgeteilt.

Blickt man nun auf das literarische Schicksal des Mahnspruchs zurück, hat man einigen Anlass sich zu verwundern, dass er in Hofmannsthals ›Unterhaltung über den »Tasso«‹ hat eingehen können, ohne im geringsten banal zu erscheinen. Es liegt auf der Hand, dass sich dies vor allem der Übernahme aus einer fremden Sprache und Kultur verdankt. Aber sicherlich auch dem Umstand, dass Hofmannsthal die Mahnung in der von Pierre Charles Roy geprägten, statt in der zuvor geläufig gewordenen Form zitiert. »Glissons, n'appuyons pas« ist eine Selbstanrede, mit der man sich auch zu fragwürdigem Verhalten ermuntern kann. »Glissez, mortels, n'appuyez pas« hingegen ist eine Anrede, die man aus berufenem Munde entgegennimmt. Jemand mit Autorität, der das Menschenleben aus höherer Warte überblickt, spricht diese Aufforderung aus. Ausschlaggebend ist indes wohl etwas anderes. Wie sich gezeigt hat, erhält der Mahnspruch seinen Sinn erst durch die Person, die sich ihn zu eigen macht – einen mal dürftigen und mal tiefen Sinn. In der Deutung, die Hofmannsthal von der Prinzessin gibt, sättigt er sich mit einem seelischen Gehalt, den er zuvor noch nie gehabt haben dürfte.

Freies Deutsches Hochstift

Aus den Sammlungen
Jahresbericht 2010

Inhalt

Aus den Sammlungen

Jahresbericht 2010

Aus den Sammlungen

»Seiner Freunde Namen pflegen«

Goethes Brief an Antonie Brentano vom 8. September 1814

Im Juni 2010 ist es dem Freien Deutschen Hochstift / Frankfurter Goethe-Haus gelungen, auf der Frühjahrsauktion des Berliner Auktionshauses J. A. Stargardt einen Brief Goethes an Antonie Brentano geb. Edle von Birkenstock (1780–1869) zu ersteigern. Der Brief ist einer der ersten des von 1813–1821 reichenden, 37 Briefe umfassenden Briefwechsels zwischen Goethe und Antonie und datiert vom 8. September 1814.

Es handelt sich um ein Doppelblatt im Quartformat mit dazugehörigem tiefblauem Umschlag. Sowohl der Brief als auch die Adresse sind von Goethe eigenhändig in lateinischer Schrift geschrieben. Goethes auffallend schönes Schriftbild und der ausgezeichnete Erhaltungszustand machen den Brief zu einem echten Sammlerstück, das unter den Goethebriefen des Hochstifts seinesgleichen sucht.

Bis zum Erwerb durch das Hochstift befand sich der Brief in Privatbesitz und war für Forschung und Öffentlichkeit unzugänglich. Der reine Brieftext war immerhin in zwei älteren Drucken zugänglich: 1896 wurde er zum ersten Mal nach der Handschrift gedruckt[1] und 1901 in der vierten Abteilung der Weimarer Ausgabe nach dem Erstdruck wiedergegeben.[2] In den bekannten Goethe-Ausgaben des 20. Jahrhunderts fehlt er jedoch.

Auf den ersten Blick bereitet der Brief keine Verständnisprobleme. Entsprechend sparsam fallen die erläuternden Hinweise in den beiden vorliegenden Drucken aus. Bei näherem Hinsehen geben jedoch einige Details Rätsel auf. Lässt man sich auf sie ein, so ist eine Beschäftigung mit den vergessenen Systemen historischer Briefkommunikation notwendig. Dass es lohnt, solche Wege zu gehen und auch die materiellen Spuren auf den Überlieferungsträgern in die Interpretation mit einzubeziehen, soll im Folgenden gezeigt werden. Eine zutreffende Deutung des Briefes kann nicht nur vom reinen Text

1 Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814–1821, hrsg. von Rudolf Jung, Weimar 1896 (= Schriften des Freien Deutschen Hochstifts 7), S. 21 f.

2 WA IV 25, S. 34.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-009 | CC BY-NC-SA 4.0

ausgehen, sondern muss den gesamten Briefkörper einbeziehen, wenn sie nicht in die Irre gehen will.

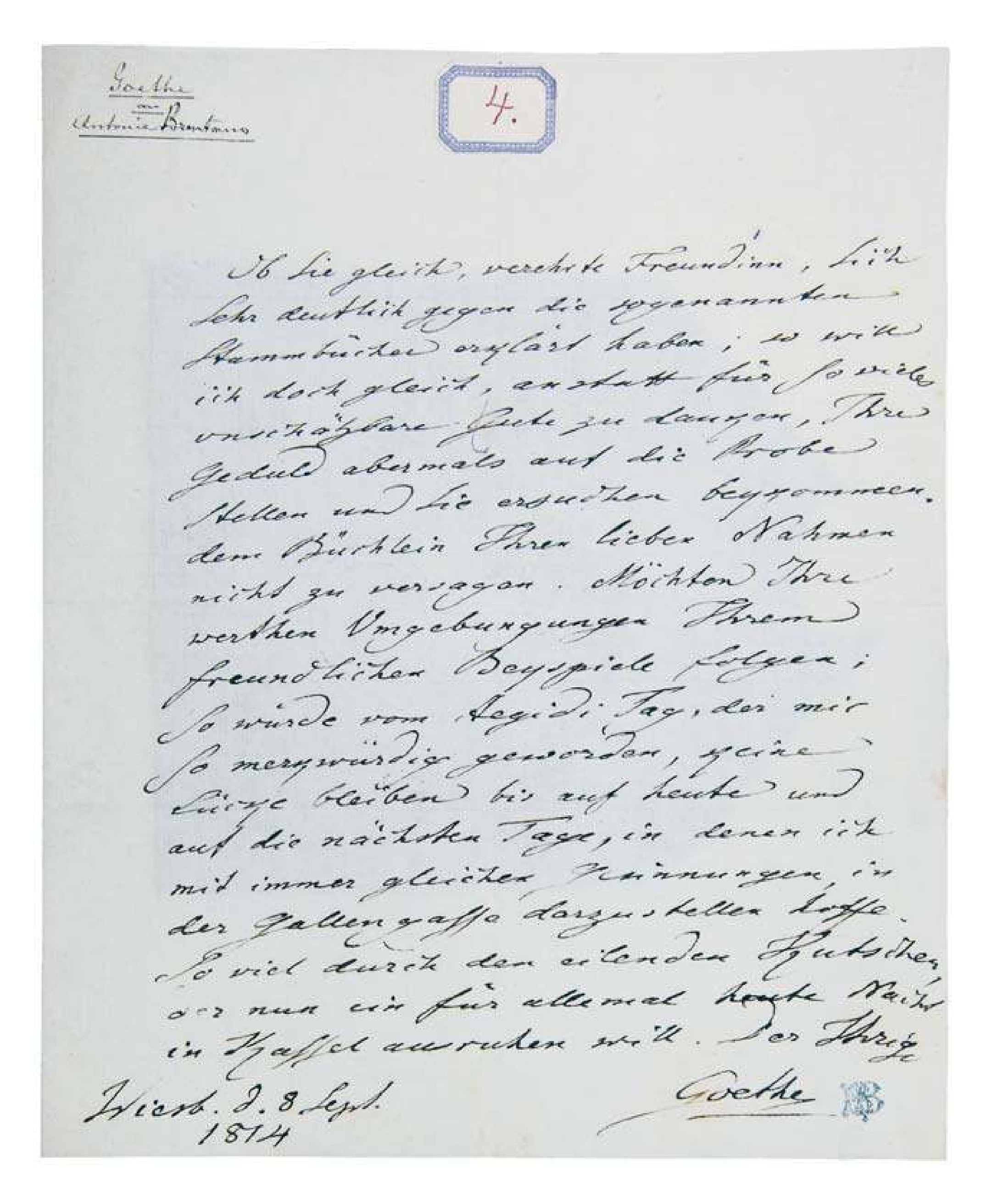
Ob Sie gleich, verehrte Freundinn, Sich
sehr deutlich gegen die sogenannten
Stammbücher erklärt haben; so will
ich doch gleich, anstatt für so vieles
unschätzbare Gute zu danken, Ihre
Geduld abermals auf die Probe
stellen und Sie ersuchen beykommen-
dem Büchlein Ihren lieben Nahmen
nicht zu versagen. Möchten Ihre
werthen Umgebungungen Ihrem
freundlichen Beyspiele folgen;
so würde vom Aegidi Tag, der mir
so merkwürdig geworden, keine
Lücke bleiben bis auf heute und
auf die nächsten Tage, in denen ich
mit immer gleichen Gesinnungen, in
der Gallengasse darzustellen hoffe.
So viel durch den eilenden Kutscher,
der nun ein für allemal heute Nacht
in Kassel ausruhen will. Der Ihrige
Wiesb. d. 8 Sept. Goethe
1814

Der Stammbuchreiter und die verehrte Freundin

Wenn eine Handschrift nach dem Erwerb eingehender betrachtet werden soll, liegt der Fokus des Interesses zunächst auf dem Inhalt und dem Kontext des Mitgeteilten. Beginnen wir deshalb genau damit:

Der Brief ist in den Kontext von Goethes erster Reise an Rhein, Main und Neckar in den Sommermonaten 1814 einzuordnen.[3] Nachdem er 22 Jahre lang nicht am Rhein gewesen war, hatte sich Goethe entschlossen, in diesem Sommer nicht in die böhmischen Bäder, sondern ins Kurbad Wiesbaden zu reisen. Sein Freund Carl Friedrich Zelter (1758–1832), der ebenfalls beabsichtigte,

3 Eine ausführliche Beschreibung von Goethes Reisen an Rhein, Main und Neckar in den Jahren 1814 und 1815 findet sich in: Friedrich Otto, Goethe in Nassau, in: Annalen des Vereins für Nassauische Altertumskunde und Geschichtsforschung 27 (1895), S. 5–187.



Goethe
an
Antonie Brentano

4.

Ob Sie gleich, verehrte Freundinn, sich
sehr deutlich gegen die sogenannten
Stammbücher erklärt haben; so will
ich doch gleich, anstatt für so viele
unschätzbare Güte zu danken, Ihre
Geduld abermals auf die Probe
stellen und Sie ersuchen beykommendem
dem Büchlein Ihren lieben Nahmen
nicht zu versagen. Möchten Ihre
werthen Umgebungen Ihrem
freundlichen Beyspiele folgen;
so würde vom Aegidi Tag, der mir
so merkwürdig geworden, seine
Spur bleiben bis auf heute und
auf die nächsten Tage, in denen ich
mit immer gleichen Gesinnungen, in
der Gallengasse darzustellen hoffe.
So viel durch den eilenden Kutscher,
der nun ein für allemal heute Nacht
in Kassel anruhen will. Der Ihrige
Goethe
Wiesb. d. 8 Sept.
1814

Abb. 1: Goethe an Antonie Brentano, 8. September 1814
(Freies Deutsches Hochstift, Hs–30338)

dort zu kuren, hatte sich bereit erklärt, für Goethes Ankunft alles zu arrangieren. Am 25. Juli reiste Goethe aus Weimar ab und erreichte, nach einigen Zwischenstopps, am 30. um 11 Uhr abends Wiesbaden, wo er für die nächsten drei Monate Quartier im Gasthaus »Zum Bären« bezog, das zum Ausgangspunkt für seine Reisen in die Umgebung wurde. Im Gepäck hatte er ein Reise-

stammbuch, das in den kommenden Monaten mit Einträgen gefüllt werden sollte, um alte und neue Bekanntschaften festzuhalten.[4]

Ein längerer Ausflug führte Goethe in den Rheingau. Dort weilte er, auf Einladung von Antonie, die ihn am 7. August in Wiesbaden besucht hatte, vom 1. bis zum 8. September auf dem Landgut von Antonie und Franz Brentano in Winkel am Rhein. Goethe hatte das Ehepaar Brentano bereits 1812 bei einem Kuraufenthalt in Karlsbad kennengelernt. Die gemeinsam in Winkel verlebten Tage verliefen überaus ereignisreich und beeindruckten Goethe so nachhaltig, dass er sie in einem autobiographischen Reisebericht mit dem Titel ›Im Rheingau Herbsttage‹ verarbeitete.[5] Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Wiesbaden, am Nachmittag des 8. Septembers, verfasste Goethe den vorliegenden Brief an Antonie, die am selben Tag ebenfalls aus Winkel abgereist war und sich auf dem Weg nach Frankfurt befand.

Die Geschichte mutet zunächst ganz einfach an: In Winkel hatte ein Gespräch über Stammbücher stattgefunden, wobei Antonie gegenüber Goethe offensichtlich eine kritische Haltung eingenommen und sich »sehr deutlich gegen die sogenannten Stammbücher erklärt« hatte. Ihren Vorbehalten zum Trotz schickte Goethe nun mit »beykommendem Büchlein« sein Reisestammbuch zu Antonie nach Frankfurt, damit sie sich mitsamt ihrer Familie und allen in Winkel gewesenen Personen, den »werthen Umgebungungen [*sic*]«, eintragen möge. Dass er damit Antonies »Geduld abermals auf die Probe Stellen« würde, könnte darauf schließen lassen, dass Goethe in Winkel schon einmal versucht hatte, Antonie das Stammbuch zu geben und sie zu einem Eintrag zu überreden, was sie aber abgelehnt hatte. Ein Blick in das mitgeschickte Stammbuch belehrt allerdings eines Besseren: Die Einträge vom 30. August und 1. September durch Carl und Caroline von Holzhausen,[6] die zu Goethes Wiesbadener Bekanntenkreis während seines Kuraufenthaltes zählten, zeigen, dass das Stammbuch Goethe am Morgen seiner Abreise nach Winkel nicht vorlag und er es somit auch nicht mitnehmen konnte. Offenbar hatte er das zurückgegebene Stammbuch nach seiner Rückkehr in seinem Quartier vorgefunden. Goethe sah vielmehr seinen gesamten Aufenthalt in Winkel als die erste Geduldsprobe für die Gastgeberin und Hausfrau Antonie. »Anstatt für so vieles unschätzbare Gute zu danken« und den Kreis der Verbindlichkeiten zu

4 Das Stammbuch befindet sich heute im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar: Stammbuch Goethes von seiner Reise an Rhein, Main und Neckar, Signatur GSA 30/388. Beschrieben wird es bei Walther Vulpius, Stammbuchblätter aus Goethes Besitz, in: Deutsche Rundschau 63 (1890), S. 351–363.

5 ›Im Rheingau Herbsttage‹ erschien 1817 in Goethes Zeitschrift ›Über Kunst und Alterthum‹ (I,3).

6 Zitiert werden die Einträge bei Vulpius, Stammbuchblätter (Anm. 4), S. 354.

schließen, belastete Goethe Antonie mit der Sendung des Stammbuches »abermals«, also ein zweites Mal, und schaffte damit sofort neue Verbindlichkeiten.

Als leidenschaftlicher Autographensammler, der sich »die Geister der Entfernten«[7] durch Betrachtung ihrer Handschrift zu vergegenwärtigen pflegte, wünschte sich Goethe natürlich Stammbucheinträge, um jederzeit die Erinnerung an die gemeinsame Zeit hervorrufen zu können. Es sollte vom »Aegidi Tag« (dem nach dem Heiligen Aegidius benannten 1. September) an gerechnet, der Goethe »so merkwürdig« im Sinne von »bedeutend« geworden war, und sowohl den Aufenthalt im Rheingau als auch die noch folgenden Treffen und gemeinsamen Unternehmungen in Frankfurt einschließend (»bis auf heute und auf die nächsten Tage«), keine »Lücke« bleiben. Goethe war sehr an einer Dokumentation und Beglaubigung der gemeinsamen Zeit und der neu geschlossenen Freundschaft gelegen, was ein Dankesbrief seinerseits allein nicht hätte leisten können. Mit den Stammbucheinträgen und dem Reisebericht ist ihm dies sowohl von fremder als auch von eigener Hand gelungen.

Indem Goethe nicht nur um Einträge in sein Stammbuch bittet, sondern auch noch ankündigt, in den nächsten Tagen in der Gallengasse (die heutige Große Gallusstraße), der Wohnung von Antonie und Franz, »darzustellen«, d. h. persönlich zu erscheinen, wird aus einer Bitte schnell eine Forderung: Der Geheimrat rechnet sicher damit, bei seinem nächsten Besuch die Einträge ansehen und das Stammbuch wieder in Empfang nehmen zu können. Da es nun als Postsendung vor Antonie liegen würde, würde sie einen Eintrag in Goethes Stammbuch nicht verweigern und es mit ihrem »lieben Nahmen« zieren. Antonie, Franz sowie die Kinder und Freunde der Familie trugen sich in den folgenden Tagen ein und zeichneten alle Einträge mit dem Datum des letzten gemeinsam in Winkel verbrachten Tages, dem 8. September 1814 – es wurde nicht der für Goethe ›merkwürdige‹ Tag der Ankunft, sondern der Tag des Abschieds gewählt.[8]

Antonies Eintrag lautet wie folgt: »Winkel, im Rheingau. / Hier stand' die Natur da sie aus / reicher Hand über Hügel und Thal / belebende Schöpfung goß mit ver- / weilendem Tritte still – hier gefiel / es auch Ihnen acht schöne Tage zu / verweilen, und Ihrer Gegenwart / Sonnenblick schien mir der Anmuth / Vollendung.«

Bis zum Gedankenstrich stammen die Zeilen nicht von Antonie, sondern aus Klopstocks Ode ›Der Sommer in Friedensburg‹ aus dem Jahr 1751. Antonie

7 Goethe in einem Brief an Sulpiz Boisserée vom 17. Dezember 1811: »Ich mag die Geister der Entfernten und Abgeschiedenen gern auf jede Weise hervorrufen und um mich versammeln« (WA IV 22, S. 221).

8 Die Einträge werden zitiert bei Vulpius, Stammbuchblätter (Anm. 4), S. 355 f.

zitiert sie mit kleinen Abweichungen aus dem Gedächtnis,[9] um dann noch einige selbstgedichtete Zeilen hinzuzufügen. Klopstock hatte die Ode als Dank und Huldigung für seinen Gönner, den dänischen König Friedrich V. (1723–1766) geschrieben. Antonie behält den Impetus der Huldigung bei, nur ersetzt sie den jungen König durch den 65-jährigen Goethe, der gleichwohl als »der Anmuth Vollendung« erscheint. Nicht weniger inszeniert sind Ort und Datum der Eintragung: Antonie und ihre Familie schrieben nach ihrer Rückkehr in Frankfurt in Goethes Stammbuch, nicht am letzten Tag in Winkel. Ohne den glücklicherweise erhalten gebliebenen Umschlag mit der Frankfurter Adresse wäre diese Inszenierung nur schwer zu erkennen gewesen.

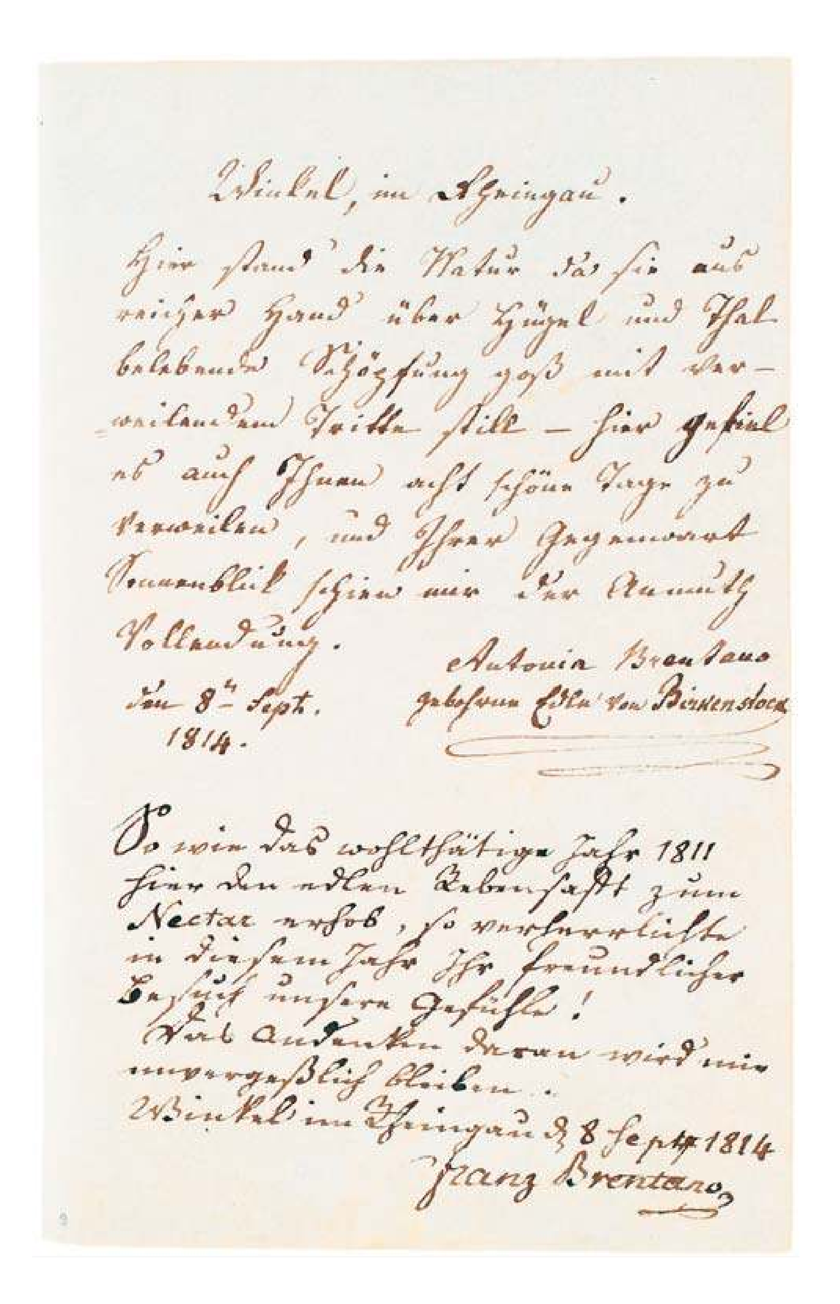
Damit ist die ›Stammbuchreiterei‹[10] aber noch nicht zu Ende. Wenige Tage später, am 13. September 1814, war Goethe zu Gast bei den Brentano in Frankfurt, wo er sein um einige Beiträge bereichertes Stammbuch vermutlich von Antonie zurückerhielt. Damit nicht genug: Am 18. September bekam Goethe von Antonie das Stammbuch des syrischen Barons Antonius von Burkana (1694–1766) geschenkt.[11] Es enthält 3532 Einträge zahlreicher Berühmtheiten, darunter Voltaire und Montesquieu, die der Baron innerhalb von 20 Jahren auf seinen Reisen quer durch Europa gesammelt hatte. Antonies Vater Johann Melchior Edler von Birkenstock (1738–1809) war nach dem Tod des Barons in Wien an die einzelnen Hefte gelangt und hatte diese zu zwei Bänden binden lassen. Für den tief beeindruckten Goethe war es das »Stammbuch aller Stammbücher«.[12]

9 Bei Klopstock lauten die Verse: »Auch hier stand die Natur, da sie aus reicher Hand / Über Hügel und Thal lebende Schönheit goß / Mit verweilendem Schritte / diese Thäler zu schmücken, still.« (Friedrich Gottlieb Klopstock, Oden, Bd. 1: Text, hrsg. von Horst Gronemeyer und Klaus Hurlebusch, Berlin und New York 2010, S. 104)

10 Der Begriff war um 1800 geläufig, vgl. Joachim Heinrich Campe, Wörterbuch der Deutschen Sprache, 4. Bd., Braunschweig 1810, S. 585: Ein Stammbuchreiter ist danach eine Person, die ihr Stammbuch überall mit sich herum trägt und durch das ständige Vorlegen anderen lästig wird.

11 Zum Stammbuch des Barons von Burkana siehe den von Christian August Vulpius anonym veröffentlichten Aufsatz ›Das Stammbuch der Stammbücher und der Baron von Burkana‹ in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift ›Curiositäten der physisch- literarisch- artistisch- historischen Vor- und Mitwelt; zur angenehmen Unterhaltung für gebildete Leser. Fünfter Band. Mit ausgemalten und schwarzen Kupfer‹ aus dem Jahr 1816. Außerdem Johanna Sänger: »Von einem der wundersamsten Stammbücher das man vielleicht gesehen«. Das Stammbuch des Barons von Burkana wiederentdeckt, in: Das Goethe- und Schiller-Archiv 1896–1996. Beiträge aus dem ältesten deutschen Literaturarchiv, hrsg. von Jochen Golz, Weimar, Köln, Wien 1996, S. 251–265. Das Stammbuch Burkana befindet sich im Goethe- und Schiller-Archiv in Weimar, Signaturen GSA 33/1174,1 und 2.

12 An Christiane von Goethe, 21. September 1814, WA IV 25, S. 39.



Winkel, im Rheingau.
Hier stand die Natur da sie aus
reicher Hand über Hügel und Thal
belebende Schöpfung goß mit ver-
weilendem Tritte still – hier gefiel
es auch Ihnen acht schöne Tage zu
verweilen, und Ihrer Gegenwart
Sonnenblick schien mir der Anmuth
Vollendung.
Antonia Brentano
gebohrne Edle von Birkenstock
den 8ten Sept.
1814.

So wie das wohlthätige Jahr 1811
hier den edlen Rebensaft zum
Nectar erhob, so verherrlichte
in diesem Jahr Ihr freundlicher
Besuch unsere Gefühle!
Das Andenken davon wird mir
unvergeßlich bleiben.
Winkel im Rheingau d. 8 Sept. 1814
Franz Brentano

Abb. 2: Antonie und Franz Brentanos Einträge in Goethes Reisestammbuch (Goethe- und Schiller-Archiv 30/388, Klassik Stiftung Weimar)

Als Goethe sich einige Monate später dazu entschloss, ein Stammbuch für Antonie anfertigen zu lassen, spielte Dank für das Stammbuch Burkana sicher eine Rolle. Aber stärker noch als der Wunsch, sich für dieses wertvolle Geschenk mit einer Gegengabe angemessen zu bedanken, dürfte Goethes Wunsch gewesen sein, die neugeschlossene Freundschaft auch von seiner Seite zu

dokumentieren, nachdem Antonie und ihre Familie dies mit den Einträgen in Goethes Stammbuch ihrerseits getan hatten. In diesem Sinne sollte auch Antonie eine Beglaubigung der Verbundenheit erhalten. Da sie offenbar kein eigenes Stammbuch besaß, in das Goethe hätte schreiben können, musste er eines anfertigen lassen. Auf seinen ausdrücklichen Wunsch sollte sie es erst überreicht bekommen, wenn es schon mit einigen Einträgen gefüllt sein würde.[13] Den ersten Eintrag hatte er sich selbst vorbehalten.[14]

Goethes emphatische Freundschaftsbekundungen stützten sich auf die gemeinsam verbrachte Zeit in Winkel sowie die Besuche in Frankfurt, wie sein Brief an Franz Brentano vom 12. Februar 1816 zeigt, mit dem er das für Antonie angefertigte Stammbuch nach Frankfurt schickte: »ich wünsche nichts mehr, als daß Sie sämmtlich überzeugt seyn und bleiben mögen, daß keine Zeit die dankbaren Empfindungen für die glücklichen Tage, die ich durch Sie genossen, vermindern könne«.[15] Auf das Vorsatzblatt ihres Stammbuchs klebte Antonie später eine eigenhändige Abschrift ihres Stammbucheintrags für Goethe ein. Erst damit schloss sich der Kreis der Verbindlichkeiten und aufmerksamen Verweise.

Von Kutschern, Gasthäusern und Postkursen

Bis hierhin ist die Geschichte, die sich hinter Goethes Brief verbirgt, noch leicht zu rekonstruieren. Beim letzten Satz des Briefes allerdings wird es komplizierter. Seine Interpretation führt auf das Gebiet des Postwesens mit seinen Transport- und Versendetechniken, wobei der bisher nur am Rande erwähnte Umschlag eine besondere Rolle spielt. Er gibt nämlich Auskunft darüber, auf welche Weise Brief und Stammbuch zu Antonie nach Frankfurt gelangt sind.

An
Frau von Brentano
geb[orene] Edle von Birckenstock
Gnad[en]
franc.[iert] Francfurt
am Mayn

13 Siehe Goethes Brief an Franz Brentano vom 16. Januar 1815, WA IV 25, S. 156 f.

14 Das Stammbuch befindet sich heute im Freien Deutschen Hochstift. Goethes Eintrag lautet: »Lieblich ists im Frühlingsgarten / Mancher holden Blume warten; / Aber lieblicher, im Segen, / Seiner Freunde Namen pflegen: / Denn der Anblick solcher Züge / Thut so Seel als Geist genüge. / Ja! In Lieb und Treu bekennet / Sich der Freund wie er sich nennet / den Ihrigen / Goethe«. (FDH Hs–22195 / Stb. 77)

15 WA IV 25, S. 191.

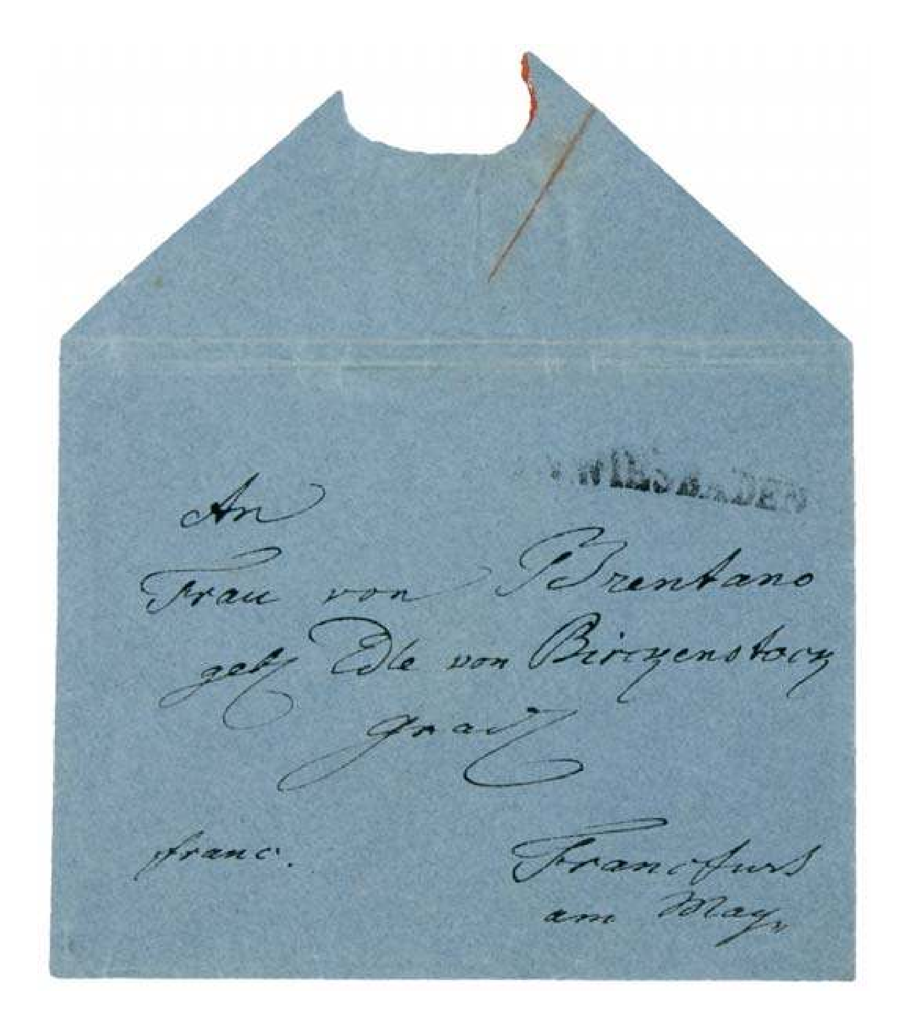

WIESBADEN
An
Frau von Brentano
geb. Edle von Birkenstock
franc.

Abb. 3: Umschlag zum Brief Goethes an Antonie Brentano vom 8. September 1814 (Freies Deutsches Hochstift, Hs–30338)

Den letzten Satz des Briefes (»So viel durch den eilenden Kutscher, der nun ein für allemal heute Nacht in Kassel ausruhen will.«) könnte man so interpretieren: Goethe schrieb den Brief an Antonie sofort nach seiner Ankunft in Wiesbaden. Ein Kutscher wartete bereits vor Goethes Quartier, um Brief und Stammbuch entgegenzunehmen. Er drängte, weil er nach der Abgabe von Brief und Stammbuch bei Antonie in Frankfurt noch nach Kassel weiterfahren und dort »ein für allemal« (im Sinne von »endlich«) »ausruhen« wollte. Vielleicht war es schon spät, und der Kutscher wollte noch vor Einbruch der Dunkelheit am Zielort Kassel ankommen. Jedenfalls musste sich Goethe beim Schreiben seines Briefes beeilen.

Die Erwähnung des Kutschers macht zunächst die Art und Weise des Transports deutlich: Brief und Stammbuch wurden mit der fahrenden Post, das heißt mit der Postkutsche, transportiert und nicht von einem Boten zu Pferd oder zu Fuß. Versuchen wir nun herauszufinden, wer dieser Kutscher war. Könnte es sich um jemanden gehandelt haben, den Goethe kannte? Aus einem Brief an Fritz Schlosser vom 20. August 1814 wissen wir von einem Goethe bekannten Fuhrmann, den er für Sendungen von Wiesbaden nach Frankfurt nutzte: »Ein Fuhrmann, Heinrich Hausmann, fährt Dienstag und Freytag jede Woche nach Frankfurt, er kehrt ein Bockenheimer Gasse, in den zwey rothen Schwerdtern. Durch diesen werde einiges voraussenden.«[16] Da der 8. September 1814 ein Donnerstag war, kann es sich jedoch nicht um den genannten Fuhrmann gehandelt haben. Auch der Befund des Briefumschlags schließt einen Transport von Brief und Stammbuch durch einen Fuhrmann oder einen privaten Kutscher aus, ist doch oben rechts eindeutig der Stempel »WIESBADEN« zu erkennen. Hierbei handelt es sich um einen Aufgabestempel, mit dem die Briefe nach der Aufgabe auf der Poststation vom dortigen Postangestellten versehen wurden. Der Postkutscher war lediglich für den Transport der Briefe und Pakete von Poststation zu Poststation zuständig, jedoch nicht für die Bearbeitung der ein- und ausgehenden Briefe oder die Zustellung an die Empfänger und auch nicht für das Abholen der Briefe beim Absender. Das Bild vom drängelnden Kutscher, der vor Goethes Quartier wartet und so schnell wie möglich zu Antonie möchte, ist somit nicht zutreffend.

Goethe hat den Brief als »franc.[iert]« gekennzeichnet, das heißt, er wurde bereits bei der Aufgabe bezahlt und nicht bei der Abholung vom Empfänger. Wie hoch die Frankierung war, lässt sich am Umschlag allerdings nicht erkennen. Je schwerer eine Sendung, desto höher war die Frankierung. Eine Frankierung im Voraus war jedenfalls nur bei Beförderungen innerhalb des Hoheitsgebietes einer Post möglich[17] und angesichts der Tatsache, dass Goethe nach eigener Aussage Antonie mit der Erwartung von Stammbucheinträgen zur Last fällt, selbstverständlich.

Wiesbaden und Frankfurt lagen im Gebiet der Thurn und Taxis-Post, die sogenannte Rayon-Stempel (Bezirksstempel) verwendete: Vor dem Namen der Poststation stand noch der jeweilige Rayon/Bezirk, in dem sie sich befand. Leider lässt sich die entsprechende Rayonnummer auf dem Stempel nicht erkennen, weil er nicht mit gleichmäßigem Druck aufgebracht wurde. Die verschiedenen Poststempel der Thurn und Taxis-Post sind jedoch dokumentiert:

16 WA IV 25, S. 21.

17 So steht es im Handlungs-Addreß-Kalender von Frankfurt am Main auf das Jahr 1814: »Alle Briefe, welche nach Orten gestellt sind, wo sich Posten befinden, welche unter fürstlich Thurn- und Taxischer Regie stehen, können ganz unbezahlt ablaufen, oder bei der Aufgabe bis an den Ort ihrer Bestimmung frankiert werden.« (S. 93)

Wiesbaden gehörte zum Rayon 1. Der entsprechende Stempel sah vermutlich wie folgt aus: R. I. WIESBADEN.[18]

Goethes Sendung wurde somit von einem Postkutscher der Thurn und Taxis-Post transportiert. Es muss die letzte Zustellung des Tages nach Frankfurt gewesen sein, sonst hätte sich Goethe nicht beeilen müssen. Es war ihm offenbar sehr wichtig, das Stammbuch so schnell wie möglich nach Frankfurt zu schicken. Ein Blick in das entsprechende Frankfurter Adressbuch aus dem Jahr 1814, in dem auch Postkurse mit Abfahrts- und Ankunftszeiten vermerkt sind, zeigt, dass einmal täglich um 17 Uhr die Briefpost bzw. ein reitender Bote aus Wiesbaden kommend in Frankfurt beim Büro der »Brief-Post-Expedition auf der Zeil« eintraf.[19] Eine Fahrt mit der Kutsche von Wiesbaden nach Winkel dauerte bei einer Strecke von ungefähr 25 km zweieinhalb Stunden.[20] Wenn wir davon ausgehen, dass ein reitender Bote genauso lange unterwegs war wie eine Kutsche, brauchte er von Wiesbaden nach Frankfurt ungefähr doppelt so lange. Aus Goethes Tagebuchaufzeichnungen wissen wir, dass er am Mittag des 8. Septembers noch mit den Brentano in Winkel war,[21] die Abreise also erst nachmittags erfolgte, möglicherweise sogar gemeinsam in einer Kutsche, die Goethe in Wiesbaden aussteigen ließ und weiter nach Frankfurt fuhr. Um gegen 17 Uhr in Frankfurt anzukommen, musste sich der reitende Bote um 12 Uhr von Wiesbaden aus auf den Weg nach Frankfurt machen. Zu dieser Zeit befand sich Goethe aber noch in Winkel. Das heißt, es war bereits zu spät, um Brief und Stammbuch mit der reitenden Post nach Frankfurt bringen zu lassen und Goethe musste die *fahrende* Post in Anspruch nehmen, die offenbar noch am 8. September abging. An dieser Stelle macht die Rekonstruktion des Transportweges jedoch Schwierigkeiten: Im Adresskalender für das Jahr 1814 ist kein Kurs der fahrenden Post zwischen Wiesbaden und Frankfurt verzeichnet.

Es findet sich aber ein mehrtägiger Kurs der fahrenden Post zwischen Frankfurt und Neuwied über Königstein, Würges, (Camberg, Idstein) Selters, Limburg, Montabauer und (Ems) Thal Ehrenbreitstein, der alle vierzehn Tage über Hattersheim und Wiesbaden fuhr. Ob dieser Kurs am 8. September 1814 aus Neuwied kommend über Wiesbaden und Hattersheim nach Frankfurt lief und von Goethe für den Transport von Brief und Stammbuch genutzt werden konnte, war leider nicht zu ermitteln.

18 Siehe Werner Münzberg, Thurn und Taxis. »Rayon« Post-Stempel. Offenbach 1971, S. B-84.

19 Siehe den Handlungs-Addreß-Kalender von Frankfurt am Main auf das Jahr 1814, S. 86. Es handelt sich um den sogenannten »Niederrheinischen französischen Cours«, der zwischen Mainz und Frankfurt über Wiesbaden, Hochheim, Hattersheim und Höchst lief.

20 Das wissen wir aus Goethes Tagebucheintrag vom 1. September 1814.

21 WA IV 5, S. 131.

Wahrscheinlicher ist, dass der von Goethe erwähnte Postkutscher am 8. September nicht nach Frankfurt und von dort aus, aus welchem Grund auch immer, weiter nach Kassel fuhr. Ein Blick auf die Landkarte bestätigt, wie unwahrscheinlich ein solcher Reiseweg war: Von Wiesbaden bis Frankfurt über die Poststationen Hochheim, Hattersheim und Höchst waren es ungefähr 40 Kilometer, die in etwa 5 Stunden mit der Kutsche zu schaffen waren. Von Frankfurt nach Kassel allerdings sind es noch einmal ungefähr 160 Kilometer – mit der Kutsche war dies am 8. September nicht mehr möglich. Was meint Goethe also, wenn er schreibt, der Kutscher wolle endlich »in Kassel ausruhen«? Rudolf Jung kommentierte in seiner Ausgabe des Briefwechsels zwischen Goethe und Antonie, dass der Kutscher noch vor Einbruch der Nacht in Frankfurt eintreffen und dort im Gasthaus »Stadt Kassel« übernachten wollte.[22] Die WA übernahm diese Kommentierung später in den entsprechenden Band der Briefe.[23] Tatsächlich befand sich damals in der Friedbergergasse Lit. C. Nr. 197 in Frankfurt, nach Einführung der heutigen Adressen Große Friedberger Gasse 37, ein Gasthaus mit dem Namen »Stadt Kassel«. In der Friedbergergasse gab es unzählige Gasthäuser, da sie eine Hauptverkehrsstraße war, auf der die Kutscher von Norden kommend in die Stadt hineinfuhren und auf der sie sie auch wieder in Richtung Norden verließen. Vermutlich wurde das Gasthaus, wie viele andere auch, im Zuge der Ersetzung der drei Westbahnhöfe durch den Frankfurter Hauptbahnhof 1888 aufgegeben. Heute steht das alte Haus nicht mehr, da es bei den Luftangriffen im Zweiten Weltkrieg zerstört wurde, allerdings gibt es eine Tafel, die an die alte Nutzung erinnert.[24] Aber woher hätte Goethe wissen sollen, wo der Kutscher sein Nachtquartier nimmt und warum hätte dies für Antonie von Interesse sein sollen? Öffentlich bekannt und relevant waren nur die Quartiere der Fuhrmänner,[25] weil die Adressaten von transportierten Sendungen und Waren diese im jeweiligen Quartier abholen mussten. Gegen die These vom Gasthaus »Stadt Kassel« spricht außerdem Goethes Verwendung der Präposition ›in‹. Goethe hätte, wenn er wirklich das Frankfurter Gasthaus gemeint hätte, nicht die Präposition ›in‹ sondern eine Formulierung mit ›im‹ gewählt, die bestenfalls ›im Kassel ausruhen‹ gelautet hätte. Sowohl das nordhessische Kassel als auch das gleichnamige Gasthaus in Frankfurt kommen damit als Zielort des Kutschers nicht in Frage.

Wie sieht es mit Kastel an der alten Rheinbrücke als Nachtquartier des Kutschers aus, also dem heutigen Mainz-Kastel, das früher auch Kassel genannt

22 Briefwechsel (Anm. 1), S. 24.

23 WA IV 25, S. 352.

24 Für die Unterstützung meiner Recherche zum Gasthaus »Stadt Kassel« danke ich Herrn Tobias Picard und Frau Sibylle Fachinger vom Institut für Stadtgeschichte in Frankfurt am Main sehr herzlich.

25 Die Quartiere werden in den Handlungs- und Adresskalendern genannt.

wurde? Um Brief und Stammbuch mit der reitenden Post nach Frankfurt transportieren zu lassen, war es schon zu spät, weil die reitende Post bereits fort war, und bis zum nächsten Tag zu warten, kam für Goethe offenbar nicht in Frage. Somit entschloss er sich, die fahrende Post nach Kastel zu nutzen, damit seine Sendung wenigstens noch am 8. auf den Weg gebracht und eine Teilstrecke zurückgelegt werden konnte. Von Wiesbaden nach Kastel sind es ca. acht Kilometer, die der Kutscher in weniger als einer Stunde zurücklegen konnte. In Kastel beabsichtigte er zu übernachten. Die Erwähnung dieses Vorhabens im Brief an Antonie mutet seltsam an, und wir sollten dahinter eine bestimmte Absicht vermuten. Wäre Kastel eine Station auf einem regelmäßig gehenden Kurs der fahrenden Post zwischen Wiesbaden und Frankfurt, hätte Antonie dies gewusst und es wäre keiner Erwähnung wert gewesen. Wir müssen nämlich von der allgemeinen Bekanntheit der Postkurse ausgehen. Folglich muss die Station Kastel für Post aus Wiesbaden nach Frankfurt ungewöhnlich gewesen sein.

Es könnte sich bei dem von Goethe benutzen Kurs um einen Kurs mit der Endstation Kastel gehandelt haben. Goethe muss in diesem Fall gewusst haben, dass am nächsten Tag ein Kurs nach Frankfurt gehen würde. Solch ein Kurs der fahrenden Post findet sich als »Mainzer Cours« tatsächlich im Adresskalender. Er startete in Mainz und lief über Kastel, Hochheim, Hattersheim und Höchst. Ankunftszeit in Frankfurt war 16.30 Uhr.[26] Durch den Umweg über Kastel und den Transport von Brief und Stammbuch in zwei Etappen hat Goethe sogar noch eine halbe Stunde eingespart, denn die reitende Post aus Wiesbaden traf erst um 17 Uhr in Frankfurt ein. Der Kutscher des Mainzer Kurses lieferte Goethes Sendung für Antonie beim »Haupt-Buereau der fahrenden Posten im Rahmhof hinter der Hauptwache« ab. Dort wurden alle Personen, für die Sendungen vorlagen, angeschlagen, so auch Antonie Brentano. Am nächsten Tag konnte ein Bedienter des Hauses Brentano Goethes Sendung dort in Empfang nehmen.[27]

Beachtenswert ist noch die Formulierung vom »eilenden Kutscher«: Brief und Stammbuch wurden mit der Eilpost nach Kastel transportiert. Das heißt, weder musste Goethe sich beeilen, noch der Kutscher. Zur Erwähnung des eilenden Kutschers auf dem Weg nach Kastel entschließt sich Goethe nur, weil er mit diesem für Post nach Frankfurt ungewöhnlichen Transportweg deutlich machen möchte, welche Dringlichkeit seiner Sendung für Antonie zukam und wie groß die Bedeutung war, die eine Entsprechung seines Wunsches nach

26 Handlungs-Addreß-Kalender von Frankfurt am Main auf das Jahr 1814, S. 105.

27 Für die vielen nützlichen Hinweise zu Kutschern, Postkursen und Versendetechniken danke ich Herrn Dr. Klaus Beyrer, Jürgen Küster und Frau Bärbel Menke vom Museum für Kommunikation in Frankfurt a. M. sowie Herrn Dr. Roman Fischer vom Institut für Stadtgeschichte in Frankfurt a. M. sehr herzlich.

Stammbucheinträgen für ihn hatte. Zugleich ist sein Brief auch ein erstes Zeichen der Beglaubigung der neu geschlossenen Freundschaft seinerseits, das er ohne Zeitverlust auf den Weg nach Frankfurt schickt. Goethe eröffnet damit einen neuen Kreis der Verbindlichkeit und Antonie konnte sich eine Ablehnung des Wunsches nicht erlauben. Wegen der allgemeinen Bekanntheit der Postkurse konnte sich Goethe sicher sein, dass Antonie den Kurs der reitenden Post von Frankfurt nach Wiesbaden kannte, der nicht über Kastel lief, und seinen abschließenden Satz richtig deutete.

Schriftbild und Archivierungsspuren

Nachdem wir uns den Umschlag genauer angesehen und versucht haben, den Transport des Briefes zu rekonstruieren, soll das Augenmerk nun auf Goethes Schriftbild und auf die erkennbaren Archivierungsspuren gerichtet werden.

Der Text ist nicht in der deutschen Kurrentschrift geschrieben, sondern in der lateinischen Schrift, so wie die meisten Briefe Goethes an Antonie, soweit sie nicht von Schreiberhand sind. Jene aus dem Jahr 1814 sind ausnahmslos in lateinischer Schrift geschrieben, der letzte stammt aus dem Jahr 1818. Die Verwendung zweier Schriftsysteme war zur Goethezeit nichts Ungewöhnliches: Für fremdsprachige Texte und Fremdwörter war sie obligatorisch. Bei Goethe ist die Verwendung der lateinischen Schrift während seiner Arbeit am ›West-östlichen Divan‹, also während einer Phase der produktiven Rezeption fremdsprachiger Literatur charakteristisch, und die erste intensive Schaffensphase am Divan fällt genau in die Zeit von Goethes Aufenthalt am Rhein 1814.

Der besonders gute Erhaltungszustand zeugt von äußerst sorgfältiger Behandlung und die von dritter Hand hinterlassenen Beschriftungen und Archivierungsspuren von dokumentarischem Interesse. In der linken oberen Ecke der ersten Seite des Doppelblattes finden wir die mit dunkelbrauner Tinte vorgenommene erläuternde Beschriftung »Goethe an Antonie Brentano«. Rechts daneben ist ein mit blauer Bordüre umdrucktes Papieretikett aufgeklebt, das in roter Tinte mit der Ziffer »4.« beschriftet ist und wahrscheinlich die in der rechten oberen Ecke noch zu erkennende ausradierte Ziffer »4« ersetzt. Rechts neben Goethes Unterschrift ist ein kleiner blauer (Sammler-)Stempel mit den ineinander verschlungenen Initialen »BB« zu sehen. Bemerkenswert ist auch die vorgenommene sorgfältige Montierung des Umschlags auf der leeren dritten Seite des Doppelblattes, damit er nicht verloren geht. Von wem stammen diese Archivierungsspuren und warum wurde der Brief in dieser Form bearbeitet? Um diese Fragen zu beantworten, wenden wir uns abschließend der Provenienzgeschichte des Briefes zu.

Dass die Archivierungsspuren auf Antonie selbst zurückgehen, ist unwahrscheinlich, erzählte sie doch im Alter von 85 Jahren dem Frankfurter Maler Karl Theodor Reiffenstein (1820–1893): »Ich habe auch noch Briefe von ihm

[Goethe], denen ich aber damals nicht mehr Werth beigelegt, als jedem andern Briefe, denn die sind aus der Zeit, ehe er so erkannt und verehrt war; ich weiß gar nicht einmal recht, wo ich sie aufbewahrt habe.«[28] Nach Antonies Tod im Jahr 1869 übernahm ihr kinderloser Schwiegersohn Anton Theodor Brentano (1809–1895) den Nachlass seiner Schwiegereltern. Dass es nach seinem Tod wegen Erbteilung zu einer Versteigerung kommen würde, hatte Anton Theodor wohl schon geahnt: 1891 ließ er den gesamten Nachlass der Schwiegereltern »auf Grund aller für den Handel in Betracht kommenden äußeren und inneren Merkmale« schätzen.[29] Er ordnete ihn und fertigte in Form von Regesten einen Überblick der Sammlung an. Es ist sehr wahrscheinlich, dass die Archivierungsspuren im Zuge der Ordnung und Schätzung des Brentano-Birkenstockschen Nachlasses auf ihn zurückgehen. Von ihm stammt jedenfalls die erläuternde Beschriftung und auch der Sammlerstempel, dessen Initialen in Anlehnung an die von Anton Theodor gedruckte Übersicht der Sammlung für ›Brentano Birkenstock‹ gewählt worden sein könnten, verweist auf ihn. Ob auch das aufgeklebte Etikett von ihm stammt, ist nicht mit Sicherheit zu sagen. Zu prüfen wäre in diesem Fall, ob alle Handschriften im Bestand des Hochstifts, die diese Archivierungsspur aufweisen – und es sind einige vorhanden, allesamt aus dem Umkreis der Brentano-Familie –, 1896 bei Baer & Co. in Frankfurt versteigert wurden und damit im Vorfeld der Auktion durch Anton Theodors Hände gegangen sind. Für den zweiten im Bestand des Hochstifts vorhandenen Brief Goethes an Antonie trifft dies jedenfalls zu. Unklar ist auch, worauf sich die mit roter Tinte vorgenommene Bezifferung bezieht. Die Übereinstimmung der Ziffer auf dem Etikett mit der Briefnummer in der Ausgabe des Briefwechsels von Jung scheint wohl eher Zufall zu sein, stimmt die Nummer doch bei dem anderen Brief Goethes an Antonie nicht mit dem Druck bei Jung überein. Wahrscheinlich hat Anton Theodor den gesamten Nachlass seiner Schwiegereltern rubriziert und numeriert.

Vier Jahre nach der Ordnung und Schätzung des Nachlasses starb Anton Theodor und das Frankfurter Antiquariat Joseph Baer & Co. übernahm die Versteigerung. Ursprünglich war tatsächlich beabsichtigt, dass das Hochstift auf die Goethebriefe bieten sollte. Otto Heuer (1854–1931), der damalige Direktor des Hochstifts, hatte bei dem Weimarer Kollegen Bernhard Suphan (1845–1911) einen Verzicht des Goethe- und Schiller-Archivs zugunsten des

28 Zitiert nach Briefwechsel (Anm. 1), S. 11.

29 Zitiert nach Jahrb. FDH 1986, S. 357. Vgl. Anton Theodor Brentano, Aus dem Nachlass von Franz und Antonie Brentano-Birkenstock pietätvoll gesammelt, 1891 als Handschrift für die Familie gedruckt. Bei der Schätzung mitgewirkt hatte übrigens Dr. Rudolf Jung (1859–1922), von 1884–1888 Bibliothekar und Verwaltungsschreiber des Freien Deutschen Hochstifts, von 1888–1922 Leiter des Stadtarchivs in Frankfurt am Main.

Hochstifts erwirkt. Doch auch das Hochstift musste schließlich von Geboten absehen, weil der Stadtbibliothek dank einer Spende eine weit höhere Summe zur Verfügung stand als dem Hochstift. Der Bitte Heuers, auch gegenüber der Stadtbibliothek zurückzutreten, damit die Briefe in Frankfurt blieben, stimmte Suphan zu.[30] Die Versteigerung bei Baer & Co. fand am 9. April 1896 statt.[31] Die Goethebriefe wurden zu zwei Dritteln von der Stadtbibliothek, zu einem Drittel von Herrn Dr. jur. Otto von Brentano di Tremezzo zu Offenbach ersteigert. Er war übrigens auch der Einlieferer, denn er war als Treuhänder der Familie Brentano für die Versteigerung zuständig. An ihn ging auch der Brief vom 8. September 1814.[32] Als Mitglieder des Freien Deutschen Hochstifts vereinbarten die neuen Besitzer der Goethebriefe, diese in einem Band der Schriften des Freien Deutschen Hochstifts veröffentlichen zu lassen. Der von Heuer vorgeschlagene Rudolf Jung, der bereits durch die Schätzung des Nachlasses mit dem Material vertraut war, wurde mit der Aufgabe der Publikation betraut und so erschien noch im gleichen Jahr als Band 7 der Schriften ›Goethes Briefwechsel mit Antonie Brentano 1814–21‹.[33] Wie lange der Brief vom 8. September in der Familie Brentano in Offenbach blieb, ist nicht festzustellen. Erst im Jahr 1981 tauchte er wieder im Autographenhandel (J. A. Stargardt, Berlin) auf, wo er von einem Privatsammler ersteigert wurde, und weitere 20 Jahre später gelangte er endlich in die Obhut des Hochstifts, wo er für Forschung und Öffentlichkeit zugänglich ist.

Bettina Zimmermann

30 Der Brief Heuers an Suphan ist z. T. gedruckt in Joachim Seng, Goethe-Enthusiasmus und Bürgersinn. Das Freie Deutsche Hochstift – Frankfurter Goethe-Museum 1881–1960, Göttingen 2009, S. 110 f.

31 Katalog einer werthvollen Sammlung von Autographen und Urkunden aus dem Nachlasse des Schöffen und Senators Franz Brentano und seiner Gemahlin Antonia Brentano geb. Edlen von Birkenstock. Oeffentliche Versteigerung im Auftrage der Rechtsanwaelte Herrn Dr. O. R. von Brentano in Offenbach a. M. und Herrn A. Dietz in Frankfurt a. M. als Bevollmächtigte der Brentano- von Birkenstockschen Erben. Donnerstag den 9. April 1896 vormittags 10 Uhr durch die Buchhandlung Joseph Baer & Co. in ihrem Hause Rossmarkt 18, 1. Stock zu Frankfurt a. M. Frankfurt am Main: Joseph Baer & Co., 1896. Goethes Brief vom 8. September 1814 findet sich unter der Nummer 19.

32 Eine genaue Aufstellung, in wessen Besitz die Briefe sich nach der Versteigerung befanden, liefert Jung in seiner Ausgabe des Briefwechsels aus dem Jahr 1896 (Anm. 1), S. 16.

33 Siehe auch Seng, Goethe-Enthusiasmus und Bürgersinn (Anm. 30), S. 111.

Jahresbericht 2010

Bildung und Vermittlung

Veranstaltungen

Mit dem Ende der Ausstellung »Revolution und Tradition« im März 2010 endeten die Veranstaltungen zur 150-jährigen Geschichte des Freien Deutschen Hochstifts, die das ganze Jahr 2009 bestimmt hatten. Auch im Berichtsjahr 2010 gab es wieder Jahrestage, die im Hochstift zu Ausstellungen, Vorträgen und weiteren Veranstaltungen Anlass gaben: Im Mai jährte sich der Todestag Marianne von Willemers zum 150. Mal. Im November war der 50. Todestag des bedeutenden Hochstiftsdirektors Ernst Beutler zu begehen, und im Dezember eröffnete eine Ausstellung aus Anlass des 300. Geburtstags von Johann Caspar Goethe, dem Vater Johann Wolfgang Goethes. Die Goethe-Festwoche stellte 2010 die ›Wilhelm Meister‹-Romane in den Mittelpunkt. Bei der Gestaltung des Hochstifts-Programms galt der Fortentwicklung des Angebots für Kinder, Familien und Schulen besondere Aufmerksamkeit.

Feiern zu Goethes Geburtstag

Die Feiern zu Goethes Geburtstag am 27. und 28. August – wie auch die Frankfurter Goethe-Festwoche 2010 – standen im Zeichen des ›Wilhelm Meister‹. Den Mittelpunkt bildete die Frage, wie sich klassische Literatur in der und für die Gegenwart vermitteln lässt. Am 28. August öffnete die großangelegte Ausstellung »Wie stellt man Literatur aus? Sieben Positionen zu Goethes ›Wilhelm Meister‹« im Arkadensaal. Die Eröffnung der Geburtstagsfeierlichkeiten fand ausstellungsbedingt im Cantate-Saal des Volkstheaters statt. Nohad Becker (Sopran), Christos Pelekanos (Bariton) und Hilko Dumno (Klavier) trugen an den beiden Abenden neun Lieder von Hugo Wolf nach Gedichten aus ›Wilhelm Meisters Lehrjahren‹ vor. Wie gewohnt klang die Geburtstagsfeier mit einem geselligen Beisammensein im kerzenbeleuchteten Goethe-Haus und im Garten aus.

DOI https://doi.org/10.46500/83531124-010 | CC BY-NC-SA 4.0

Gespräche im Goethe-Haus

Die Reihe der Gespräche wurde im Jahr 2010 mit den folgenden Veranstaltungen fortgesetzt:

Aus Anlass des 150. Todestags Marianne von Willemers diskutierten der Komparatist Prof. Dr. Hendrik Birus und die Orientalistin Dr. Claudia Ott am 12. Mai 2010 über Liebeslyrik in Ost und West. Goethes große späte Gedichtsammlung ›West-östlicher Divan‹ gehört zu den herausragenden Beispielen einer interkulturellen literarischen Begegnung: In ›Gingo biloba‹ wird gleichermaßen der persische Dichter Hafis wie die Frankfurter Geliebte Marianne-Suleika als das »Du« des berühmten Gedichtes angesprochen. Prof. Dr. Anne Bohnenkamp moderierte das Gespräch, das von orientalischer Musik, vorgetragen von Gilbert Yammine auf der Qanun (Kastenzither) und Claudia Ott (Nay/Rohrflöte), umrahmt wurde.

In Kooperation mit dem Haus am Dom, dem Literaturhaus Frankfurt, dem Holzhausenschlösschen, der Stiftung Polytechnische Gesellschaft und mit hr2 Kultur eröffnete das Goethe-Haus am 1. Juni die neue Reihe der »Frankfurter Hausgespräche« zum Thema »Deutsche Sprache. Denkwerkzeug und Mittler in moderner Zeit« mit einer Podiumsdiskussion zwischen dem Schriftsteller Martin Mosebach und dem Übersetzer Michael Walter über »Deutsche Sprache und Weltliteratur«. Alf Mentzer, Leiter der hr2-Literaturredaktion, moderierte das Gespräch, das Martin Mosebach und Michael Walter Gelegenheit gab, die besondere Eigenart und die Leistungen der deutschen Sprache aus der Perspektive sowohl des Erzählers wie der des Übersetzers zu erörtern.

Die Reihe wurde im Monat Juni an den folgenden Dienstagen fortgesetzt: Am 8. Juni im Haus am Dom zum Thema »Deutsche Sprache und Verkündigung«, am 15. Juni im Literaturhaus Frankfurt zum Thema »Deutsche Sprache und moderne Dichtung« und am 22. Juni im Holzhausenschlösschen (in Kooperation mit der Stiftung Polytechnische Gesellschaft) mit einem Podiumsgespräch zu »Deutsche Sprache und Integration«.

Weltliteratur in Übersetzungen

Reinhard Kaisers Übertragung des berühmten barocken Schelmenromans ›Der abenteuerliche Simplicissimus Teutsch‹ von Hans Jacob Christoffel von Grimmelshausen ist eine Übersetzung besonderer Art: aus dem Deutschen ins Deutsche. Ihr Erscheinen hatte im Feuilleton der großen Tageszeitungen schon beträchtliches Aufsehen erregt, als sie 2010 in der Reihe »Weltliteratur in Übersetzungen« vorgestellt wurde. Reinhard Kaisers Anliegen war es, diesen ersten großen Romanerfolg der Deutschen – Thomas Mann nannte es ein »Literatur- und Lebensdenkmal der seltensten Art« – wieder einer breiten Öffentlichkeit zugänglich zu machen.

Vorträge

Der unvergessene Verrat am Mythos. Prof. Dr. Peter von Matt thematisierte am 19. Januar den Umgang der öffentlichen Phantasie mit den Vertretern der Wissenschaften und fragte nach den Gründen für die verbreitete und auffällige Leidenschaft, die Schriftsteller dazu veranlasst, Gelehrte als pittoreske Figuren zu stilisieren.

Farbenlehre und Lichtkult. Goethes Dornburger Gedichte. Der Göttinger Germanist Prof. Dr. Heinrich Detering untersuchte am 22. Februar zwei im Jahr 1828 in Dornburg entstandene Gedichte Goethes. In seinen späten Texten sucht Goethe immer wieder letzte Formeln dessen, worüber er ein Menschenleben lang, an den Grenzen zwischen Naturwissenschaft, Metaphysik und Poesie, nachgedacht hat. In seinem Vortrag eröffnete Heinrich Detering auf diesem Hintergrund einen neuen Blick auf weite Zusammenhänge von Goethes später Lyrik.

»Es schnurrt mein Tagebuch am Bratenwender«. Goethes Tagebücher neu ediert. Zusammen mit Dr. Sebastian Mangold und Ariane Ludwig präsentierte Dr. Edith Zehm, Herausgeberin des Briefwechsels zwischen Goethe und Zelter und Mitherausgeberin der Münchener Goethe-Ausgabe, am 9. März den zuletzt erschienenen vierten Band der historisch-kritischen Neuausgabe von Goethes Tagebüchern, der die Jahre 1809 bis 1812 umfasst. Der detailfreudige Vortrag zeigte beispielhaft, welche Erkenntnisse über Goethes Leben und sein Weimarer und Jenaer Umfeld, über die Dichtungen und über die amtliche Tätigkeit durch die Bände der neuen Edition erzielt werden.

Naturlyrik. Prof. Dr. Klaus Reichert spürte in seinem Vortrag am 25. Mai in einem Streifzug durch die Literaturgeschichte von Hiob bis Ingeborg Bachmann dem Naturmotiv in der Poesie nach und stellte exemplarische Gedichte vom Alten Testament bis in die Moderne vor.

Der Kriegskommissar Goethe. Eine günstige Gelegenheit erlaubte es am 5. November, einen besonders attraktiven Vortrag zusätzlich ins Programm zu nehmen: Anlässlich der Jahresversammlung des Ordens »Pour le mérite« in Berlin hatte Prof. Dr. Albrecht Schöne am 1. Juli den Festvortrag gehalten. Im Freien Deutschen Hochstift brachte er seine Überlegungen zum Thema »Der Kriegskommissar Goethe« noch einmal vor einem großen und interessierten Publikum zu Gehör. Albrecht Schöne deutete ein umfangreiches Schreiben Goethes aus dem Jahr 1779, in dem sich der Geheime Rat als verantwortungsvoller und kundiger politischer Berater Herzog Carl Augusts erweist. Goethe beriet seinen Herzog nicht nur in strategischen Fragen, sondern war höchstselbst auch fürs Umschneidern abgetragener Uniformen und die Musterung von Rekruten verantwortlich. Dennoch wahrte er eine innere Distanz zum Kriegswesen: In einer Zeichnung hielt er selbst eine Musterungsszene fest, in



Abb. 1: Johann Wolfgang Goethe, Rekrutenaushebung, März 1779, Bleistift- und Tusche, Klassik Stiftung Weimar

der die Wehrwürdigen das »Thor des Ruhms« durchschreiten – über dem ein lorbeergeschmückter Galgen prangt (Abb. 1).

Ernst Beutler zum 50. Todestag. An den großen Hochstiftsdirektor und sein nachhaltiges Wirken für die Zukunft der Institution erinnerte Prof. Dr. Anne Bohnenkamp am 8. November. Als »Goethes letzter Statthalter« hat Ernst Beutler die Geschicke des Hauses wie kein anderer geprägt und sich unermüdlich für den Erhalt, Ausbau und Wiederaufbau des Frankfurter Goethe-Hauses und seines Museums eingesetzt. Im Mittelpunkt des Vortrags standen Beutlers Wirken als Herausgeber einflussreicher Goethe-Editionen sowie seine Pläne für ein Romantik-Museum in Frankfurt am Main.

Politische Lektüren. Die Rezeption der Brüder Heinrich und Thomas Mann in den beiden deutschen Staaten. Der Vortrag von Prof. Dr. Hans Wißkirchen am 16. November ging anhand der Reaktionen auf den Tod von Heinrich Mann (1959) und Thomas Mann (1955) der Frage nach, wie die beiden Schriftsteller in den beiden deutschen Staaten rezipiert wurden. Deutlich wurde dabei, dass

der Blick der Deutschen auf die Brüder Mann in einer Kontinuität steht, die 1933 ihren Anfang nahm. Die Rolle im Exil und nach 1945, mithin die politische Komponente, prägte die Wirkungsgeschichte entscheidend.

Luthers deutsche Bibel. Übersetzen als fundamentaltheologische Aufgabe. Prof. Dr. Joachim Ringleben durchleuchtete in seinem Vortrag am 30. November Luthers Verhältnis von Glaube und Sprachlichkeit und seine Maximen bei der Übersetzerarbeit.

Schopenhauers Lieblingsbuch. Auf großes Interesse stieß auch der in Kooperation mit der Schopenhauer-Gesellschaft angebotene Vortrag von Prof. Dr. Urs App am 14. Dezember über Schopenhauers Lektüre der lateinischen Übersetzung der ›Upanischaden‹. Sie begegnete ihm zuerst in der Zeit seiner Jugend, in der er zusammen mit Goethe Experimente zur Farbenlehre machte und bereits von einem eigenen philosophischen System zu träumen begann. Neben Platon und Kant übte dieses Werk maßgeblichen Einfluss auf die Entstehung der Schopenhauerschen Philosophie aus.

Lesungen und Theater

Die Schriftstellerin Sigrid Damm und der Bühnenbildner Joachim Hamster Damm zeigten am 15. Juni, wie Goethe zeitlebens vom Bild des Berges auch unter geologischem Aspekt fasziniert war und das Innere der Erde ihm »geheimnißvoll offenbar« blieb.

Im Rahmen der Goethe-Festwoche 2010 las Thomas Rosenlöcher, ein veritabler Naturlyriker, am 30. August aus seinen Gedichten.

Am 8. März wurde Goethes ›Faust‹ von der Autorin und Schauspielerin Sylvia Schopf als teuflisches Spiel erzählt und gespielt. Zu dem Erzähltheater waren vor allem auch Kinder und Familien eingeladen. Der Text basierte auf ›Faust I‹ sowie auf Sylvia Schopfs Buch ›Die schönsten Theaterklassiker. In Geschichten erzählt‹. Die Anmeldungen der Schulen waren so zahlreich, dass kurzfristig drei weitere Aufführungstermine hinzugefügt werden mussten.

Liederabende und Konzerte

Begleitet von Thorsten Larbig trugen die Sopranistin Gabriele Hierdeis und der Tenor Christoph Kögel am 13. April unter dem Titel »Der Strauss, den ich gepflücket, grüsse dich viel Tausendmal« Goethe-Lieder von Hugo Wolf vor, die zu den schönsten deutschen Kunstliedern zählen. Zu Robert Schumanns 200. Geburtstag spielte am 8. Juni das Enigma-Trio, Konstanze Felber (Geige), Gabriel Faur (Cello) und Maciej Szyrner (Klavier), Schumanns Klaviertrios op. 63, 80 und 110. Im Rahmen der Goethes ›Wilhelm Meister‹ gewidmeten Goethe-Festwoche trugen August Katharina Magiera (Alt) und Georg Poplutz (Klavier) am 31. die Lieder aus den ›Lehrjahren‹ nach Vertonungen von Franz

Schubert und Robert Schumann vor. Haydn-Trios kamen am 5. Oktober im Seekatzsaal zu Gehör. Das Divertimento Francoforte – Roswitha Bruggaier (Baryton), Hiltrud Hampe (Viola) und Lydia Blum (Violoncello) – spielte auf alten Instrumenten einige der über hundert Trios, die Haydn komponiert hat und die heute kaum mehr in der Originalbesetzung aufgeführt werden. Den Abschluss des musikalischen Programms bildete am 7. Dezember ein Liederabend mit Monika Eder (Sopran) und Heidi Kommerell (Klavier), der unter dem Titel »Sollst ewig mir Suleika heißen« den 150. Todestag der Marianne von Willemer, Goethes Frankfurter Freundin und Mitautorin des ›West-östlichen Divan‹, feierte.

Seminare und Exkursionen

Auch 2010 war das Interesse am Seminarangebot des Hochstifts unverändert lebendig. Prof. Dr. Christoph Perels leitete das erste Seminar, das im Rahmen der Ausstellung zu Johann Caspar Goethe stattfand und der bedeutenden Bibliothek von Goethes Vater gewidmet war. Im zweiten Seminar befasste sich Prof. Dr. Ingrid Mittenzwei mit Goethes Naturlyrik und legte anhand ausgewählter Gedichte aus der mittleren und späten Zeit dar, wie das Erfahren und Erkennen der Natur in diesen Gedichten gestaltet ist.

Das Ziel der Exkursion war im Jahr 2010 Heidelberg. Ein Spaziergang führte zu zahlreichen Erinnerungsorten in der Neckarstadt. Das Interesse galt ebenso den Stätten der romantischen Poesie und Sammlungstätigkeit wie Goethes Heidelberger Begegnung mit Marianne von Willemer im Herbst 1815.

Goethe-Festwoche

Zum dritten Mal fand die vom Kulturamt der Stadt Frankfurt am Main, vom Schauspiel Frankfurt und vom Freien Deutschen Hochstift initiierte Frankfurter Goethe-Festwoche vom 28. August bis 5. September 2010 statt. Im Zentrum standen die drei ›Wilhelm Meister‹-Romane, von denen insbesondere die ›Lehrjahre‹ den Beginn der modernen Prosa markieren. Zehn Frankfurter Kultureinrichtungen, zu denen neben dem Frankfurter Goethe-Haus/Freies Deutsches Hochstift u a. das Schauspiel Frankfurt, das Theater Willy Praml, das Museum Giersch und der Palmengarten gehörten, boten zwanzig Veranstaltungen an, die von der Dramatisierung des Romans über Ausstellungen bis hin zu Lesungen und Musikabenden reichten. Das Freie Deutsche Hochstift zeigte eine Ausstellung, die anhand verschiedenartiger Konzepte zum ›Wilhelm Meister‹ die vielfältigen Möglichkeiten der Literaturpräsentation vorstellte (vgl. S. 318–320).

Die lange Nacht der Museen

Unter dem Motto »Vom Eise befreit« lud das Freie Deutsche Hochstift Jung und Alt zu einem Rundgang durch das Haus ein. Ein umfassendes Führungsprogramm stellte die Vielfalt der Aktivitäten des Hauses rund um Goethe, zur Romantik und bis in die Moderne vor und gestattete auch einen Blick hinter die Kulissen. Neben der Sammlungsgeschichte und vielen anderen Themengebieten wurden auch die Anekdoten zu Goethes Frankfurter Kindheit und Jugend nicht vernachlässigt, die Goethes Mutter, alias Schauspielerin Gertrud Gilbert, schwungvoll vortrug. Rasant und säbelrasselnd ging es im Arkadensaal zu: Hexenmeister Rafael Lukjanik (Xylo- & Vibraphon als Solo-Instrumente und Ensemble) und seine »Modern Classix« (Piano, Bass, Drums und Percussion) legten in einem spektakulären Crossover Klassik von Bach bis Gershwin aufs Parkett.

Kooperationen

Auch im Jahr 2010 hatten die Kooperationen einen bedeutenden Anteil an den Kulturveranstaltungen des Hochstifts. Zu den Partnern des Hauses gehörten unter anderen die folgenden Intuitionen:

Kulturamt der Stadt Frankfurt am Main (Goethe-Festwoche, gemeinsames Familienprogramm »Satourday« und »Lange Nacht der Museen«)

Schauspiel Frankfurt (Goethe-Festwoche)

Hessischer Literaturrat (Tag der Literatur)

Stiftung Polytechnische Gesellschaft, Literaturhaus Frankfurt, Frankfurter Bürgerstiftung im Holzhausenschlösschen und Haus am Dom (Frankfurter Hausgespräche)

Goethe-Universität Frankfurt am Main (LOEWE-Schwerpunkt Digital Humanities)

Institut für deutsche Sprache und ihre Didaktik der Goethe-Universität Frankfurt (u. a. 13. Internationale Tagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition)

Hochschule für Musik und Darstellende Kunst Frankfurt am Main

Hessischer Rundfunk (Gespräche im Goethe-Haus)

Schopenhauer-Gesellschaft und Philosophisches Kolloquium: Kritische Theorie

Arbeitsgemeinschaft literarischer Gesellschaften (ALG, Berlin)

Arbeitskreis selbständiger Kulturinstitute (AsKI, Bonn)

Das Freie Deutsche Hochstift ist Kulturpartner von hr2 Kultur.

Ausstellungen

Wie stellt man Literatur aus?
Sieben Positionen zu Goethes ›Wilhelm Meister‹

Angeregt von der wachsenden Popularität von Literaturausstellungen initiierten das Goethe-Haus und das Kulturamt Frankfurt am Main das von der Bundeskulturstiftung geförderte Projekt »Internationale Literaturausstellungen in Theorie und Praxis«. Ausgangspunkt war die Frage nach der Legitimation und den Möglichkeiten der Inszenierung von Literatur im Medium der Ausstellung.



Abb. 2: »Vitrinen zum Blättern«, Raumansicht (Foto: Wolfgang Günzel)

Die Antwort wurde in zwei Schritten gegeben: In einer ersten Projektstufe, einem Expertenworkshop mit international anerkannten Ausstellungsmachern wurden avancierte Beispiele von Literaturausstellungen der letzten Jahre aus ganz Europa vorgestellt und diskutiert. 2010 haben dann sechs Teams und ein bildender Künstler ein klassisches Werk der Weltliteratur zum Gegenstand einer experimentellen Schau gemacht, die sowohl zur Auseinandersetzung mit Goethes ›Wilhelm Meister‹-Roman als auch mit den Möglichkeiten und der Vermittlung von Literatur in Ausstellungen anregen wollte. Die Ausstellung »Wie stellt man Literatur aus? Sieben Positionen zu Goethes ›Wilhelm Meister‹« wurde vom 28. August bis 1. November 2010 im Arkadensaal gezeigt (Abb. 2)

und ging der – durchaus umstrittenen – Frage nach, ob und wie Literatur ausgestellt werden kann. Die Frage, auf welchem Weg die gegenwärtig vorwiegend schriftsprachlich vermittelte Kunstform Literatur in eine ihr angemessene räumlich-visuelle Darstellung übersetzt werden kann und welche Formen der Ausstellungsgestaltung geeignet sein könnten, Besucher mit ganz unterschiedlichen Kenntnissen und Interessen anzusprechen, stellt sich im Haus regelmäßig bei der Vorbereitung von Ausstellungen. Das Spektrum der Möglichkeiten reicht von der klassischen Vitrinenausstellung sogenannter »Flachware« (Manuskripte und Bücher) bis zur szenischen Darstellung von literarischen Räumen. In unserem Ausstellungsprojekt präsentierten mehrere renommierte Ausstellungsteams einen eigenen Vorschlag am Beispiel des ›Wilhelm Meister‹. Rund um das Original der Arbeitshandschrift des einzigen überlieferten Romankapitels aus Goethes Werkstatt, das sich als Geschenk von Schillers Tochter im Besitz des Freien Deutschen Hochstifts befindet, präsentierten die Gestaltungsteams ihre »Übersetzung« in den Ausstellungsraum als Textteppich, als großformatige Figurenkollagen, in »Vitrinen zum Blättern«, als »Ausstellung zum Mitnehmen«, in einer Videoarbeit, einer Denkmalinstallation und einer synästhetischen Rauminszenierung. Besonderen Zuspruch fand der von Heike Gfrereis (Marbach) und Diethard Keppler installierte »Eiertanz« auf den Spuren der Goetheschen Syntax (Abb. 3).



Abb. 3: Der »Eierteppich«, Installation von Heike Gfrereis und Diethard Keppler (Foto: Wolfgang Günzel)

Die folgenden Teams präsentierten ihre Vorschläge:
RaumErkundungen von Susanne Fischer und Friedrich Forssman
FigurenSpiele von Evelyne Polt-Heinzl und Peter Karlhuber
SatzBaukunst von Heike Gfrereis und Diethard Keppler
BuchKörper von Rose Epple und Detlef Weitz
LeserStimmen von Nicola Lepp und Hannah Leonie Prinzler
MeisterMonument von Jean Luc Cornec
ErinnerungsSzene von Olivia Varwig, Petra Eichler und Susanne Kessler

Von dem Denkmal des bildenden Künstlers Jean Luc Cornec, einem rund um das Goethe-Denkmal gemauerten Turm, waren die Besucher des Platzes derart angetan, dass der Turm nicht nur, wie vorgesehen, in der Goethe-Festwoche zu sehen war, sondern ein ganzes Jahr lang Bestand hatte. Die von der Literaturwissenschaftlerin Olivia Varwig zusammen mit Petra Eichler und Susanne Kessler gestaltete »ErinnerungsSzene« war im Kaminzimmer des Goethe-Hauses zu betrachten.

Zur Ausstellung erscheint ein Band, der das Thema sowohl in theoretischen Beiträgen als auch anhand von praktischen Beispielen international renommierter Ausstellungsmacher behandelt.[1]

Johann Caspar Goethe (1710–1782): Vater, Jurist, Sammler, Frankfurter Bürger

Vom 5. Dezember 2010 bis zum 28. Februar 2011 war im Arkadensaal des Freien Deutschen Hochstifts die Ausstellung zu Johann Caspar Goethe zu sehen. Kuratiert von Doris Hopp und unterstützt von Dr. Joachim Seng, widmete sich die Schau dem Bild von Goethes Vater (Abb. 4), von dem die Nachwelt selten gut sprach. Pedantisch sei er gewesen, knickrig, unmusisch und humorlos. Diesen schlechten Ruf verdankt er vor allem seinem berühmten Sohn, der in ›Dichtung und Wahrheit‹ das Bild seines Vaters als eines gestrengen, patriarchalischen Mannes von pädagogischem Ernst zeichnete und dabei wichtige positive Züge verschwieg oder sie anderen Personen zuordnete. Während die Literaturgeschichtsschreibung die Mutter, Catharina Elisabeth Goethe, geb. Textor (1731–1808), einmütig idealisiert und vertraulich beim Kosenamen »Frau Aja« nennt, spricht man vom Vater respektvoll distanziert als dem »Herrn Rat« und fragte in der Vergangenheit nicht selten mit Befremden, wie dieser »berufsuntätige, sammeleifrige Eigenbrötler und

1 Wort-Räume, Zeichen-Wechsel, Augen-Poesie. Zur Theorie und Praxis von Literaturausstellungen. Mit einer Dokumentation der Ausstellung »Wie stellt man Literatur aus? Sieben Positionen zu Goethes ›Wilhelm Meister‹« (Frankfurter Goethe-Haus 2010), hrsg. von Anne Bohnenkamp und Sonja Vandenrath, Göttingen 2011.



Abb. 4: Hermann Junker, Johann Caspar Goethe, um 1885/1890, Pastell

lastende Pedant« (Thomas Mann) zum Vater des größten deutschen Dichters werden konnte.

Diese Gedenkausstellung, die aus Anlass des 300. Geburtstages Johann Caspars im Freien Deutschen Hochstift zu sehen war, versuchte die »Wahrheit« aus der »Dichtung« des Sohnes herauszudestillieren, indem sie Fakten und Quellen zum Leben des »Herrn Rat« zusammentrug und neu bewertete. Welchen Anteil hat der Vater am Genie des berühmten Sohnes, fragte die Gedenkausstellung und präsentierte Johann Caspar Goethe in vielfältiger Beleuchtung: als verantwortungsbewussten Pädagogen, als selbstbewussten, auf seine Unabhängigkeit bedachten »trefflichen Bürger« der Freien Reichsstadt Frankfurt am Main, als Doktor beider Rechte und »gründlichen, ja eleganten Juristen«, als Freund und Förderer der Musen, der mit seiner Familie musizierte, eine bemerkenswerte Bibliothek aufbaute und eine originelle Kunstsammlung zusammentrug, sowie als gebildeten, polyglotten Bürger, der mit einer »Vorliebe für die italiänische Sprache« im Jahr 1740 acht Monate lang das Land seiner Träume bereiste und seine Eindrücke in einem Bericht ›Viaggio per l'Italia‹ festhielt – als erster deutscher Tourist in Italien in der Sprache des Gastlandes. Nicht zuletzt war Johann Caspar Goethe aber auch ein umsichtiger Verwalter des ererbten Vermögens und ein liebevoller Ehemann und Familienvater.

Mit Handschriften, historischen Quellen, Büchern, Bildern, Erinnerungsstücken, Kunstgegenständen und Dokumenten, die aus Weimar, Leipzig, Coburg, Düsseldorf und Bonn ins Frankfurter Goethe-Haus kamen, wurde im Arka-

densaal der Lebensweg Johann Caspar Goethes in verschiedenen Abteilungen nachgezeichnet. Goethes Altersfreund Carl Friedrich Zelter (1758–1832) lobte den »eigenwilligen und klaren« Charakter des Vaters und erkannte nach der Lektüre der ersten Bücher von ›Dichtung und Wahrheit‹ sogleich die positive Rolle des Vaters in der Entwicklung Goethes: »Ihre Erziehung, in so weit sie von Ihrem Vater ausging flößt mir nach Haltung und Methode Ehrfurcht ein. Ihr Vater scheint mir zum Vater geboren gewesen zu sein; ja zum Vater eines solchen Sohnes.«

Die Eröffnung der Ausstellung, zu der Musikstücke von Bach, Haydn und Schobert am historischen Hammerklavier des Goethe-Hauses gespielt wurden, war ein schöner und gut besuchter Erfolg, ebenso die Finissage, zu der Lieder von Willem de Fesch vorgetragen wurden, von denen angenommen werden darf, dass Sie schon zu Goethes Jugend im Elternhaus erklangen.

Zu der Ausstellung erschien ein Katalog, der wie die Ausstellung selbst von der Presse sehr freundlich aufgenommen wurde.[2]

Beatrix Humpert

Museumspädagogik

Seit der Einrichtung einer festen Stelle für Museumspädagogik im Jahr 2007 wurde die Bildungs- und Vermittlungsarbeit des Freien Deutschen Hochstifts kontinuierlich weiterentwickelt. Der wachsende Bekanntheitsgrad und die Anerkennung der altersgemäßen Angebote zum Leben der Familie Goethe am Großen Hirschgraben machten sich u. a. in lebhafter Nachfrage nach den Familien-Führungen durch das Goethe-Haus und in guten Buchungszahlen bei den Sonderveranstaltungen bemerkbar. Auch die Zusatzangebote zu ›Faust‹ und ›Werther‹ für Oberstufen haben sich gut etabliert. Das überaus lebhafte Interesse an Sylvia Schopfs Erzähltheater zu Goethes ›Faust‹, das mehrere Zusatztermine notwendig machte, erweist nachdrücklich den Erfolg der Bemühungen, das Thema auch für Viert- bis Sechstklässler kindgerecht zu vermitteln.
Die Breite des thematischen Spektrums spiegeln die offenen Angebote: »Im Goethe-Haus gibt's Tiere«, erfuhren die Teilnehmer des »Satourdays« mit Alexandra Koch am 30. Januar. Als Ferienprogramm wurde am 8. April eine Puppentheaterwerkstatt mit der Theaterpädagogin Birgit Reibel unter dem Titel »Walle, walle, manche Strecke ……« angeboten, die Kindern die Gelegenheit bot, den Nachbau von Goethes Puppentheater spielerisch zu erproben. Zum Internationalen Museumstag am 16. Mai konnten junge Museumsbesucher im Kaminzimmer ein ehrenamtlich von Bettina Zoerb betreutes

2 »Goethe Pater«. Johann Caspar Goethe (1710–1782), hrsg. von Doris Hopp, Frankfurt am Main 2010.



Abb. 5: Scherenschnitte – farbenfroh (Foto: FDH / Doris Schumacher)

kleines Lese-, Schreib- und Malangebot nutzen. Die Ferienveranstaltung am 21. Juli unter dem Titel »Scherenschnitte – farbenfroh« lag in der Hand der Künstlerin Christine Herkommer, die dem traditionellen Schattenriss überraschend farbige Seiten abzugewinnen wusste (Abb. 5). »Mit der Goethe-Marionette durchs Haus am Hirschgraben« führte der Schauspieler Joachim Schadendorf am 15. Oktober und 28. November, am 5. Dezember bot Doris Schumacher erstmals eine »Weihnachtszeit bei Familie Goethe« für Kinder mit Begleitpersonen an. Beide Veranstaltungen soll nun regelmäßig ins Programm genommen werden.

Speziell für Kinder und Jugendliche aus sozial benachteiligten Schichten war das Projekt »Goethe gratis« konzipiert. Angeboten wurde eine kostenfreie Führung mit Praxisteil im Kaminzimmer des Goethe-Hauses, vier Gruppen haben das Angebot wahrgenommen. Dieses Projekt wurde aus Spendenmitteln der ING-DiBa ermöglicht, die die ehrenamtliche Mitarbeiterin Angelika Stobrawe vermittelte.

Auch die Wechselausstellungen wurden von einem museumspädagogischen Programm begleitet. Ulrike Eisenträger organisierte im Vorlauf der Ausstellung »Wie stellt man Literatur aus?« eine Lehrerweiterbildung zum Thema Kreatives Schreiben, die am 23. April stattfand und von Paul Pfeffer geleitet wurde. Olivia Varwig stellte als eine der Kuratorinnen dieser Ausstellung

am 30. Oktober die Installation »ErinnerungsSzene« im Kaminzimmer des Goethe-Hauses vor, bei der ein Bogen von Goethes originalem Puppentheater im 3. Stock über die entsprechende Schilderung in ›Wilhelm Meisters Lehrjahren‹ bis hin zur modernen Präsentation geschlagen wurde. Ebenfalls von Ulrike Eisenträger organisiert wurde zu der ›Wilhelm Meister‹-Ausstellung eine Schüler-Matinee. Sechs Schulklassen erarbeiteten unter Anleitung von Paul Pfeffer im Deutschunterricht sowie von Thomas Hupfer im Fach Darstellendes Spiel künstlerische Präsentationen. Vier davon stellten die beteiligten Schüler ihren Mitschülern unter dem Titel »Ich will ABER« im Hochstift vor. Insgesamt wurden 50 Führungen für 785 Teilnehmer zu dieser Schau durchgeführt, ungerechnet die Sonderrundgänge für besondere Gäste. Es waren vor allem die ergänzenden halbstündigen Kurzführungen, die gerne gebucht wurden, manchmal drei an einem Tag. – Begleitend zur Wechselausstellung »Johann Caspar Goethe zum 300. Geburtstag« und in Erinnerung an Goethes von seinem Vater bestimmte Berufswahl wurde im Dezember dreimal das Praxisprogramm »Wunschberuf« angeboten, bei dem Schüler ihren Traumberuf schreiben, zeichnen und stempeln konnten.

Im Auftrag des Amts für multikulturelle Angelegenheiten der Stadt Frankfurt erarbeitete Dr. Doris Schumacher eine Führung durch das Goethe-Haus für Imame. Die Führung mit dem Schwerpunkt »Goethe und der Islam« kann angesichts des hohen Anteils muslimischer Schülerinnen und Schüler in Frankfurt auch künftig interessierten Klassen angeboten werden.

Am 16. Juli besuchten 14 Schüler im Rahmen des Cicerone-Projektes der Klassik Stiftung Weimar unter der Leitung von Dr. Justus H. Ulbricht das Frankfurter Goethe-Haus. Die eintägige Betreuung lag bei Doris Schumacher sowie bei Bettina Zimmermann für die Handschriften-Sammlung und bei Doris Hopp für die Bibliothek.

Im November fand zum 50. Mal die Kinder- und Jugendbuch-Ausstellung ›Frankfurter LeseEule‹ statt, erstmals wirkte das Goethe-Haus am schulischen Begleitprogramm unter dem Titel »Frankfurt – unsere Stadt« mit. Vier Besuche im Goethe-Haus, bei denen das Leben einst und jetzt verglichen wurde, waren für Schulklassen im Angebot und schnell vergeben. Eine Fortsetzung der Kooperation wird von beiden Seiten gewünscht.

Zur Advents- und Weihnachtszeit erschien zunächst erstmals in deutscher, dann auch in englischer Sprache ein Goethehaus-Adventskalender, der alle Kinder durch die vorweihnachtliche Zeit begleiten will. 24 Türchen machen neugierig auf den Blick hinein in die einzelnen Zimmer von Goethes Elternhaus und in das Alltagsleben der Familie Goethe. Dem Kalender liegt ein Begleitheft bei, in dem 24 Geschichten rund um Goethe, seine Familie und das Goethe-Haus erzählt werden und das, ebenso wie der Kalender, mit den feinen Illustrationen von Nicole Peter geschmückt ist.

Doris Schumacher

Forschung und Erschließung

Editionen und Forschungsprojekte

Historisch-kritische Ausgabe sämtlicher Werke und Briefe Clemens Brentanos (Frankfurter Brentano-Ausgabe)

Clemens Brentano, Sämtliche Werke und Briefe. Historisch-kritische Ausgabe veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift. Hrsg. von Anne Bohnenkamp, Konrad Feilchenfeldt, Ulrike Landfester, Christoph Perels, Hartwig Schultz. Stuttgart: Kohlhammer Verlag 1975 ff.

Zum Jahresende 2010 lagen insgesamt 38 Bände der Ausgabe vor:

1 Gedichte 1784–1801, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Michael Grus hrsg. von Bernhard Gajek (2007)

3,1 Gedichte 1816–1817, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus und Kristina Hasenpflug (1999)

3,2 Gedichte 1818–1819, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus, Kristina Hasenpflug, Hartwig Schultz (2001)

3,3 Gedichte 1820–1826, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Michael Grus (2002)

5,2 Gedichtbearbeitungen II, Trutz Nachtigal, Text, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Holger Schwinn hrsg. von Sabine Gruber (2009)

6 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)

7 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1976)

8 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Text, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)

9,1 Des Knaben Wunderhorn, Teil I, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1975)

9,2 Des Knaben Wunderhorn, Teil II, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1977)

9,3 Des Knaben Wunderhorn, Teil III, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Heinz Rölleke (1978)

10 Romanzen vom Rosenkranz, Text und Lesarten, unter Mitarbeit von Michael Grus und Hartwig Schultz hrsg. von Clemens Rauschenberg (1994)

11,1 Romanzen vom Rosenkranz, Lesarten, Entstehung und Überlieferung, hrsg. von Dietmar Pravida (2006)

11,2 Romanzen vom Rosenkranz, Erläuterungen, hrsg. von Dietmar Pravida (2008)

12 Dramen I, Text, hrsg. von Hartwig Schultz (1982)
13,1 Dramen II,1, Aloys und Imelde, Text, unter Mitarbeit von Michael Grus und Simone Leidinger hrsg. von Christian Sinn (2010)
13,3 Dramen II,3, Wiener Festspiele, Prosa zu den Dramen, Text, unter Mitarbeit von Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2007)
14 Dramen III, Die Gründung Prags, Text, hrsg. von Gerhard Mayer und Walter Schmitz (1980)
15,4 Dramen II,3, Lesarten und Erläuterungen, unter Mitarbeit von Simone Leidinger, Dietmar Pravida und Christina Sauer hrsg. von Caroline Pross (2008)
16 Prosa I, Godwi, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Werner Bellmann (1978)
17 Prosa II, Die Mährchen vom Rhein, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Brigitte Schillbach (1983)
19 Prosa IV, Erzählungen, Text, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Gerhard Kluge (1987)
22,1 Religiöse Werke I,1, Die Barmherzigen Schwestern; Kleine religiöse Prosa, Text, hrsg. von Renate Moering (1985)
22,2 Religiöse Werke I,2, Die Barmherzigen Schwestern; Kleine religiöse Prosa, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Renate Moering (1990)
24,1 Religiöse Werke III,1, Lehrjahre Jesu, Teil I, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1983)
24,2 Religiöse Werke III,2, Lehrjahre Jesu, Teil II, Text, hrsg. von Jürg Mathes (1985)
26 Religiöse Werke V,1, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Text, hrsg. von Bernhard Gajek (1980)
27,2 Religiöse Werke V,2, Das bittere Leiden unsers Herrn Jesu Christi, Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Bernhard Gajek und Irmengard Schmidbauer (1995)
28,1 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Text, hrsg. von Jürg Mathes (1981)
28,2 Materialien zu nicht ausgeführten religiösen Werken (Anna Katharina Emmerick-Biographie), Lesarten und Erläuterungen, hrsg. von Jürg Mathes (1982)
29 Briefe I (1792–1802), nach Vorarbeiten von Jürgen Behrens und Walter Schmitz hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1988)
30 Briefe II (Clemens Brentanos Frühlingskranz), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1990)
31 Briefe III (1803–1807), hrsg. von Lieselotte Kinskofer (1991)
32 Briefe IV (1808–1812), hrsg. von Sabine Oehring (1996)
33 Briefe V (1813–1818), hrsg. von Sabine Oehring (2000)

34 Briefe VI (1819–1823), hrsg. von Sabine Oehring (2005)
38,1 Erläuterungen zu den Briefen 1792–1802, hrsg. von Ulrike Landfester (2003)
38,3 Erläuterungen zu den Briefen 1803–1807, hrsg. von Lieselotte Kinskofer (2004)

Die philologisch besonders schwierige und lange Zeit unterschätzte Lage bei der Edition des Dramas ›Aloys und Imelde‹ (Vorliegen von insgesamt drei Fassungen bzw. Textstufen; spätere Versifizierung des Prosatextes; zeitlich begrenzte Ausleihe des Manuskripts aus der Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Berlin) war eine große Herausforderung für die Redaktion und hat ihre Kapazitäten in besonderer Weise gebunden. Deshalb konnte im Jahr 2010 mit dem Textband von ›Aloys und Imelde‹ (Dramen II,1, unter Mitarbeit von Michael Grus und Simone Leidinger hrsg. von Christian Sinn) auch nur ein einziger Band der Frankfurter Brentano-Ausgabe erscheinen. Allerdings wurde der zugehörige Erläuterungsband ebenfalls vorangetrieben und zeitnah im Folgejahr vorgelegt.

Am 8. März und 8. September 2010 fanden Versammlungen der Hauptherausgeber der Frankfurter Brentano-Ausgabe statt.

Mitwirkende an der Frankfurter Brentano-Ausgabe:

Hauptherausgeber:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (zugleich Projektleiterin, Frankfurt am Main), Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt (München), Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Prof. Dr. Hartwig Schultz (Steinbach)

Brentano-Redaktion:

Redaktionsleiter: PD Dr. Wolfgang Bunzel
Redakteure: Dr. Michael Grus, Dr. Holger Schwinn, Dr. Sabine Gruber (bis 30. Juni), Dr. Cornelia Ilbrig (ab 1. Juli)
wissenschaftliche Hilfskräfte: Philipp Werner M.A., Simone Leidinger M.A. (bis 30. April), Silke Weber M.A. (ab 1. Mai)
studentische Hilfskräfte: Anja Leinweber, Janina Schreiner (ab 1. Mai)
Praktikanten: Stefanie Konzelmann (15. Februar bis 9. April), Daniel David Weis (19. Juli bis 10. September)

Bandherausgeber:

PD Dr. Maximilian Bergengruen (Basel), PD Dr. Wolfgang Bunzel (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Bernhard Gajek (Regensburg), Dr. Sabine Gruber (Wiesbaden/Marbach am Neckar), Dr. Michael Grus (Wiesbaden), Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen), Judith Michelmann M.A. (St. Gallen), Dr. Renate Moering (Wiesbaden), Prof. Dr. Stefan Nienhaus (Neapel), Dr. Sabine Oehring (Aachen), Prof. Dr. Marianne Sammer (St. Pölten), Dr. Christina Sauer (Saarbrücken), Prof. Dr. Hartwig Schultz (Steinbach), Dr. Holger Schwinn (Offenbach), Prof. Dr. Christian Sinn (Konstanz/St. Gallen) und PD Dr. Frank Zipfel (Mainz).

Georg Brentanos Korrespondenz

Im Herbst 2009 vereinbarten das Freie Deutsche Hochstift und der Förderverein PetriHaus e.V. eine Kooperation mit dem Ziel, sämtliche im Besitz des Hochstifts befindlichen Briefe Georg Brentanos zu erschließen und zu transkribieren sowie zusätzlich die ebenfalls dort verwahrten Briefe an Georg Brentano zu verzeichnen. Das Freie Deutsche Hochstift erklärte sich bereit, die Archivalien, den Arbeitsplatz und die technischen Ressourcen zur Verfügung zu stellen, der Förderverein PetriHaus e.V. übernahm die Finanzierung des Projekts mit Hilfe zweier je viermonatiger Werkverträge. Projektbearbeiter war Dr. Holger Schwinn (Offenbach), der im Zeitraum vom 1. Februar bis zum 31. Mai und vom 1. Oktober 2010 bis zum 31. Januar 2011 das Material sichtete und insgesamt 217 Dokumente mit nicht weniger als 572 Handschriftenseiten transkribierte und elektronisch erfasste. Über Exemplare der entsprechenden Datei und Papierausdrucke verfügen mittlerweile beide Projektpartner.

Wolfgang Bunzel

Kritische Ausgabe sämtlicher Werke Hugo von Hofmannsthals

Von der auf 42 Bände angelegten Kritischen Werkausgabe Hugo von Hofmannsthals im S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main, mit deren editorischer Bearbeitung Anfang der 70er Jahre begonnen wurde, sind bis zum 31. Dezember 2010 34 Bände erschienen:

I Gedichte 1, hrsg. von Eugene Weber (1984)
II Gedichte 2 (aus dem Nachlaß), hrsg. von Andreas Thomasberger und Eugene Weber † (1988)
III Dramen 1 (Kleine Dramen), hrsg. von Götz-Eberhard Hübner, Christoph Michel und Klaus-Gerhard Pott (1982)
IV Dramen 2 (Das gerettete Venedig), hrsg. von Michael Müller (1984)

V Dramen 3 (Die Hochzeit der Sobeide / Der Abenteurer und die Sängerin), hrsg. von Manfred Hoppe † (1992)
VI Dramen 4 (Das Bergwerk zu Falun / Semiramis / Die beiden Götter), hrsg. von Hans-Georg Dewitz (1995)
VII Dramen 5 (Alkestis / Elektra), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp und Mathias Mayer (1997)
VIII Dramen 6 (Ödipus und die Sphinx / König Ödipus), hrsg. von Wolfgang Nehring und Klaus E. Bohnenkamp (1983)
IX Dramen 7 (Jedermann), hrsg. von Heinz Rölleke (1990)
X Dramen 8 (Das Salzburger Große Welttheater / Pantomimen zum Großen Welttheater), hrsg. von Hans-Harro Lendner und Hans-Georg Dewitz (1977)
XI Dramen 9 (Florindos Werk / Cristinas Heimreise), hrsg. von Mathias Mayer (1992)
XII Dramen 10 (Der Schwierige), hrsg. von Martin Stern in Zusammenarbeit mit Ingeborg Haase und Roland Haltmeier (1993)
XIII Dramen 11 (Der Unbestechliche), hrsg. von Roland Haltmeier (1986)
XIV Dramen 12 (Timon der Redner), hrsg. von Jürgen Fackert (1975)
XV Dramen 13 (Das Leben ein Traum / Dame Kobold), hrsg. von Christoph Michel und Michael Müller (1989)
XVI/I Dramen 14/1 (Der Turm: 1. Fassung), hrsg. von Werner Bellmann (1990)
XVI/II Dramen 14/2 (Der Turm: 2. und 3. Fassung), hrsg. von Werner Bellmann in Zusammenarbeit mit Ingeborg Beyer-Ahlert (2000)
XVII Dramen 15 (Die Heirat wider Willen / Die Lästigen / Vorspiel für ein Puppentheater u. a.), hrsg. von Gudrun Kotheimer und Ingeborg Beyer-Ahlert (2006)
XVIII Dramen 16 (Fragmente aus dem Nachlaß 1), hrsg. von Ellen Ritter (1987)
XIX Dramen 17 (Fragmente aus dem Nachlaß 2), hrsg. von Ellen Ritter (1994)
XX Dramen 18 (Silvia im »Stern«), hrsg. von Hans-Georg Dewitz (1987)
XXI Dramen 19 (Lustspiele aus dem Nachlaß 1), hrsg. von Mathias Mayer (1993)
XXII Dramen 20 (Lustspiele aus dem Nachlaß 2), hrsg. von Mathias Mayer (1994)
XXIII Operndichtungen 1 (Der Rosenkavalier), hrsg. von Dirk O. Hoffmann und Willi Schuh (1986)
XXIV Operndichtungen 2 (Ariadne auf Naxos / Die Ruinen von Athen), hrsg. von Manfred Hoppe (1985)

XXV/I Operndichtungen 3/1 (Die Frau ohne Schatten / Danae oder die Vernunftheirat), hrsg. von Hans-Albrecht Koch (1998)

XXV/II Operndichtungen 3/2 (Die ägyptische Helena / Opern- und Singspielpläne), hrsg. von Ingeborg Beyer-Ahlert (2001)

XXVI Operndichtungen 4 (Arabella / Lucidor / Der Fiaker als Graf), hrsg. von Hans-Albrecht Koch (1976)

XXVII Ballette – Pantomimen – Filmszenarien, hrsg. von Gisela Bärbel Schmid und Klaus-Dieter Krabiel (2006)

XXVIII Erzählungen 1, hrsg. von Ellen Ritter (1975)

XXIX Erzählungen 2 (aus dem Nachlaß), hrsg. von Ellen Ritter (1978)

XXX Roman/Biographie (Andreas / Der Herzog von Reichstadt / Philipp II. und Don Juan d'Austria; aus dem Nachlaß), hrsg. von Manfred Pape (1982)

XXXI Erfundene Gespräche und Briefe, hrsg. von Ellen Ritter (1991)

XXXIII Reden und Aufsätze 2 (1901–1909), hrsg. von Konrad Heumann und Ellen Ritter (2009)

Bis zur Drucklegung gediehen ist im Jahr 2010 der Band:

XXXIV Reden und Aufsätze 3 (1910–1919), hrsg. von Klaus E. Bohnenkamp, Katja Kaluga und Klaus-Dieter Krabiel

In den kommenden Jahren soll die Ausgabe durch sieben weitere Bände (zwei Bände ›Reden und Aufsätze‹, einen Band ›Herausgebertätigkeit‹, einen Band ›Autobiographisches‹, zwei Bände ›Aufzeichnungen‹ und einen Band ›Bibliothek‹) ergänzt und vollständig abgeschlossen werden. In redaktioneller Bearbeitung und als nächste zur Auslieferung vorgesehen sind die Bände:

XL Bibliothek, hrsg. von Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Dalia Bukauskaitė und Konrad Heumann

XXXVIII Aufzeichnungen 1, hrsg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth.

XXXIX Aufzeichnungen 2, hrsg. von Rudolf Hirsch (†) und Ellen Ritter (†) in Zusammenarbeit mit Konrad Heumann und Peter Michael Braunwarth.

Die Weiterführung der Ausgabe ermöglichten das Freie Deutsche Hochstift aus eigenen Mitteln gemeinsam mit folgenden Förderern, denen hiermit gedankt sei: der Deutsche Literaturfonds e. V., die S. Fischer Stiftung, das Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie (Wien) sowie die Hugo von Hofmannsthal-Gesellschaft.

Als Mitwirkende an der Ausgabe sind zu nennen (Stand: 31.12.2010):

Hauptherausgeber:

Dr. Rudolf Hirsch (†), Prof. Dr. Anne Bohnenkamp (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg), Prof. Dr. Christoph Perels (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Edward Reichel (Berlin), Prof. Dr. Heinz Rölleke (Wuppertal; zugleich Projektleiter)

Redaktion:

Dr. Claudia Bamberg (ab 1. Juli), Korina Blank M.A., Dr. Katja Kaluga, Dr. Klaus-Dieter Krabiel, Annemarie Opp, Alexander Subtil M.A. (bis 30. September), Olivia Varwig M.A.

Nebenamtliche Mitarbeiter (Editoren):

PD Dr. Johannes Barth (Wuppertal), Dr. Klaus E. Bohnenkamp (Tübingen), Prof. Dr. Peter Michael Braunwarth (Wien), Dr. Dalia Bukauskaitė (Vilnius), Dr. Hans-Georg Dewitz (Eschborn), Dr. des. Donata Miehe (Wuppertal/Tübingen), Dr. Konrad Heumann (Frankfurt am Main), Dr. Katja Kaluga (Frankfurt am Main), Dr. Klaus-Dieter Krabiel (Frankfurt am Main), Prof. Dr. Mathias Mayer (Augsburg), Prof. Dr. Ursula Renner-Henke (Essen), Dr. Jutta Rißmann (Solingen), Ellen Ritter M.A. († 2011), Catherine Schlaud (Frankfurt am Main), Olivia Varwig M.A. (Wuppertal/Bad Homburg)

Heinz Rölleke

Goethes ›Faust‹. Historisch-kritische Hybrid-Ausgabe in Kooperation mit der Universität Würzburg und der Klassik Stiftung Weimar

Die seit Anfang 2009 im Hochstift tätige Arbeitsgruppe (Dr. Dietmar Pravida, Freies Deutsches Hochstift; Gerrit Brüning M.A. und Katrin Henzel M.A., Klassik Stiftung Weimar; Gregor Middell und Moritz Wissenbach, Universität Würzburg) hat im Jahr 2010 die Arbeit an der historisch-kritischen Hybridausgabe weitergeführt und sich in diesem Zeitraum vor allem der Grundlagenarbeit gewidmet. Während die Philologen die Transkriptionen der ›Faust‹-Handschriften kontinuierlich fortsetzten und zugleich die Kodierungsprinzipien weiterentwickelten, befassten sich die IT-Mitarbeiter mit der Verknüpfung von Handschriftenfaksimiles und transkribierten Texten und mit der Neuentwicklung eines Auszeichnungsinventars für die genetische Darstellung. Im Rahmen der europäischen Initiative »Interedition« wurde die Kollationssoftware »CollateX« weiterentwickelt, die einen wichtigen Baustein der Edition

bildet. Für die multiperspektivische Auszeichnung komplexer Korpora wurden ein flexibles Datenmodell erarbeitet und verschiedene Modelle zur Visualisierung textgenetischer Zusammenhänge exploriert.

Verschiedene Tagungen gaben Gelegenheit, über den Fortgang der Arbeiten zu berichten: Im Februar 2010 auf der 13. Internationalen Tagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition in Frankfurt am Main und Ende September/Anfang Oktober auf der Abschlusstagung der COST Action »Open Scholarly Communities on the Web«, einer Initiative innerhalb des europäischen Netzwerkes für die Kooperation in Forschung und Technologie (»Co-Operation in the Field of Scientific and Technical Research«, COST). Am 9. und 10. Dezember 2010 stellte die Faust-Arbeitsgruppe die Konzeption der Ausgabe und den Stand der Arbeiten bei einem eigens für diesen Zweck organisierten, von der Deutschen Forschungsgemeinschaft geförderten internationalen Experten-Workshop in Würzburg vor.

LOEWE-Schwerpunkt ›Digital Humanities‹ in Kooperation mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main und der TU Darmstadt

Anfang Juli erhielten wir die erfreuliche Nachricht einer positiven Begutachtung des gemeinsam mit der Goethe-Universität Frankfurt, der TU Darmstadt und dem Städel beantragten LOEWE-Schwerpunkts ›Digital Humanities‹. Er ist Teil der vom Land Hessen geförderten »Landes-Offensive zur Entwicklung Wissenschaftlich-ökonomischer Exzellenz«. Das Hochstift ist mit zwei eigenen Digitalisierungs- und Erschließungsprojekten an dem neuen Schwerpunkt beteiligt. Es geht dabei zum einen um die Entwicklung eines elektronischen Recherche-Instruments zur Erschließung der Hofmannsthal-Ausgabe, das ein konventionelles Register ersetzen und in der Folge eine Erweiterung zur Erschließung des Archivs ermöglichen soll (Projektleitung: Dr. Konrad Heumann) sowie zum anderen um eine Ergänzung der in Arbeit befindlichen Hybrid-Edition von Goethes ›Faust‹ um ein elektronisches Archiv der Faust-Illustrationen in den Kunstsammlungen des Hochstifts (Projektleitung: Dr. Dietmar Pravida). Gewährt wurden 1 ½ Stellen für wissenschaftliche Mitarbeiter und Hilfskraftmittel sowie eine Stelle für einen Programmierer bzw. Computerlinguisten, der vom Institut für geisteswissenschaftliche Informatik der Universität Frankfurt betreut wird. Die Förderdauer beträgt drei Jahre, die Förderung beginnt im Jahr 2011.

Anne Bohnenkamp

Tagungen

Medienwandel / Medienwechsel in der Editionswissenschaft

Vom 17. bis 20. Februar 2010 fand unter dem Titel »Medienwandel / Medienwechsel in der Editionswissenschaft« die in Kooperation mit der Goethe-Universität Frankfurt (Institut für deutsche Literatur und ihre Didaktik) veranstaltete 13. Internationale Tagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition statt. Die Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition ist ein internationaler Zusammenschluss von Wissenschaftlern, die sich mit deutschsprachigen, insbesondere germanistischen Editionen beschäftigen. Ziel ist es, die Arbeit durch die Erörterung theoretischer und praktischer Fragen sowie durch die Intensivierung des Erfahrungsaustausches zu fördern. Alle zwei Jahre führt die Arbeitsgemeinschaft zu diesem Zweck eine große internationale und interdisziplinäre Fachtagung durch. In über 50 Vorträgen befassten sich Wissenschaftler mit den Möglichkeiten und Problemen des elektronischen Edierens, die die Konzeptionen entstehender Editionen zunehmend bestimmen. Die Tagung fand zum Teil im Arkadensaal des Freien Deutschen Hochstifts statt, zum Teil auf dem Campus Westend der Goethe-Universität. Sie wurde am 17. Februar im Goethe-Haus mit einem Vortrag von Prof. Dr. Ulrike Landfester (St. Gallen) zum Thema »Ein offenes Buch? Autorschaft im Zeitalter der Informationsgesellschaft« eröffnet. Die Leitung der Tagung lag in den Händen von Prof. Dr. Anne Bohnenkamp, an Organisation und Durchführung waren Mitarbeiter des Hochstifts wesentlich beteiligt.

Rhein – Reise – Romantik

Vom 10. bis zum 12. September 2010 fand in Koblenz das 2. Brentano-Kolloquium statt, das unter dem Motto »Rhein – Reise – Romantik« stand. Es wurde von Dr. Lieselotte Sauer-Kaulbach (Bendorf) und PD Dr. Wolfgang Bunzel konzipiert und vom Kulturamt der Stadt Koblenz in Kooperation mit dem Freien Deutschen Hochstift veranstaltet. Vorträge hielten u. a. Wolfgang Bunzel über Clemens Brentanos und Achim von Arnims Rhein-Reise und Dr. Holger Schwinn über die »Liederbrüder« Clemens Brentano und Achim von Arnim.

Lehre und Vorträge

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken hat im Wintersemester 2009/10 an der Goethe-Universität Frankfurt ein Hauptseminar zu ›Faust. Der Tragödie Zweiter Teil‹ gehalten und im Sommersemester 2010 ein Hauptseminar zum Thema ›Literaturausstellungen‹. Vor der Frankfurter Gesellschaft für Handel, Industrie und Wissenschaft hielt sie einen Vortrag zum Thema »Goethe und das Geld«. Bei der Leipziger Goethe-Gesellschaft sprach sie über »Brief und Briefkultur«. Über Goethes internationale Besucher und Korrespondenten berichtete sie vor der Österreichischen Goethe-Gesellschaft an der Universität Wien und wiederholte diesen Vortrag in Marl/Recklinghausen bei der dortigen Goethe-Gesellschaft. Zusammen mit Dr. Silke Henke, Klassik Stiftung Weimar, und Prof. Fotis Jannidis, Universität Würzburg, stellte sie auf der Internationalen Tagung der Arbeitsgemeinschaft für germanistische Edition einen Werkstattbericht zur elektronischen ›Faust‹-Edition vor. Auf dem 10. Internationalen Hamann-Kolloquium in Halle hielt sie den öffentlichen Abendvortrag über »Die Materialität des Briefes seit dem 18. Jahrhundert«. Bei einer Veranstaltung der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung in Weimar sprach sie über die Frankfurter Grundlegung des späten Goetheschen Konzepts von ›Weltliteratur‹.

Der Leiter der Brentano-Abteilung, PD Dr. Wolfgang Bunzel, hat im Wintersemester 2009/10 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main das Hauptseminar »Goethe als literarische Figur in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur« und im Sommersemester 2010 ein Hauptseminar über »Clemens Brentanos ›Italienische Märchen‹« gehalten. Daneben hielt er Vorträge über Ferdinand Freiligraths Auseinandersetzung mit der Romantik (Lippische Landesbibliothek Detmold), Clemens Brentanos ›Märchen vom Rhein‹ (Geschichtsverein Bacharach), Chronotopien in Brentanos ›Märchen vom Rhein‹ (Kongress der Eichendorff-Gesellschaft in Regensburg), Bettine von Arnims Korrespondenz mit ihren Söhnen (Literatur-Forum im Brecht-Haus, Berlin – zusammen mit Prof. Dr. Ulrike Landfester), Dialogizität bei Bettine von Arnim (Kolloquium »Dialog und Bewegung« in Wiepersdorf) und Bettine von Arnims sozialpolitisches Handeln (Heinrich-Hertz-Gesellschaft, Karlsruhe).

Publikationen (Auswahl)

»Goethe Pater«. Johann Caspar Goethe (1710–1782), hrsg. von Doris Hopp, Frankfurt am Main: Freies Deutsches Hochstift, 2010.

Konjektur und Krux. Zur Methodenpolitik der Philologie, hrsg. von Anne Bohnenkamp, Kai Bremer, Uwe Wirth und Irmgard M. Wirtz, Göttingen: Wallstein, 2010.

Der Brief – Ereignis & Objekt. Frankfurter Tagung, hrsg. von Waltraud Wiethölter und Anne Bohnenkamp, Frankfurt am Main und Basel: Stroemfeld, 2010.

Romantik. Epoche – Autoren – Werke, hrsg. von Wolfgang Bunzel, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 2010 (darin Beiträge von Wolfgang Bunzel, Renate Moering und Hartwig Schultz).

»Mit List und … Kühnheit … Widerstand leisten«. Bettine von Arnims sozialpolitisches Handeln zwischen Privatheit und Öffentlichkeit, hrsg. von Wolfgang Bunzel, Kerstin Frei und Mechtild M. Jansen, Berlin: Saint Albin, 2010.

Gerhard Kölsch, Familie Seekatz; Johann Conrad Seekatz, in: Neue Deutsche Biographie, hrsg. von der Historischen Kommission bei der Bayerischen Akademie der Wissenschaften, Bd. 24, Berlin: Duncker und Humblot 2010, S. 143–146.

Petra Maisak, Faust. Das große Welttheater, neu gesehen, in: Bernhard Heisig. Eine unendliche Geschichte, hrsg. von Rüdiger Küttner, mit Beiträgen von Eduard Beaucamp, Dieter Brusberg, Eckart Gillen, Christoph Hein, Eberhard Roters u. a., Leipzig: Faber & Faber, 2010, S. 149–157.

Petra Maisak, Bettina von Arnim als Zeichnerin oder Versuch, alte Bilder in eine neue Mythologie zu verwandeln, in: Achim und Arnim und sein Kreis, hrsg. von Steffen Dietzsch und Ariane Ludwig, Berlin und New York: de Gruyter, 2010 (= Schriften der Internationalen Arnim-Gesellschaft 8), S. 145–182.

Erwerbungen

Kunstsammlungen

Catharina Zimmermann: Johann Wolfgang Goethe im Profil, 1775

Die unscheinbare kleine Bleistiftzeichnung im Oval mit dem nach rechts gerichteten Profil des jungen Goethe trägt die Signatur von Catharina Zimmermann (1756–1781) und ist auf der Rückseite »J. W. Goethe ad naturam« bezeichnet (Abb. 6).[3] Es handelt sich um eine ausgesprochene Trouvaille, denn das Bildnis, das aus der Literatur bekannt ist,[4] galt seit seiner Versteigerung 1917 bei Karl Ernst Henrici in Berlin als verschollen, bis es 2010 aus unbekanntem Privatbesitz in Bamberg erneut zur Auktion gelangte und vom Hochstift erworben werden konnte.

Catharina Zimmermann war die Tochter des königlich hannoverschen Leibarztes und Schriftstellers Johann Georg Zimmermann (1728–1795), dessen ärztliche Kompetenz sehr gefragt war und der selbst Friedrich den Großen zu seinen Patienten zählte, wegen seiner Eitelkeit, Hypochondrie und Aggressivität jedoch auch umstritten war. Der aus der Schweiz stammende Zimmermann war mit dem Theologen und Physiognomen Johann Caspar Lavater befreundet und sammelte wie jener Schattenrisse und Porträts. 1774 trat er als Bewunderer der ›Leiden des jungen Werthers‹ mit Goethe in Korrespondenz, der bereits Schriften des streitbaren Arztes kannte und ihn im 15. Buch von ›Dichtung und Wahrheit‹ ausführlich schildert. Am 12. Juli 1775 traf Zimmermann in Straßburg mit Goethe zusammen, der von seiner Schweiz-Reise und seinem Besuch bei Lavater in Zürich heimkehrte. Zimmermann zeigte Goethe Silhouetten aus seiner Sammlung, darunter auch diejenige Charlotte von Steins, die Goethe in einem Brief an Lavater mit einem emphatischen Kommentar ver-

3 Bleistift auf hellbraunem Papier, 11 x 8,5 cm; r. u. bez. in Feder: »Catharina Zimmermann delinet«; rs. am Rand o. in Feder: »J. W. Goethe ad naturam«. Inv. Nr. III–15781. Auf der Rs. des Rahmens alter Klebezettel mit Beschreibung der Zeichnung. Erworben am 24. Juli 2010 auf der Auktion bei Richter & Kafitz in Bamberg. Für den freundlichen Hinweis danken wir Dr. Jan Meißner, Mainz.

4 Vgl. Allgemeines Lexikon der Bildenden Künstler, begründet von Ulrich Thieme und Felix Becker, hrsg. von Hans Vollmer, Bd. 36, Leipzig 1947, S. 505 f., mit Provenienzverweis: »bis 1935 bei Dekan Veith in Schaffhausen«. Erwähnung findet die Zeichnung auch im Goethe-Handbuch, hrsg. von Julius Zeitler, Bd. 3, Stuttgart 1918, S. 614.



Abb. 6: Catharina Zimmermann, Johann Wolfgang Goethe im Profil, 1775

sah.[5] Ende September 1775 war Zimmermann, der in der Folge auch die kranke Cornelia Schlosser in Emmendingen behandeln sollte, mit seiner Tochter Catharina zu Gast in Goethes Elternhaus am Hirschgraben. In ›Dichtung und Wahrheit‹ erinnert Goethe an den anregenden Besuch und gedenkt dabei auch der neunzehnjährigen Catharina Zimmermann:

> Schlank und wohlgewachsen, trat sie auf ohne Zierlichkeit; ihr regelmäßiges Gesicht wäre angenehm gewesen, wenn sich ein Zug von Theilnahme darin aufgethan hätte; aber sie sah immer so ruhig aus wie ein Bild, sie

5 Vgl. Der junge Goethe, bearb. von Hanna Fischer-Lamberg, Bd. 5, Berlin und New York 1973, S. 244, 445, 451.

> äußerte sich selten, in der Gegenwart ihres Vaters nie. Kaum aber war sie einige Tage mit meiner Mutter allein und hatte die heitere liebevolle Gegenwart dieser theilnehmenden Frau in sich aufgenommen, als sie sich ihr mit aufgeschlossenem Herzen zu Füßen warf und unter tausend Thränen bat, sie da zu behalten. Mit dem leidenschaftlichsten Ausdruck erklärte sie: als Magd, als Sclavin wolle sie zeitlebens im Hause bleiben, nur um nicht zu ihrem Vater zurückzukehren, von dessen Härte und Tyrannei man sich keinen Begriff machen könne.[6]

Die Rätin Goethe hätte dem aus Mitleid wohl gerne entsprochen und eine Heirat mit ihrem Sohn vermittelt, doch Johann Wolfgang fand sich dazu nicht bereit. Der Wahrheitsgehalt dieser Episode ist schwer zu überprüfen; in einem Brief an Lavater unmittelbar nach dem Besuch geht Goethe nur mit einer Randbemerkung auf Catharina Zimmermann ein: »Seine Tochter ist so in sich, nicht verriegelt nur zurückgetreten ist sie, und hat die Thüre leis angelehnt. Eh würd sie ein leise lispelnder Liebhaber, als ein pochender Vater öffnen.«[7] Und in ›Dichtung und Wahrheit‹ berichtet er lapidar: »Meine Mutter gab sich noch viel Mühe mit dem guten Kinde, aber es ward dadurch nur immer unglücklicher. Man fand zuletzt noch einen Ausweg, sie in eine Pension zu thun. Sie hat übrigens ihr Leben nicht hoch gebracht«[8] – tatsächlich verstarb sie schon im Alter von 25 Jahren.

Catharina Zimmermann dilettierte als begabte Zeichnerin, wie es in der Goethezeit verbreitet war. Laut rückseitiger Beischrift der Zeichnung soll das Porträt nach der Natur angefertigt sein, doch trifft das höchstens für Details zu, da ein Vorbild klar ersichtlich ist. Als Vorlage diente eindeutig das bekannte Goethe-Bildnis im Profil nach rechts, das Georg Friedrich Schmoll im Sommer 1774 auf der Emser Reise für Lavaters ›Physiognomische Fragmente‹ angefertigt hatte.[9] Johann Georg Zimmermann kannte Schmolls Zeichnung sowie die unmittelbar danach ausgeführte Radierung und beurteilte sie im Brief an Lavater vom 14. Dezember 1774 positiv, wobei er es an physiognomischen Urteilen nicht fehlen ließ: »Von den vielen Portraiten von Göthe ist nur eins gut […] Aber dies ist auch sehr gut! Ich hielt es für das beste, eh ich wußte, daß es das beste ist wegen dem alles umfassenden und durchdringenden Adlersblicke, wegen der überaus schönen, edlen und feinen Nase; wegen der Schlauheit, Unzuverlässigkeit der Grundsätze, Ironie und Wollustliebe im

6 Dichtung und Wahrheit III/15; WA I 28, S. 336 f.

7 Wohl Frankfurt, 28. September 1775; Der junge Goethe (Anm. 5), Bd. 5, S. 260.

8 WA I 28, S. 337.

9 Johann Caspar Lavater, Physiognomische Fragmente zur Beförderung der Menschenkenntnis und Menschenliebe, Bd. 3, Leipzig und Winterthur 1777, S. 222. Vgl. Ernst Schulte-Strathaus, Die Bildnisse Goethes, München 1910, Nr. 13 und 15.

Munde etc. etc.«[10] Es liegt nahe, dass ein Abzug der Radierung in Zimmermanns Porträtsammlung gelangte. Vielleicht hat Catharina Zimmermann die Radierung auf Wunsch ihres Vaters kopiert, vielleicht aber auch Goethes Porträt für sich selbst gezeichnet. Dass es nach der Radierung und nicht nach Schmolls zugrundeliegender Umrisszeichnung ausgeführt wurde, beweisen das vom Rund ins Oval transponierte Format, der schattierte Hintergrund sowie die plastischere Modellierung der Gesichtszüge, der Frisur und des Kragens. Da Catharina Zimmermann in geringfügigen Details – die Züge wirken etwas weicher, die Nase weniger spitz – von der Vorlage abweicht, ist es denkbar, dass sie die Zeichnung unter dem Eindruck der persönlichen Begegnung mit Goethe 1775 oder aus der Erinnerung leicht abgeändert hat.

Johann Friedrich August Tischbein: Porträt der Amalie Theodore Caroline von Levetzow geb. von Brösigke, spätere Gräfin Klebelsberg, 1803

Das anmutige, fast lebensgroße Bildnis der 15jährigen Amalie Theodore Caroline von Levetzow (1788–1868), der Mutter Ulrike von Levetzows, trägt die Signatur »Tischbein p: 1803« (Abb. 7).[11] Es stammt von dem sog. »Leipziger Tischbein« (1750–1812), der neben seinem Vetter Johann Heinrich Wilhelm der bedeutendste Vertreter der zweiten Generation der weitverzweigten Malerfamilie Tischbein war. Der Ausbildung bei seinem Onkel Johann Heinrich Tischbein d. Ä. in Kassel folgten ein fünfjähriger Studienaufenthalt in Paris

10 Zit. bei Schulte-Strathaus, Nr. 13, S. 11.

11 Öl auf Leinwand; 206,8 x 132,8 cm. Sign. und dat. links auf der Brüstung: »Tischbein p: 1803«; Inv. Nr. IV–2010–1. Leihgabe der Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung für Kunst und Kulturpflege, Frankfurt am Main. Provenienz: Wahrscheinlich in Auftrag gegeben von Joachim Otto Ulrich von Levetzow, dem Ehegatten der Dargestellten, vererbt an Amalies zweite Tochter, die ebenfalls Amalie hieß und mit dem preußischen Generalmajor Leopold von Rauch verheiratet war. Mit dem Wohnsitz der Familie, Schloss Třebívlice, weitervererbt an Adalbert Baron Rauch (1829–1907). Über seine Tochter Ludovika Rauch, verehelichte von Stumm (1866–1945) und Margarete von Stumm (1884–1917), verehelichte Kühlmann schließlich im Besitz der Familie von Kühlmann, zuletzt von Otto Christian Knut von Kühlmann, Freiherr von Stumm-Ramholz (1916–1977), Schloss Ramholz bei Schlüchtern (Händlerangabe). Versteigert bei Sotheby's Amsterdam, 5. Mai 2009, und ersteigert von Dr. Christoph Graf Douglas. Vgl. Petra Maisak und Gerhard Kölsch, Frankfurter Goethe-Museum. Die Gemälde. Bestandskatalog, hrsg. vom Freien Deutschen Hochstift, Frankfurt am Main 2011, Nr. 368.

und eine Italienreise, die ihn mit Anton Raphael Mengs und Heinrich Friedrich Füger in Kontakt brachte. 1780 nach Deutschland zurückgekehrt, nahm Tischbein in Arolsen bei seinem Mäzen, dem Fürsten von Waldeck und Pyrmont, eine Anstellung als Rat und Kabinettmaler an. Er widmete sich ganz der Bildnismalerei, in der sich ein deutlicher Stilwandel vollzog: Das Standesporträt des Ancien Régime mit seinen Requisiten wich einer natürlichen, sensitiven Bildauffassung, die auf Individualität und menschliche Nähe bedacht war, wie es der Geschmack der Aufklärung und Empfindsamkeit erforderte. 1795 gab Tischbein seine Stelle in Arolsen auf und trat in die Dienste von Fürst Leopold III. Friedrich Franz von Anhalt-Dessau. Im Jahr 1800 wurde er als Nachfolger von Adam Friedrich Oeser zum Direktor der Leipziger Kunstakademie ernannt, die er bis zu seinem Tod leitete. Als einer der versiertesten und meistgesuchten Porträtisten seiner Zeit war er stets rastlos unterwegs, um Aufträge auszuführen, was ihm den Ruf eines »ambulanten Künstlers« eintrug.[12]

1801 schuf Tischbein das ganzfigurige lebensgroße Bildnis der Gräfin Theresia von Fries,[13] die in einem weißen Kleid, von einer roten Schärpe umspielt auf einer Terrasse vor einer Landschaftskulisse steht. Das Bild entstand kurz nach der Heirat der Gräfin in Wien. Diese beschwingte Komposition übte deutlichen Einfluss auf die Gestaltung des Porträts von Amalie aus, das Tischbein 1803, im Jahr ihrer Eheschließung mit dem mecklenburgischen Hofmarschall Joachim Otto Ulrich von Levetzow, anfertigte. Die Taube mit dem Myrtenzweig, ein Attribut der Venus, verweist darauf, dass es sich um ein Brautbild handelt. Mit großem Charme erfasst der Künstler die beschwingte Haltung und den Liebreiz der mädchenhaften Braut. Im Jahr nach der Entstehung des Porträts wurde die Tochter Ulrike von Levetzow (1804–1899) geboren, Goethes späte große Liebe, die ihn zu der ›Marienbader Elegie‹ inspirierte. Als der 72-jährige Goethe Ulrike 1821 in Marienbad kennenlernte, war sie 17, also nur wenig älter als ihre Mutter auf dem Porträt. Auch mit Amalie von Levetzow, die er 1806 in Karlsbad traf, stand Goethe in freundschaftlicher Verbindung, ebenso mit ihrem Vater Friedrich Leberecht von Brösigke und ihrer Mutter Ulrike geb. von Löwenklau. Nach ihrer Scheidung ging Amalie 1807 die Ehe mit dem Gutsbesitzer und Offizier Friedrich von Levetzow ein, der 1815 in den Freiheitskriegen fiel. 1843 heiratete sie in dritter Ehe den österreichischen Geheimrat und Hofkammerpräsidenten Franz Graf Klebelsberg-Thumburg.

Das lebensgroße Porträt in ganzer Figur wirkt durch die leichte Torsion, die Armhaltung und Fußstellung tänzerisch bewegt und fast schwerelos. Das duf-

12 Vgl. den Ausstellungskatalog: 3 x Tischbein und die europäische Malerei um 1800, Staatliche Museen Kassel, Neue Galerie / Museum der bildenden Künste Leipzig, München 2005, S. 13.

13 Hamburger Kunsthalle; Kat. Kassel/Leipzig 2005, Nr. 61.



*Abb. 7: Johann Friedrich August Tischbein,
Porträt der Amalie Theodore Caroline von Levetzow geb. von Brösigke, 1803*

tige weiße Chemisenkleid, das die grazile Gestalt kaum verhüllt, unterstreicht diesen Eindruck ebenso wie die zartrosa Schärpe, die sich im Luftzug zu bewegen scheint. In dieser Komposition manifestiert sich das gewandelte Körperbild der Zeit, das dem Postulat einer affektiven Natürlichkeit entspricht. Der Ausblick auf die bewaldete Landschaft im Hintergrund signalisiert darüber hinaus ein Gefühl der Naturverbundenheit. Die mächtige Säule, die der Komposition Halt und Schwerkraft verleiht, verweist als gravitätisches Würdezeichen auf die adligen Auftraggeber, wohingegen der Sessel und das Handarbeitstischchen rechts dem Brautbild eine häusliche Note geben.

Das Gemälde befindet sich als Dauerleihgabe der Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung für Kunst und Kulturpflege im Goethe-Museum.

Carl Ludwig Kaaz: Römische Landschaft bei Tivoli, um 1802/1804

Die zwischen Klassizismus und Romantik changierende Ölstudie von Carl Ludwig Kaaz (1776–1810) mit der »Römischen Landschaft bei Tivoli« (Abb. 8)[14] – ein Geschenk der Familie Dr. Rüdiger Volhard – war ein Wunschbild des Goethe-Museums, das bisher lediglich Zeichnungen dieses für Goethe so wichtigen Malers besaß. An diesem Beispiel lässt sich darüber hinaus die Entwicklung der Landschaftsmalerei von Jacob Philipp Hackert zu den Künstlern der Romantik veranschaulichen.

Der »vorzügliche Dresdner Landschaftsmaler« Kaaz[15] war einer der letzten Künstler, mit denen Goethe nahen persönlichen Umgang pflegte und den er als Mentor für seine eigenen Zeichenstudien heranzog. Goethe begegnete dem aus Karlsruhe gebürtigen, seit 1797 in Dresden tätigen Kaaz, einem Schwiegersohn von Anton Graff, erstmals im Jahr 1800. Gefördert von der Schriftstellerin Elisa von der Recke reiste Kaaz 1802 für zwei Jahre nach Italien. In Rom stand er mit Joseph Anton Koch in Verbindung, dessen Landschaftskonzeption ihn nachhaltig beeinflusste. Das tiefgreifende Italienerlebnis verband Kaaz mit Goethe, bei dem er im Oktober 1807 im Weimarer Haus am Frauenplan zu Gast war. Im August 1808 trafen sich beide in Karlsbad, wo sie fast täglich miteinander zeichneten. Wie aus seinen Tagebuchnotizen hervorgeht, widmete Goethe sich damals mit großer Intensität der Zeichentätigkeit und

14 Öl über Bleistift, auf Malpappe, 46,5 x 38,5 cm. Rs. bez. von alter Hand: »Carl Ludwig Kaaz f.«. Inv. Nr. IV–2010–003. Provenienz: Kunsthandlung Thomas Le Claire, Hamburg; zuvor auf der Auktion am 30. November 1993 bei Karl & Faber, München. Vgl. Bestandskatalog (Anm. 11), Nr. 142.

15 Goethe, Tag- und Jahreshefte 1808; WA I 36, S. 37.

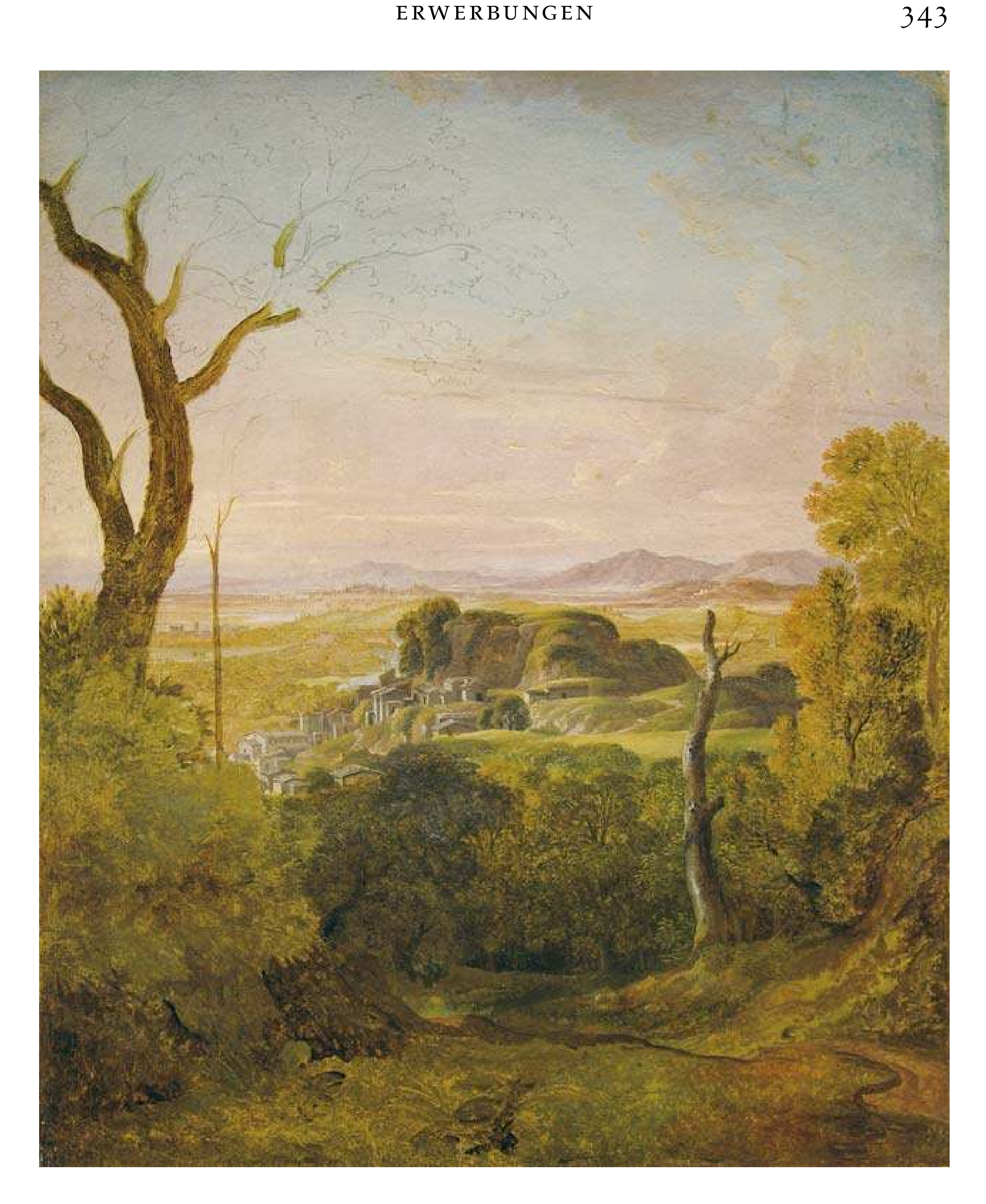


Abb. 8: Carl Ludwig Kaaz, Römische Landschaft bei Tivoli, um 1802/1804

wurde dabei von Kaaz kenntnisreich und anregend unterstützt; ein Zeugnis jener Kooperation ist die Zeichnung der »Italienischen Berglandschaft« in den Kunstsammlungen des Hochstifts.[16] 1809 kam Kaaz auf Goethes Veranlassung

16 Inv. Nr. III–15339; vgl. den Neuerwerbungsbericht im Jahrb. FDH 1991, S. 337–339.

wieder nach Weimar, um Prinzessin Caroline von Sachsen-Weimar Zeichenunterricht zu erteilen. Er war ein häufiger und gern gesehener Haus- und Tischgast bei Goethe, von dem er drei Porträts anfertigte, darunter eine Bleistiftskizze, die sich in den Kunstsammlungen des Hochstifts befindet.[17]

Im Gespräch mit Johannes Daniel Falk nannte Goethe Kaaz, der ihn an die glückliche Zeit in Italien erinnerte, »eine recht angenehme, ja liebliche Erscheinung. […] Ich will mir doch noch, weil er da ist, ein kleines Stammbuch aus meinen Zeichnungen anordnen. Wir sprechen überhaupt viel zu viel. Wir sollten weniger sprechen und mehr zeichnen.«[18] Goethe entwickelte zu jener Zeit den ambitionierten Plan, seine eigenen italienischen Skizzen von Kaaz überarbeiten und für den Druck vorbereiten zu lassen, um damit die Publikation seiner ›Italienischen Reise‹ zu illustrieren. Der frühe Tod von Kaaz, der 1810 im Alter von 34 Jahren einem Schlaganfall erlag, machte das Projekt zunichte.

Die Ölstudie der »Römischen Landschaft bei Tivoli« muss ebenso wie eine große Zahl weiterer Skizzen während Kaaz' Italien-Aufenthalts entstanden sein. Der Ort lässt sich zwar nicht mit Sicherheit identifizieren, die Darstellung entspricht aber topographisch durchaus der Gegend um Tivoli. Kaaz geht es hier nicht um die übliche, im 18. Jahrhundert sehr verbreitete Ansicht von Tivoli mit der Villa d'Este und dem Tempio di Vesta, die zu den kanonischen Sehenswürdigkeiten Italiens zählten, sondern um die neue Wahrnehmung der Landschaft in ihrer Eigenart und spezifischen Atmosphäre. Der Blick geht von einer Anhöhe ins Weite. Im Vordergrund wächst Buschwerk, links begrenzt ein hoher Baum den Bildraum, während weiter unten ein kleines Wäldchen sichtbar wird. Im Mittelgrund ist ein von pittoresken Felsen überragtes Dorf situiert. In der Ferne verschwimmen Hügelketten im Blau, links öffnet sich eine weite Ebene. Die Ölstudie weist unterschiedliche Stufen der Bearbeitung auf: die weiter entfernten und mittleren Partien sind vollendet, wohingegen das Buschwerk und der Boden im Vordergrund nur in der Untermalung angelegt werden. Von der Krone des hohen Baumes links sind nur die Bleistiftkonturen zu sehen. So lässt sich auf reizvolle Weise der Entstehungsprozess der Komposition nachvollziehen. Solch lockere, teilweise direkt vor der Natur aufgenommene Skizzen erlaubten es Kaaz, nach der Heimkehr im Dresdner Atelier eine ganze Reihe von Gemälden mit italienischen Landschaftsmotiven auszuarbeiten.

17 Kopfstudie en face, 1809; Inv. Nr. III–860.

18 Goethes Gespräche. Eine Sammlung zeitgenössischer Berichte aus seinem Umgang. Auf Grund der Ausgabe und des Nachlasses von Flodoard Freiherrn von Biedermann, ergänzt und hrsg. von Wolfgang Herwig, Bd. 2, Zürich 1969, S. 459 (14. Juni 1809).



Abb. 9: Ludwig Gies, Plakette mit dem Profilbildnis Goethes, 1949

Ludwig Gies: Plakette mit dem Profilbildnis Goethes, 1949

Die mit dem Monogramm »LG« versehene Bronzeplakette von Ludwig Gies (1887–1966) zeigt Goethes Profil im Relief (Abb. 9),[19] inspiriert von Friedrich Prellers bekannter Bleistiftzeichnung »Goethe auf dem Totenbett« aus dem Jahr 1832.[20] Die zarten Linien der Zeichnung werden aufs Wesentliche reduziert und in ein gratiges, die charakteristischen Züge übersteigerndes Relief übersetzt, dessen expressive Modellierung an die 1829 entstandene Bronzegussmedaille mit dem Goethe-Porträt von Pierre Jean David d'Angers erinnert.[21] Gies wendet Goethes Profil, das bei Preller nach rechts gerichtet ist, nach links, belebt die starren Züge und deutet die Blätter des Lorbeerkranzes so locker an, dass sie auch als Haaransatz interpretiert werden könnten.

Ludwig Gies gehörte zu den bekannten Bildhauern des 20. Jahrhunderts und trat vor allem in den 50er Jahren mit seinen Arbeiten – darunter dem Bundesadler im Bonner Bundestag – hervor. Er schuf zahlreiche Porträts berühmter historischer und zeitgenössischer Persönlichkeiten auf Medaillen und

19 Bronze, partiell silbern patiniert, 31,3 x 65,4 cm, bez. r. u.: »LG«. Inv. Nr. IV–2010–002; erworben aus Privatbesitz. Für den freundlichen Hinweis danken wir Dr. Frank Berger, Frankfurt am Main.

20 Klassik Stiftung Weimar; Nachzeichnung in den Kunstsammlungen des Hochstifts (Inv. Nr. III–14452).

21 Ein Exemplar in den Kunstsammlungen des Hochstifts (Inv. Nr. IV–636).

Plaketten.[22] Die Bronzeplakette mit dem Profil Goethes entstand anlässlich des Goethe-Jahrs 1949. Außer dieser eindrucksvollen großen Plakette, die sehr selten ist, gab Gies 1949 eine kleine Ausformung des Reliefs in höherer Auflage heraus, von der das Hochstift einen Zweitguss von 1973 besitzt.

Johann Heinrich Füssli: Dame am Fenster (»Εσπερε Παντα Φερεις«), um 1802/1806

Die Darstellung der am Fenster lagernden Dame mit der spiegelverkehrt angebrachten Beischrift »Εσπερε Παντα Φερεις« und der Signatur »H. Fuseli del.« (Abb. 10)[23] basiert auf Johann Heinrich Füsslis (1741–1825) brillanter Federzeichnung »Dame auf Diwan, aus dem Fenster blickend« von 1800,[24] die seine Frau Sophia im verlorenen Profil zeigt. Der griechische Text ist ein Zitat aus einem fragmentarisch erhaltenen Gedicht Sapphos (»Abendstern, alles bringst du«), nach dessen englischer Fassung »Evening, thou bringest all« das Bild in den Katalogen verzeichnet ist.

Der Steindruck, eine Inkunabel der Lithographie, wiederholt die Komposition im Gegensinn. Die Dame, die mit sehr offenherzigem Dekolleté auf einem üppigen Diwan lagert und in erwartungsvoller Haltung aus dem Fenster schaut, ist à la mode gekleidet und frisiert und wird, wie so oft bei Füsslis Porträts seiner Gattin, als ein Inbild der Sinnlichkeit aufgefasst. Im Kontext dieser Komposition schuf Füssli um 1800/1810 das Gemälde »Dame am Fenster bei Mondschein«, das sich im Goethe-Museum befindet, und das laszive Motiv in ein elegisches, zeitloses und von allen Akzidenzien befreites Nachtstück verwandelt.[25]

22 Vgl. August Hoff, Plaketten und Medaillen von Ludwig Gies, Krefeld o. J. (1962); zur Goethe-Plakette S. 72 und 79.

23 Lithographie, 20,7 x 31,2 cm, Inv. Nr. III–15777; erworben auf der Auktion 95 (Druckgraphik) bei Bassenge, Berlin. Vgl. David H. Weinglass, Prints and engraved illustrations by and after Henry Fuseli. A Catalogue Raisonné, Cambridge 1994, Nr. 171.

24 Staatliche Kunstsammlungen Dresden; vgl. Gert Schiff, Johann Heinrich Füssli. 1741–1825, Zürich 1973 (= Oeuvrekataloge Schweizer Künstler), Nr. 1433. Für die Identifikation des Zitats sei Dr. Dietmar Pravida gedankt.

25 Vgl. ebd., Nr. 1240 sowie Bestandskatalog (Anm. 11), Nr. 44.



Abb. 10: Johann Heinrich Füssli, Dame am Fenster (»Εσπερε Παντα Φερεις«), um 1802/1806

Weitere Erwerbungen der Kunstsammlungen waren 2010:

Ursula Magdalena Reinheimer: Die Alte Brücke in Frankfurt a. M. mit Angler, 1806

Die signierte und datierte Ansicht des Mainufers von Ursula Magdalena Reinheimer geb. Prestel (1777–1845) zeigt die steinernen Bögen der Alten Brücke sowie die Brückenmühle und jenseits des Flusses, am Sachsenhäuser Ufer, die Deutschordenskommende.[26] Die Künstlerin hat ähnliche Motive in mehreren Varianten ausgeführt; in den Kunstsammlungen befindet sich das 1808 entstandene Gemälde »Der Frankfurter Mainkai mit der Leonhardskirche bei Mondschein«.[27]

26 Aquarell und Feder in Schwarz, 15,0 x 19,5 cm; Inv. Nr. III–15773; erworben aus Privatbesitz.

27 Inv. Nr. IV–1151; vgl. Bestandskatalog (Anm. 11), Nr. 242.

Johann Wilhelm Schirmer (1807–1863): Die große deutsche Landschaft und Die große italienische Landschaft, 1841

Die beiden Radierungen des Landschaftsmalers Johann Wilhelm Schirmer (1807–1863) mit deutschen und italienischen Naturmotiven[28] werden als idealtypische Pendants im Sinn der »Erdlebenbilder« von Carl Gustav Carus aufgefasst. Schirmer, ein Schüler von Wilhelm von Schadow und Heinrich Kolbe und Mitbegründer der »Düsseldorfer Schule«, versucht hier, die Essenz der nördlichen und der südlichen Natur herauszukristallisieren und in groß angelegten Ideallandschaften einander gegenüberzustellen.

Für ihre großzügige Unterstützung danken die Kunstsammlungen des Freien Deutschen Hochstifts sehr herzlich: Hanwha Europe GmbH, Eschborn; Familie Dr. Rüdiger und Constanze Volhard, Bad Homburg; Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung für Kunst und Kulturpflege, Frankfurt am Main; sowie Hans Grüters, Frankfurt am Main.

Petra Maisak

28 Radierungen, 42,8 x 52 cm bzw. 42,8 x 51,8 cm; Inv. Nr. III–15778 und III–15779; erworben auf der Auktion 95 (Druckgraphik) bei Bassenge, Berlin.

Handschriften

Der Handschriftenbestand konnte im Berichtszeitraum um viele wichtige Stücke erweitert werden.

Sammlung mit Handschriften von Friedrich Georg Göthé bis Hugo von Hofmannsthal

Es handelt sich um ein Konvolut mit insgesamt 54 hochkarätigen Handschriften, das die Sammlungsschwerpunkte des Hochstifts auf vielfältige Weise bereichert. Es konnte durch die Großzügigkeit einer Spenderin, die ungenannt bleiben möchte, erworben werden. Das Konvolut enthält unter anderem Schreiben und Aufzeichnungen von Franz Brentano (einem Halbbruder Clemens Brentanos), Johann Peter Eckermann, Emilie von Gleichen-Rußwurm (Schillers jüngster Tochter), Johann Wilhelm Ludwig Gleim, Johann Wolfgang von Goethe, Catharina Elisabeth Goethe, Christiane von Goethe geb. Vulpius, Friedrich Georg Göthé (Goethes Großvater väterlicherseits), Walther Wolfgang von Goethe (Goethes Enkel und letztem Nachfahren), Johann Gottfried von Herder, Heinrich Hoffmann, Hugo von Hofmannsthal, August Wilhelm Iffland, Caroline Jagemann, Jean Paul, Karl Ludwig von Knebel, August von Kotzebue, Georg Michael von La Roche, Sophie von La Roche, Johann Caspar Lavater, Friederike Oeser, Carl August von Sachsen-Weimar, Charlotte Schiller, Ernst Friedrich Wilhelm von Schiller (Schillers jüngerem Sohn), Käthchen Schönkopf, Marie Stumpf-Brentano (Tochter von Louis Brentano), Johann Wolfgang Textor (Goethes Großvater mütterlicherseits), Ludwig Uhland, Christian August Vulpius (Goethes Schwager), Christoph Martin Wieland und Johann Jakob von Willemer.

Stellvertretend seien folgende Stücke genannt:

Eingabe von Friedrich Georg Göthé an den Schultheißen und Schöffen von Frankfurt, 26. August 1702

»Loco Replica / In jure et facto wolfundirte Remonstration- Confutation- Inhaesiv- undt Bittschrifft / Mein / Meister Friedrich Göthe, Burgers und Schneiders / Contra / Hrn. Dr. Johann Wolfgang Textor seel. Hinterlaßene sämptliche Erben«. Das Dokument spiegelt die gespannten Beziehungen zwischen den Familien Goethe und Textor um 1700 wider. Die Damen der Familie Textor hatten sich beim Schneidermeister Friedrich Georg Göthé (1657–1730), Goethes Großvater väterlicherseits, für 87 Gulden Kleider anfertigen lassen, deren Rechnung auch nach dem Tod des Käufers Johann Wolfgang Textor (1638–1701), Goethes Urgroßvater mütterlicherseits, noch nicht beglichen war. Dessen Töchter, die die Kleidung munter trugen, verwiesen den Gläubiger

an ihre nicht mehr in Frankfurt lebende Mutter. Dieser empörte sich, die »specificierte[n] Kleider« seien »in Herrn D. Textor seel. Behausung und […] in deßen Gegenwart den Jungfertöchtern angemeßen« worden, »wie will man nun auß weiß schwartz machen und sagen, es gehe dieser außzug die Erben nichts an, sondern dero StieffFrauMutter […]«.

Johann Jakob von Willemer an den Naturforscher Samuel Thomas von Soemmerring, Frankfurt, 19. November 1788

»ich habe Dich Lieber ein paar Tage ohne bf: gelassen weil ich vieles zu thun hatte arbeit lohnt doch vor allem, macht uns immer reicher an Macht oder Weisheit, an Gewalt über andere oder über uns selbst […]. Trinke ich Wein des abends ist mir den andern Morgen der Kopf eingenomen. Trink ich keinen, kann ich nicht schlaffen. Indessen mag der Körper zerfallen ich nehm an Geistes Stärke zu: das fühl ich offenbar. und Lieb Dich, das fühl ich auch. adio. W«.

Johann Wolfgang von Goethe an den Frankfurter Chemiker und Pharmazeuten Johann Friedrich John (1782–1847), Weimar, 27. November 1813 (Schreiberhand)

»[…] erlauben es Ihnen Pflicht und Umstände in diesen stürmischen Zeiten noch immer thätig zu seyn, so wünsche ich dazu Glück, und fordere Sie auf nur immer emsiger Ihr wichtiges Geschäft zu betreiben: denn indeß bei dem gegenwärtigen wichtigen Kampfe, ein großer Theil unserer hoffnungsvollen deutschen Jugend aufgeopfert wird, so haben diejenigen welchen Verhältnisse erlauben in ihrer stillen Werkstatt zu verharren eine doppelte Pflicht das heilige Feuer der Wissenschaft und Kunst, und wäre es auch nur als Funken unter der Asche, sorgfältig zu bewahren, damit nach vorübergegangener Kriegesnacht bei einbrechenden Friedenstagen es an dem unentbehrlichen Promethischen Feuer nicht fehle, dessen die nächste Generation um so mehr bedürfen wird als sich schon jetzt im pracktischen der Mangel theoretischer Vorübungen so hart empfinden macht. Wie ängstlich sieht man sich nicht, im Felde sowohl als in Städten nach Aerzten und Wundärzten um, und Ew. Wohlgeboren wissen am besten, was es heiße dergleichen gründlich zu bilden, damit sie in außerordentlichen Fällen sich tüchtig beweisen mögen. Möge Ihnen daher alles Gute werden, und Sie von Ihrer Seite nicht verhindert seyn die Naturwissenschaft wie bisher aufzuklären, für die auch ich mit leidenschaftlichen Interesse lebe und die Verdienste der Zeitgenossen aufmerksam betrachte, welche dieses herrliche Fach mit Eifer und Glück bearbeiten.« In der Weimarer Ausgabe wurde der Brief nach dem Konzept gedruckt.

Jean Paul an den Weinhändler
Richard Groote in Frankfurt, Bayreuth, 4. April 1822
»Der Wein kam schon vorigen Sonnabend an und völlig in der Güte der frühern Probe. Alle übrigen Weinproben waren bei aller ihrer Reinheit und Güte meinen Nerven zu stark. – Sind wir nur über die Nachtfröste dieser Woche hinweg: so hat der Wein auf dem Stocke nichts mehr vom Frühlinge zu befürchten, der, mehr trocken als naß sein wird, und sehr warm, so wie der August dieses mal gewiss ›den Wein kochen‹ wird. – Ihren niedergelegten Haut Sauternes lass' ich fleißig mit meinem noch übrigen Sauterne auffüllen; aber noch könnt' ich keinen Käufer ausmitteln, weil man hier mehr Sinn für Wohlgeschmack als Stärke hat. – […]«

Johann Wolfgang von Goethe

Goethe an Georg Joachim Göschen, Weimar, 3. März 1790 (eigenhändig)
Goethes Faust-Fragment erschien erstmals 1790 im siebten Band der Sammlung seiner ›Schriften‹. Laut Tagebuch (»Faust abgeschickt«) ließ Goethe bereits im Januar dem Verleger Göschen das Manuskript zukommen. Zwei weitere Texte fehlten jedoch noch. Diese reichte er am 3. März nach, wie dem nun erworbenen Brief zu entnehmen ist: »Hier übersende ich den Überrest des Manuscripts. Jery und Bätely wird zuerst, Scherz List und Rache zuletzt gedruckt. […] H[einrich] Lips wird Titelkupfer [nach Rembrandt: Faust im Studierzimmer, ein am Fenster erscheinendes, magisches Zeichen betrachtend] und Vignette beylegen. Lassen Sie mir von beyden einige Abdrücke machen. Leider sind die Vignetten des sechsten Bandes wenigstens in den Exemplaren die ich erhalten habe, sehr übel und schmutzig gedruckt. Schärfen Sie doch dem Kupferdrucker ein daß es beym siebenten Bande nicht wieder geschehe.« Der Brief wurde erstmals 1899 als Privatdruck der ›Römischen Montagsgesellschaft‹ veröffentlicht. 1908 war der Eigentümer, der böhmische Bankier Fritz Donebauer, gezwungen, seine umfangreiche Autographensammlung bei Stargardt zu veräußern. Das Hochstift war bei der Auktion zwar zugegen, wurde jedoch überboten. Seitdem war der Verbleib des Briefs unbekannt. Nun konnte er bei einem Londoner Auktionshaus erworben werden.

Goethe an Friedrich (›Maler‹) Müller, Weimar, 19. November 1800
(Handschrift Johann Ludwig Geist mit eigenhändiger Unterschrift)
Die Künstlerviten Vasaris kannte Goethe bereits aus einer Ausgabe in der Bibliothek seines Vaters (Bologna 1681, im Freien Deutschen Hochstift vorhanden); sie hatten ihm bei seinen Kunststudien vielfach als Quelle, aber auch als Reibungsfläche für seine eigenen theoretischen Überlegungen gedient. Am

18. Oktober 1800 wandte sich Maler Müller an Goethe mit der Bitte, seine Übersetzung des Werks mit einem »vermögenden Vorwort« an einen Verleger zu versehen, der so »zahlet, daß mann bey der Arbeit leben« könne. In seiner Antwort schreibt Goethe zurückhaltend: »Ich zweifle nicht daß Sie bey Ihren langen und vielfältigen Studien der Arbeit gewachsen sind; doch scheint sie mir deshalb sehr schwierig, weil Vasari, bey seinen Verdiensten, nicht ganz auf dem rechten Wege der Kunst, sowohl in Ausübung, als Theorie, war und ein fast durchgehender Commentar nöthig seyn möchte, um den Standpunct des Vasari, mit dem Standpunct eines neuern; ins allgemeinere stehenden Kunsturtheils zu vergleichen.« Die Erwerbung verbindet zwei Sammlungsschwerpunkte des Hauses: Goethe und Maler Müller.

Goethe an Christian August Vulpius, Weimar, 7. August 1799
(Handschrift Johann Ludwig Geist mit eigenhändiger Unterschrift)
Goethe äußert sich zu Vulpius' kürzlich erschienenem Roman ›Rinaldo Rinaldini, der Räuberhauptmann‹: »Ihren Rinaldini habe ich mit Vergnügen gelesen sollte sich einmal eine neue Ausgabe nöthig machen so wäre es wohl der Mühe werth daß Sie ihn nochmals durcharbeiteten ich würde dabey gern mit meinen Bemerkungen dienen.«

Goethe an Heinrich Karl Abraham Eichstädt, Weimar, 25. Februar 1806
(Handschrift Riemer mit eigenhändiger Unterschrift)
Der Brief ist ein frühes Zeugnis für die Entstehung von Goethes Autographensammlung. Eichstädt hatte Goethe das Stammbuch des Theologen, Naturforschers und Sammlers Johann Ernst Immanuel Walch (1725–1778) zukommen lassen. In seinem Dankesbrief, der aus dem Nachlass von Emanuel Stickelberger erworben werden konnte, fragt Goethe Eichstädt nach einem angemessenen Geschenk für den ehemaligen Besitzer des Stammbuchs. Am selben Tag legte er ein erstes Verzeichnis seiner Autographe an.

Goethe: Xenion ›Seit einigen Tagen‹, Berka, 21. Juni 1814 (eigenhändig)
»Seit einigen Tagen / Machst du mir ein bös Gesicht / Du denkst wohl ich soll fragen / Welche Mücke dich sticht.«. Das Blatt mit dem Xenion aus der achten Abteilung der ›Zahmen Xenien‹ wurde 1932 in Berlin bei Meyer & Ernst versteigert und galt seitdem als verschollen. Bekannt war nur eine späte Abschrift, die sich in der Hirzelschen Sammlung (Universitätsbibliothek zu Leipzig) befindet. Nun konnte das Blatt aus Privatbesitz erworben werden.

Goethe an Antonie Brentano geb. von Birkenstock,
Wiesbaden, 8. September 1814 (eigenhändig)
Siehe ›Aus den Sammlungen‹, S. 295–310.

Goethe, handschriftliches Titelblatt zu ›Ondine. Conte admirable‹ von Friedrich de la Motte Fouqué (1818)
Laut Tagebuch las Goethe am 30. und 31. August 1818 die französische Übersetzung der Erzählung ›Undine‹ von Friedrich de la Motte Fouqué (Ondine, traduit par Isabelle de Montolieu, Paris: Bertrand 1818). Dem Tagebuch ist zu entnehmen, dass er das Buch anschließend an seinen Buchbinder schickte. Am 3. September erhielt er es zurück und versah es mit einem handschriftlichen Titelblatt (»restauré par un Lecteur reconnoissant«), das nun aus dem englischen Auktionshandel erworben wurde. Der Band selbst ist nicht überliefert.

Goethe an Franz Brentano, Jena, 23. September 1821 (Handschrift John mit eigenhändiger Empfehlung und Unterschrift)
Franz Brentano hatte Goethe gebeten, die Pflege von Wielands Grabanlage im Schlossgarten von Oßmannstedt zu übernehmen, wo auch seine Schwester Sophie Brentano begraben lag. Goethe schlug ihm den Wunsch ab.

Goethe an Friedrich Siegmund Voigt, Jena, 29. Oktober 1821 (Handschrift John mit eigenhändiger Unterschrift)
Der Brief ist an einen »Hofrath und Professor Herrn Dr. Voigt« in Jena gerichtet. Es handelt sich um den Mathematiker und Physiker Friedrich Siegmund Voigt (1751–1823), der sich um den Abschluss der »außerordentlichen Arbeiten in dem Großherzogl. botanischen Garten« verdient gemacht hatte. Goethe schreibt: »Da nun die Administration des botanischen Gartens also gestellt ist, daß der völlige Aufwand zu leisten gar wohl möglich wird; so ist man überzeugt H. Hofrath D. Voigt werde das Geschäft also leiten, daß kein weiterer Anspruch auf außerordentlichen Zuschuß hervortrete.«

Goethe-Umkreis

Augsburger Stammbuch von Cosmus Conrad Cuno (1738–1745)
Am 4. Oktober 1739 schrieb sich Johann Caspar Goethe in das Stammbuch des Augsburger Optikers Cosmus Conrad Cuno (1652–1745) ein. Die Eintragung lässt einige Rückschlüsse auf seine Grand Tour der Jahre 1739/1740 zu.[29] Das reich illustrierte Stammbuch mit vielen Einträgen bedeutender Zeitgenossen wurde aus Privatbesitz erworben und in Zusammenarbeit mit der Augsburger Wissenschaftshistorikerin Inge Keil (1929–2010) vollständig erschlossen.

29 Vgl. Konrad Heumann, Unterwegs nach Italien. Johann Caspar Goethes Reise nach Nürnberg und Augsburg im Jahr 1739, in: Hopp (Hrsg.), »Goethe Pater« (Anm. 2), S. 52–61.

Stammbuch des Leipziger Theologiestudenten Johann Georg Gersdorf (aus Weida) mit 139 Eintragungen aus seinen Studienjahren (1756–1761)
Unter den Eintragenden befinden sich viele Professoren, deren Vorlesungen Goethe in seiner Leipziger Zeit besuchte und mit denen er teilweise persönlich bekannt war, so etwa Christian Fürchtegott Gellert (Leipzig 1756) und Johann Christoph Gottsched (Leipzig 1761), der Historiker Johann Gottlob Boehme (Leipzig 1760), der Mediziner Christian Gottlieb Ludwig (Leipzig 1761), der Philologe und Theologe Johann August Ernesti (Leipzig 1761) und der Physiker Johann Heinrich Winckler (Leipzig 1759).

Karl Ludwig von Knebel an Sophie von Schardt, o. O., o. J. (vor 1790?)
Amüsanter Brief Knebels an die Schwägerin der Frau von Stein, der einen Einblick in das Weimarer Gesellschaftsleben bietet: »Der Lichtenberg [wohl Ludwig Christian Lichtenberg, 1737–1812] war gestern hier, mit Frau v. Kalb – und sagte, Sie hätten sie im Stich gelassen. Eygentlich wars nur von allem *Ich*, der im Stich gelassen war, denn Sie kamen nicht u. ich wartete vergebens. Abends ging ich dann bald nach Tiefurth, wo ich erst diesen Morgen zurückgekommen bin. Es ist nöthig, dass man etwas Leben dahin bringe. Heute ist Ihre Tante u. Bode da. Ich habe Lust morgen ganz im Geheimen die Stein nochmals zu besuchen; doch komm ich übermorgen wieder. Sagen Sie niemand davon. Wenn Sie mich aber dann nicht besuchen, weehe! über Sie!«

Friedrich Maximilian Klinger an Fanny Tarnow, Sankt Petersburg, 2. April 1818
Die Schriftstellerin Fanny Tarnow lebte 1817 in Sankt Petersburg und stand seit dieser Zeit mit Klinger in Kontakt. Nach dessen Tod machte sie sich um sein Andenken verdient, nicht zuletzt, indem sie im August 1832 vier seiner an sie gerichteten Briefe im ›Morgenblatt für gebildete Stände‹ publizierte. In dem nun erworbenen Brief geht Klinger ausführlich auf seine weibliche Leserschaft und sein Verhältnis zu den Frauen ein: »Mißfallen also meine Schriften den lesenden u gebildeten Frauen, was ich sehr wohl begreife u sogar natürlich u recht finde, so ist der Grund davon gleichwohl nicht, die Geringschätzung der Frauen. Was es ist, das werden sie sich bestimmter sagen können, als ich es vermag. Daß die Versöhnung meinen Schriften fehle, kann es nicht mehr seyn, da eine der geistreichsten u merkwürdigsten Frauen [gemeint ist Fanny Tarnow], in einem öffentlichen Blatte gegen ihre vorige Aeußerung, angezeigt hat, was das Prinzip der Versöhnung in K.[lingers] Schriften sey.« Einen weiteren Brief Klingers an Fanny Tarnow vom 9. Juli 1822 besitzt das Hochstift bereits seit 1905.

Poesiealbum aus dem Besitz von Ulrike von Levetzow (1844 – ca. 1854)
Es handelt sich um eine Sammlung von Gedichten, die von Ulrikes Schwager, dem preußischen Generalmajor Leopold von Rauch, angelegt wurde: Dieser gab auch das Programm der Eintragungen vor, nämlich einen Kanon von Gedichten zusammenzutragen. Vertreten sind etwa Michael Enk von der Burg, Ferdinand Freiligrath, Ida Hahn-Hahn, Friedrich Halm, Betty Paoli und immer wieder Goethe. Ulrike von Levetzow scheint ihre Freunde um Einsendungen gebeten zu haben, die in Form von Zetteln einliefen und dann in das Album übertragen wurden – nicht von Ulrike selbst, die keine schöne Handschrift hatte, sondern von dritten und vierten. Sie selbst schrieb kurze Kommentare unter die Gedichte.

Romantik

Joseph von Eichendorff an Johann Karl Heinrich Philipsborn, Berlin, 5. Mai 1832
Ab 1831 verfolgte die preußische Regierung den Plan, der liberalen Kritik an der Rückständigkeit Preußens mit einer eigenen Zeitschrift zu begegnen. Als Herausgeber der ›Historisch-politischen Zeitschrift‹ wurde Leopold Ranke ausersehen, der seit 1825 Professor für Geschichte in Berlin war und die meisten Beiträge selbst schrieb. Die Redaktion sollte Eichendorff übernehmen, der 1831 mit seiner Familie von Königsberg nach Berlin zog. Die Zusammenarbeit gestaltete sich allerdings für beide Seiten unerfreulich, da Eichendorff das nötige strategische Fingerspitzengefühl fehlte. Gleich sein für das erste Heft geschriebener Aufsatz fiel so propagandistisch aus, dass er von Ranke unterdrückt wurde. Eichendorff war sich durchaus bewusst, dass er mit der Aufgabe überfordert war: »Um so schmertzlicher wird es mir nun, daß ich es als eine Ehren-Pflicht anerkennen muß, meinem gegenwärtigen Geschäfts-Verhältniß zu entsagen, weil daßelbe unglücklicherweise meiner Persönlichkeit nicht zusagt […]. Durch diese harte Entsagung aber werde ich nun plötzlich in dieselbe trostlose Lage zurückgeworfen, in der ich mich vor einem Jahre befand. Denn wahrhaft trostlos ist der Gedanke, nach so vielen Anstrengungen und Aufopferungen, jezt wieder nach Königsberg in eine Stellung zurückzukehren […]. Führe ich jezt nach Königsberg zurück, so bin ich, das fühle ich sehr deutlich, als Beamter und Dichter unausbleiblich für immer begraben.«

Christian Brentano an den Arzt Dr. Müller, Aschaffenburg, 19. Juni 1844
Clemens Brentano wurde in der letzten Zeit seines Lebens unentgeltlich von einem (nicht näher identifizierten) Dr. Müller behandelt. Kurz vor seinem Tod schrieb Brentano in einem Brief, der wohl an seinen Bruder Christian

Brentano gerichtet war: »Ich bitte dich H. Doktor Müller für seine Geduld und Nachsicht gegen mich herzlich zu danken.« Zwei Jahre später schnitt Christian Brentano den Satz aus und klebte ihn auf ein Schreiben an den besagten Arzt. Müller montierte die Briefkollage seinerseits auf die Rückseite von Karl Friedrich Schinkels Titelillustration zu Clemens Brentanos ›Mährchen von den Mährchen‹ (Graphische Sammlung).

Hugo von Hofmannsthal

Hugo von Hofmannsthal an Carl Hochsinger, Wien, 2. Januar 1899
Hofmannsthal dankt Carl Hochsinger (1860–1942), dem befreundeten Direktor des I. Wiener Kinder-Krankeninstituts, für die Behandlung seines neurasthenischen Freundes Leopold von Andrian: »Ich erwarte mir von seinem Florentiner Aufenthalt manches Gute, allerdings hauptsächlich für seine Nerven; was seine körperliche Widerstandskraft betrifft, so bin ich persönlich nicht im Stand, darüber gut zu denken.«

Paul Appel

Das Archiv des Lyrikers Paul Appel (1896–1971) wurde bereits 1965 gegründet (s. Jahrb. FDH 1966, S. 479; 1972, S. 415; 1978, S. 606–608). Nun wurden von der Familie 24 weitere Kartons mit Nachlassmaterialien übernommen. Sie enthalten Werke, Korrespondenzen, Aufzeichnungen und Rezensionen.

Für Schenkungen und finanzielle Unterstützung dankt die Handschriften-Abteilung Marianne Bachfeld, Dr. Burkhard Bastuck, Carl von Boehm-Bezing, Gisela und Rudolf Gottschall, Hans Grüters, Thomas Le Claire, Dr. Rüdiger Volhard, der Eichendorff-Gesellschaft e.V. sowie einer ungenannten Spenderin. Unser besonderer Dank geht an unser Ehrenmitglied Amanda Kress, die auch in diesem Jahr für die Erwerbung von Goethe-Autographen erhebliche Mittel bereitgestellt hat.

Konrad Heumann

Bibliothek

Die Bibliothek wuchs 2010 um 950 Bände und Medieneinheiten; 306 Titel wurden gekauft, die anderen kamen als Beleg, im Schriftentausch oder als Geschenk ins Haus.

Auch in diesem Jahr konnten wieder erfreuliche Fortschritte bei der Rekonstruktion der Bibliothek Johann Caspar Goethes erzielt werden. Insgesamt zehn Titel wurden 2010 erworben. Wieder verdankt sich diese erfreuliche Anzahl einer zweckgebundenen privaten Spende, die es uns erlaubt, die Rekonstruktion der Bibliothek Johann Caspar Goethes voranzubringen. Gerade im Jahr des 300. Geburtstages von Goethes Vater war es schön, seine Bibliothek wieder bereichern zu können.

1. Bücher der Rechts- und Staatswissenschaften nehmen in der Bibliothek von Goethes Vater viel Raum ein, was nicht verwundert, hatte Johann Caspar Goethe doch die Rechte studiert und alle drei Reichsinstitutionen: das Reichskammergericht in Wetzlar, den Ständigen Reichstag in Regensburg und den Reichshofrat in Wien besucht. Für seinen Sohn Johann Wolfgang, der ihm immerhin bescheinigte, ein »gründlicher, ja eleganter Jurist« gewesen zu sein,[30] hatte er ähnliche Pläne. In diesem Jahr konnte die Abteilung der juristischen Schriften in der väterlichen Bibliothek um zwei Bände erweitert werden. Bei dem einen handelt es sich um ein Werk des neapolitanischen Rechtsgelehrten Paris de Puteo (auch: Paride del Pozzo; 1413–1493), der im 15. Jahrhundert ein wichtiger Vertreter der Rechtsschule von Neapel war. De Puteo hatte in Rom, Bologna und Florenz studiert und diente als neapolitanischer Jurisconsultus und Consilarius unter dem König von Neapel, Ferdinand I. Sein Werk: *Paridis de Puteo, Tractatus duo: I. De Redintegratione Feudorum, II. De Finibus Feudorum, et modo decidendi quaestiones confinium territoriorum* […] (Noribergae: Johannes Daniel Tauber, 1677) konnte nun in einem sehr dekorativen braunen Ledereinband mit reich ornamentierter Rückenvergoldung erworben werden.

2. Wesentlich bedeutender für die juristische Sammlung ist ein Werk des Pariser Parlamentsanwaltes und französischen Moralisten Pierre Jacques Brillon (1671–1736). In seinem *Nouveau Dictionaire civil et canonique de droit et de pratique: contenant les Etimologies, Definitions, Divisions, & Principes du Droit François & de la Procedure sur les matieres Civiles, Criminelles & Beneficiales* […] (Paris: Besoigne, 1697) werden einschlägige Gesetze und die Rechtsprechung zusammenfassend referiert. Im zentralistisch von Paris aus regierten Frankreich gab es im 17. und 18. Jahrhundert das Bedürfnis, die ausufernde juristische Literatur zu bündeln und eine einheitlichere Rechtsprechung her-

30 Dichtung und Wahrheit IV/17; WA I 29, S. 46.

zustellen. So entstanden eine Reihe umfangreicher, mehrbändiger Werke, die eine ganze juristische Bibliothek ersetzen sollten. Als eine der berühmtesten Schriften dieser Art gilt Brillons ›Dictionnaire des Arrêts, ou Jurisprudence universelle des Parlements de France, et autres Tribunaux: contenant par ordre alphabetique les matieres beneficiales, civiles, et criminelles; les maximes du Droit ecclesiastique, du droit romain, du droit public, des coutumes, ordonnance, edits, et declerations‹ (Paris 1711), an dessen sechs tausendseitigen Foliobänden der Autor 15 Jahre lang arbeitete. Das immerhin auch 940 Seiten umfassende juristische Lexikon, das Johann Caspar Goethe besaß, ist jedenfalls ein typisches Werk der Zeit und ein gutes Beispiel für die Spezialisierung des Wissens im 17. Jahrhundert.

3. Ob Johann Caspar Goethe zur Lektüre des französischen Rechtsbuches Pieter Marins *Nouvelle grammaire françoise* (Amsterdam 1718) benutzte, ist nicht auszuschließen. Die französische Grammatik war jedenfalls in Goethes Elternhaus vorhanden. Allerdings gibt das Oktavbändchen auch Rätsel auf. Warum erwarb Johann Caspar eine zweisprachige französische Grammatik in Französisch und Niederländisch? Vielleicht stammte das Buch noch aus der Zeit seiner Grand Tour, die ihn ja auch nach Frankreich geführt hatte. Für den Sprachunterricht seiner Kinder wurde jedenfalls eine modernere französische Grammatik benutzt, François Louis Poetevins ›Nouvelle & parfaite Grammaire françoise & allemande‹ (1753), die sich mit einem Besitzeintrag Cornelia Goethes erhalten hat und in der Bibliothek des Hochstifts befindet.

4. Von besonderem Interesse dürfte für Johann Caspar Goethe auch eine Reisebeschreibung gewesen sein, die er in der französischen Originalausgabe für seine Bibliothek erworben hatte: Charles Frédéric de Merveilleux: *Memoires instructifs pour un voyageur dans les divers Etats de l'Europe: contenant des anecdotes curieuses très propres à éclaircir l'histoire du tems; avec des remarques sur le commerce et l'histoire naturelle* (Amsterdam 1738). Auch dieses Buch könnte Goethes Vater zur Vorbereitung seiner Grand Tour benutzt haben, die ihn 1740 nach Italien und Frankreich führte. Die hübsche Ausgabe enthält Kupfer von London, Portugal, Spanien und eine Ansicht von Lissabon und beschreibt unter anderem eine Reise durch Spanien und Portugal. Eine deutsche Übersetzung des Buches erschien bereits im Jahr der Originalausgabe unter dem Titel ›Lehrreiche Nachrichten für einen Reisenden in verschiedene Europäische Staaten…‹ (Berlin: Rüdiger, 1738–1739).

5. Ein interessantes Buch in der Bibliothek von Goethes Vater stellt Pierre Thomas du Fossés (1634–1698) *Histoire de Tertullien et d'Origines: qui contient d'excellentes apologies de la foy contre les payens et les heretiques, avec les principales circonstances de l'histoire ecclesiastique et prophane de leurs*

tems (Lyon 1691) dar, das der Autor unter dem Pseudonym »Sieur de La Motte« verfasste. Du Fossé war ein Schüler der Solitaires (Einsiedler) von Port-Royal, einem Frauenkloster der Zisterzienser südwestlich von Versailles, etwa sechs Wegstunden von Paris entfernt. Im 17. Jahrhundert war das Kloster eine Hochburg des Jansenismus, einer Bewegung innerhalb der katholischen Kirche, die sich auf die Gnadenlehre des Augustinus gründete. In der Umgebung des Klosters siedelten sich Intellektuelle an, die man als »Solitaires« von Port-Royal bezeichnete. Zu ihnen zählten etwa Blaise Pascal und Jean Racine. Du Fossé beteiligte sich auch an der einzigen französischen Bibelübersetzung des 17. Jahrhunderts, die in dem Umkreis der Einsiedler von Port-Royal entstand. Die *Histoire de Tertullien et d'Origines* erschien erstmals 1675, Goethes Vater besaß das Buch in der Ausgabe von 1691.

6. Neuere französische, englische und italienische Autoren waren in Goethes Elternhaus in den Originalsprachen vertreten. Vor allem die italienische Poesie hatte es Johann Caspar angetan, der sich von seiner Italienreise her die Liebe zur Dichtung dieses Landes bewahrt hatte. Vom berühmten Sohn wissen wir aus ›Dichtung und Wahrheit‹: »Die vorzüglichsten italiänischen Dichter fehl-



Abb. 11: Torquato Tasso, Gerusalemme liberata, Venedig 1705

ten nicht, und für den Tasso bezeigte er eine große Vorliebe«.[31] Von Torquato Tassos ›Befreitem Jerusalem‹ besaß Johann Caspar sogar drei Ausgaben, die deutsche Übersetzung von Johann Friedrich Kopp aus dem Jahr 1744, eine italienische, Padua 1737, die sich schon lange wieder in unserem Besitz befindet, und jene schöne kleine Ausgabe mit Titelkupfer, die 1705 in Venedig erschien und nun erworben werden konnte: *La Gerusalemme Liberata: poema eroico del Torquato Tasso; con allegoria universale dell' istesso. Et con gli argomenti del Oratio Ariosti, Coretto, & adornato di bellissime figure in rame* (Venetia: Hertz, 1705). Auch der Sohn las den italienischen Dichter, dem er später ein Drama widmen sollte, bereits im Elternhaus und empfahl die Lektüre auch seiner Schwester Cornelia: »Wenn du Tassos Gerusaleme lib[erata] verstehst, lese sie auch« (Abb. 11).[32]

7. Auch zwei Bücher aus dem Gebiet der Theologie und Religionsgeschichte konnten neu erworben werden. Das erste stammt von dem lutherischen Theologen Nicolaus Haas (1665–1715) und ist eine Art praktischer Ratgeber für angehende Prediger. Der umständliche Titel zeigt, worum es in dem stattlichen Werk von knapp 2000 Seiten geht: *Der allezeit fertige Geistliche Redner: welcher einem angehenden Prediger zeiget, was er bey Antritt, Verwaltung, unterschiedlichen Fällen, und endlicher Niederlegung seines Amts zu reden hat; Und nicht allein über die Evangelien und Episteln, Catechismum und Paßion, sondern auch über viel 100 Texte geschickte Dispositiones fürstellet, absonderlich aber zu denen Casual-predigten gute Anleitung giebet* (Leipzig: Fritsch, 1701). Bücher wie dieses sollten den Predigern helfen, Zitate, Gleichnisse und »Emblemata« zu den wichtigsten Predigttopoi zu finden.

8. Eine wichtige Bereicherung erhielt die Bibliothek von Goethes Vater durch das Werk des Theologen Johann Paul Trier (1687–1768): *Anmerckungen über das Concordien-Buch: worinnen dasselbe nach der Richtschnur der Heil. Schrift geprüfet, gegen die Schwäbische und Nieder-Sächsische Formulam und das Torgauische Buch gehalten auch aus vielen Manuscriptis und anderen Urkunden erläutert, und wo es nöthig, widerleget wird* (Frankfurt und Leipzig: Böttiger, 1747). Goethes Vater besaß einen Heidelberger Druck des Konkordienbuches von 1582. Dabei handelt es sich um die Sammlung der wichtigsten lutherischen Bekenntnisschriften, die erstmals 1580 in dem Buch: ›Concordia. Christliche Widerholete einmütige Bekandtnüß nachbenandter Churfürsten, Fürsten und Stände Augspurgischer Confession‹ zusammengefasst wurden. Darin finden sich die Confessio Augustana, die Apologie (nach Melanchthon), die Schmalkaldischen Artikel, Luthers Kleiner und Großer Katechismus,

31 Dichtung und Wahrheit I/1; WA I 26, S. 38.
32 WA IV 1, S. 28.

Melanchthons ›Tractatus de potestate et primatu papae‹ und die Konkordienformel (formula concordiae). Das ›Concordien-Buch‹ sollte eine verbindliche Bekenntnisgrundlage für die lutherische Kirche schaffen.

9. Ein schmales Bändchen, das Franz Götting in seinem Verzeichnis der Bibliothek des Vaters unter den ›Varia‹ einsortierte, enthält ein schönes lateinisches Gedicht über das Bünausche Rittergut Seuselitz (Schloss Seußlitz) in Sachsen. Es trägt den Titel: *Suselicium. Quo villa eius nominis Bunaviana ad albim prope misnam urbem sita celebratur ac discribitur […]; Excursus historici et Diplomata quedam Suseliciana* (Leipzig: Langenhem, 1732) und stammt von dem berühmten Altphilologen und Archäologen Johann Friedrich Christ (1700–1756). Christ hatte in Jena Philosophie, Geschichte und Jurisprudenz studiert und wurde auf Druck des Vaters noch vor Beendigung seiner Studien zum Geheimen Kabinettsekretär in Meiningen ernannt. 1726 konnte er jedoch in Halle sein Studium fortsetzen und erhielt dort von der philosophischen Fakultät die Erlaubnis, öffentlich zu lesen, ohne den akademischen Titel des Magisters erworben zu haben. 1729 wurde er Hofmeister in Diensten des Grafen Heinrich von Bünau in Leipzig, der ihm seinen zweiten Sohn Rudolph zur Erziehung anvertraute. Dem Grafen Heinrich von Bünau (1697–1762), damals kurfürstlich sächsischer Kanzler, gehörte auch seit 1722 das Rittergut Seußlitz, auf dem er 1726 die Kirche und das jetzige Barockschloss auf den Grundmauern eines alten Klosters nach Plänen des Ratszimmermeisters George Bähr (1666–1738) aus Dresden, des Schöpfers der Dresdner Frauenkirche, erbauen ließ. Christ habilitierte sich 1731 und erhielt in Leipzig eine außerordentliche Professur für Geschichte. Danach begab er sich mit dem jungen Grafen auf Reisen, die ihn über Deutschland nach Holland und über Calais nach England führten und später auch nach Wien, Venedig, Verona und Padua. 1739 wurde Christ schließlich in Leipzig Professor für Dichtkunst, vor allem für lateinische Poesie. Er behandelte als erster deutscher Universitätslehrer auch archäologische Denkmäler. Lessing gehörte zu seinen Schülern. »Die Wissenschaften verlohren an ihm einen Mann von ausgebreiteter Gelehrsamkeit, der zwar die Alterthümer zu seiner Hauptbeschäftigung gemacht, aber doch auch dabey die meisten neuern Geschichtsschreiber und Dichter gelesen hatte, und selbst ein guter Lateinischer Dichter war. Er war einer der ersten, welche die alte und besonders die Römische Litteratur mit Geschmack und in Verbindung mit den bildenden Künsten studierte und lehrte«, heißt es über ihn in einem Gelehrten-Lexikon.[33] Ob Johann Caspar Goethe während seines

33 Johann Christoph Adelung, Fortsetzung und Ergänzung zu Christian Gottlieb Jöchers allgemeinem Gelehrten-Lexico, worin die Schriftsteller aller Stände nach ihren vornehmsten Lebensumständen und Schriften beschrieben werden, Bd. 2, Leipzig 1787, Sp. 314.

Studiums in Leipzig, das er 1731 begann, auch Christ als Professor begegnete, ist ungewiss. In seiner Bibliothek hat sich jedoch noch ein weiterer Band des Gelehrten erhalten, der Band *Noctes academicarum libri sive Specimina quatuor* (Halle 1727–1729), in dem eine Anzahl kleinerer Abhandlungen und Aufsätze aus den Gebieten des römischen Rechts, der römischen Altertümer und der Geschichte enthalten ist.

Ganz besonders herzlich dankt die Bibliothek an dieser Stelle noch einmal Frau Amanda Kress, die mit der Einrichtung der ›Erich und Amanda Kress-Stiftung‹ den Erwerb aller Titel für die Bibliothek Johann Caspar Goethes ermöglichte. Auch allen anderen Spendern gilt unser aufrichtiger Dank:

Backsteinprojekt e.V., Lüneburg; Bernstein Verlag, Bonn; Böhlau Verlag, Köln; de Gruyter, Berlin; Gymnasium Casimirianum Coburg; H. W. Fichter Kunsthandel, Frankfurt am Main; Hofmannsthal-Gesellschaft, Frankfurt am Main; Insel-Verlag, Berlin; Institut für Jugendbuchforschung, Fachbereich Neuere Philologien, Goethe-Universität Frankfurt am Main; Bibliothekszentrum Geisteswissenschaften, Goethe-Universität Frankfurt am Main; Klassik Stiftung Weimar; Le Claire Kunst, Hamburg; MdV Éditeur, Paris; Heidelberger Akademie der Wissenschaften, Philosophisch-Historische Klasse; S. Fischer Verlag, Frankfurt am Main; Schlaraffia Francofurta e.V., Bad Vilbel; Verlag Schnell, Warendorf.

Paula Appel, Prof. Dr. Peter Boerner, Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken, Peter Buchholz, PD Dr. Wolfgang Bunzel, Ismene Deter, Prof. Dr. Peter Dilg, Prof. Dr. Klaus Doderer, Felicitas Edward, Karin Ellermann, Prof. Dr. Leonard M. Fiedler, Prof. Dr. Bernhard Gajek, Dieter Georg, Vera Graaf, Dr. Sabine Gruber, Dr. Michael Grus, Hans Grüters, Bernd Heidenreich, Dr. Konrad Heumann, Annette Hochstrahs, Dr. Wolfgang Hönle, Doris Hopp M.A., Dr. Katja Kaluga, Prof. Dr. Hans-Joachim Kertscher, Ernst Kiehl, Dr. Gerhard Kölsch, Bernd Köstering, Prof. Dr. Gerhard Kurz, Dr. Letizia Mancino, Dr. Renate Moering, Dr. Gerhard Müller, Frau Oberländer, Dr. Marlies Obier, Prof. Dr. Ulrich Ott, Prof. Dr. Gerda Panofsky-Soergel, Dr. Konrad Rapprich, Katharine Reinke, Helmut von Richter, Dr. Doris Schumacher, Reinhard Seeck, Marieluise Spangenberg, Ruth Wagner, Lutz Wedekind, Ilona Willemer, Dr. Heidrun Zinnkann.

Joachim Seng

Konservierung und Restaurierung

Dass für die Restaurierung unseres wertvollen Bücher-Altbestandes nur in seltenen Fällen ausreichend finanzielle Mittel und Kapazitäten zur Verfügung stehen, ist ein altes, aber dauerhaftes Problem von Bibliothek und Werkstatt. Erfreulich ist nun, dass aus einer Initiative des Kulturstaatsministers 2010 auch für die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts Gelder zur Restaurierung wertvoller Büchern eingeworben werden konnten. Um der Zerstörung des papiergebundenen Kulturguts in den Archiven und Bibliotheken durch Säurefraß etc. entgegenzuwirken, hatten sich im Sommer 2010 Bibliothekare und Archivare bedeutender Einrichtungen sowie Vertreter von Ländern, Städten und Gemeinden zu einem ›Runden Tisch‹ im Bundeskanzleramt getroffen und sich darauf verständigt, eine gemeinsame Koordinierungsstelle zum Erhalt schriftlichen Kulturguts einzurichten. Diese soll von Bund und Ländern gemeinsam getragen und bei der Stiftung Preußischer Kulturbesitz eingerichtet werden. Dadurch sollen Modellprojekte zur Entwicklung eines Programms zur Erhaltung des national bedeutsamen schriftlichen Kulturerbes initiiert und betreut werden. Aus diesem Grund wurden nun in einem ersten Schritt dringende Restaurierungsprojekte mit »Modellcharakter zum Schutz des national bedeutsamen schriftlichen Kulturgutes« ermittelt und im Haushalt des Kulturstaatsministers 500 000 Euro für deren Realisation eingestellt. Die Bundesländer beteiligten sich über die Kulturstiftung der Länder mit weiteren 100 000 Euro.

Mit großer Freude kann die Bibliothek vermelden, dass zu den 31 ausgewählten Projekten mit Modellcharakter auch die bedeutende ›Faust‹-Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts gehört. Bereits 1889 wurde in Frankfurt am Main mit dem Aufbau der Sammlung begonnen und seither wurde sie systematisch ergänzt. Die Sammlung umfasst mittlerweile rund 1600 Titel und enthält nicht allein Ausgaben mit dem Goetheschen Text (der allerdings auch in mehr als 35 Übertragungen vorliegt). Vielmehr handelt es sich um Bücher, die sich der Überlieferung der historischen Gestalt widmen, des Weiteren auch um Volksbücher und magische Schriften (mit seltenen Drucken aus dem 16. und 17. Jahrhundert). Teil der Sammlung sind auch Bearbeitungen des Faust-Stoffes durch Zeitgenossen Goethes und Autoren bis in die Gegenwart (z. B. Klinger, Heine, Grabbe, Lenau usw.), inklusive Vertonungen, Parodien und motivähnliche Dichtungen.

Aus unserem Bestand wurden 30 Titel ausgewählt, darunter Bücher aus dem 16. Jahrhundert, die einer restauratorischen Behandlung dringend bedurften. Unter ihnen befindet sich auch die berühmte ›Historia Von D. Johann Fausten dem weitbeschreyten Zauberer vnd Schwartzkünstler, Wie er sich

gegen dem Teuffel auff eine benante Zeit verschrieben‹ des Frankfurter Verlegers Johann Spies von 1588, das früheste Faust-Volksbuch, das die Grundlage für alle späteren Texte bildete. Ebenfalls zu den restaurierten Büchern gehört das seit 1725 unter Pseudonym erschienene populäre Buch ›Des Durch die gantze Welt beruffenen Ertz-Schwartz-Künstlers und Zauberers Doctor Johann Fausts mit dem Teufel aufgerichtetes Bündniss … von einem Christlich Meynenden‹ (Frankfurt und Leipzig 1728), das, als billige Volksschrift vertrieben, dem jungen Goethe als Lektüre gedient haben könnte. Nicht nur gedruckte, auch handschriftliche Bücher mussten instand gesetzt werden, darunter auch die Schrift über den Faust-Schüler Wagner: ›Alhier wird man antreffen Magia aus Doctor Johannes Fausten und was sonst zu solcher Kunst gehörig seyn wird. Solches hat Christoph Wagner nach seines Herrn Todt herausgegeben‹ (Wittenberg 1535).

Ziel der Restaurierungsarbeiten war es, die Bücher in einen Zustand zu versetzen, der eine dauerhafte Erhaltung des nationalen Kulturguts ermöglicht. Zu den umfangreichen restauratorischen Arbeiten, die zwischen November 2010 und Februar 2011 von der Firma Schempp Bestandserhaltung GmbH in Kornwestheim durchgeführt wurden, gehören die folgenden: Die ausgewählten Bände wurden teilweise trocken vorgereinigt (Abradieren von Schmutz usw.), dann wurden die einzelnen Blätter gewässert und alkalische Reserven eingebracht. Zu den Tätigkeiten gehörten auch das Anfasern von Fehlstellen, Nachleimen, das Rekonstruieren von Kapitalen und Vorsatzblättern sowie Bindearbeiten. Teilweise wurden neue Einbände angefertigt oder alte rekonstruiert. Für fragile Bücher wurden zudem Schutzkassetten hergestellt.

Die Restaurierung hat den Zustand der Bücher wesentlich verbessert und deren Erhalt nachhaltig gesichert, so dass sie auch künftigen Generationen zur Verfügung stehen werden. Die Bibliothek des Freien Deutschen Hochstifts bedankt sich bei den Geldgebern und Initiatoren des Projekts sehr herzlich für die gewährte Unterstützung.

Joachim Seng

Verwaltungsbericht

Mitgliederversammlung

Die Mitgliederversammlung fand am 21. Juni 2010 statt. Sie erteilte dem Verwaltungsausschuss aufgrund der vorgelegten Bilanz sowie der Gewinn- und Verlustrechnung Entlastung. Prof. Klaus Reichert und Anselm Thürwächter wurden für eine weitere Amtszeit von vier Jahren im Verwaltungsausschuss wiedergewählt. Michael Münch wurde neu in das Gremium gewählt.

Verwaltungsausschuss

Dem Verwaltungsausschuss gehörten am 31. Dezember 2010 an:

Verena Auffermann, Journalistin
Dr. Burkhard Bastuck, Rechtsanwalt Kanzlei Freshfields Bruckhaus Deringer
Carl-L. von Boehm-Bezing, ehemaliges Mitglied des Vorstandes der Deutschen Bank AG
Dr. Andreas Dietzel, Rechtsanwalt, Partner von Clifford Chance Partnergesellschaft
Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt, Ludwig-Maximilians-Universität München
Dr. Helmut Häuser, Rechtsanwalt und Notar
Prof. Dr. Dr. h.c. Rolf Krebs, ehem. Sprecher der Unternehmensleitung Boehringer Ingelheim
Dr. Bernd Kummer, Rechtsanwalt und Regierungspräsident a.D.
Prof. Dr. Gerhard Kurz, Justus-Liebig-Universität Gießen
Prof. Dr. Christoph Mäckler, Architekt
Friedrich von Metzler, Mitinhaber der Bankhauses B. Metzler seel. Sohn & Co. KGaA
Martin Mosebach, Schriftsteller
Michael Münch, Vorsitzender des Vorstandes der Deutschen Bank Stiftung
Nick Reh, Aufsichtsrat Sektkellerei Schloss Wachenheim
Prof. Dr. Klaus Reichert, Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main
Dr. Helmut Reitze, Intendant des Hessischen Rundfunks
Monika Schoeller, Geschäftsführende Gesellschafterin des S. Fischer Verlags
Dipl.-Ing. Anselm Thürwächter, Architekt
Dr. Rüdiger Volhard, Rechtsanwalt und Notar

Vertreter der Bundesregierung
Ministerialrat Dr. Horst Claussen

Vertreter des Landes Hessen
Staatssekretär Ingmar Jung
Ministerialrätin Angelika Amend

Vertreter der Stadt Frankfurt am Main
Prof. Dr. Felix Semmelroth, Kulturdezernent

Vertreter der Stadtverordnetenversammlung der Stadt Frankfurt am Main
Alexandra Prinzessin von Hannover
Klaus Oesterling

Vorsitzender
Carl-L. von Boehm-Bezing

Stellvertretender Vorsitzender
Prof. Dr. Gerhard Kurz

Schatzmeister
Dr. Helmut Häuser

Stellvertretender Schatzmeister
Friedrich von Metzler

Wissenschaftlicher Beirat

Dem Wissenschaftlichen Beirat gehörten am 31. Dezember 2010 an:
Prof. Dr. Jeremy Adler, King's College London
Prof. Dr. Gottfried Boehm, Universität Basel
Prof. Dr. Nicholas Boyle, Magdalene College Cambridge
Prof. Dr. Konrad Feilchenfeldt, Ludwig-Maximilians-Universität München
Prof. Dr. Almuth Grésillon, Institut des Textes et Manuscrits Modernes, Paris
Prof. Dr. Gerhard Kurz, Justus-Liebig-Universität Gießen
Prof. Dr. Klaus Reichert, Goethe-Universität Frankfurt am Main
Prof. Dr. Luigi Reitani, Università degli Studi di Udine

Mitarbeiter

Im Jahr 2010 waren im Hochstift tätig:

Prof. Dr. Anne Bohnenkamp-Renken	Direktorin
Beatrix Humpert M.A.	Direktionssekretariat, Öffentlichkeitsarbeit, Veranstaltungen
Christel Buck	Sekretärin
Dr. Doris Schumacher	Museumspädagogin (Kulturvermittlung)
Veronika Spinner M.A.[1]	studentische Hilfskraft
Carolin Mauritz[1]	studentische Hilfskraft

Verwaltung

Christian Alberth	Verwaltungsleiter
Christiana Driesslein[2]	Personalsachbearbeiterin
Sonja Wagner	Personalsachbearbeiterin
Christina Sternitzke	Verwaltungsangestellte
Monika Strey	Verwaltungsangestellte
Sigurd Wegner	Verwaltungsangestellter
Mirna Vozetic M.A.[2]	Volontärin
Hans-Jürgen Emmrich	Empfang, Kasse, Museumsladen
Martina Falkenau	Empfang, Kasse, Museumsladen
Alemseged Gessese	Empfang, Garderobe, Museumsaufseher
Martha Gorachek-Acikgöz	Hausreinigung
Margarita Dorado-Martinez	Hausreinigung

Handschriften-Abteilung

Dr. Konrad Heumann	Leiter der Abteilung
Hans Grüters[1]	Handschriften-Sachbearbeiter
Bettina Zimmermann M.A.	Volontärin

Bibliothek

Dr. Joachim Seng	Leiter der Abteilung
Nora Schwarz	Diplombibliothekarin
Karin Zinn	Bibliotheksassistentin
Waltraud Grabe	Restauratorin und Buchbindemeisterin
Brita Werner	Buchbinderin

1 Diese Mitarbeiter schieden im Lauf oder am Ende des Jahres 2010 aus.
2 Diese Mitarbeiter wurden zu Beginn oder im Lauf des Jahres 2010 neu eingestellt.

Goethe-Haus, Goethe-Museum, Kunstsammlung

Dr. Petra Maisak	Leiterin der Abteilung
Dr. Gerhard Kölsch	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Alexandra Koch M.A.	Fotoarchiv
Reinhard Düringer	Museumstechniker
Slobodan Adanski	Museumsaufseher
Babett Frank	Museumsaufseherin
Siegfried Körner	Fremdenführer
Ernst-Jürgen Leinert	Fremdenführer
Peter Metz	Fremdenführer
Vojislava Mitula	Museumsaufseherin
Uwe Staaf	Museumsaufseher
Christina Szilly	Fremdenführerin
Thomas Thörle	Museumsaufseher

Redaktion der Hugo von Hofmannsthal-Ausgabe

Dr. Katja Kaluga	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Claudia Bamberg[2]	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Korina Blank M.A.	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Annemarie Opp	studentische Hilfskraft
Alexander Subtil M.A.[1]	studentische Hilfskraft

Redaktion der Brentano-Ausgabe

PD Dr. Wolfgang Bunzel	Leiter der Abteilung
Dr. Michael Grus	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Dr. Sabine Gruber[1]	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Cornelia Ilbrig[2]	wissenschaftliche Mitarbeiterin
Dr. Holger Schwinn	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Philipp Werner M.A.[1]	wissenschaftliche Hilfskraft
Silke Weber M.A.	studentische Hilfskraft
Anja Leinweber	studentische Hilfskraft
Janina Schreiner[2]	studentische Hilfskraft

Redaktion der Faust-Ausgabe

Dr. Dietmar Pravida[2]	wissenschaftlicher Mitarbeiter
Susanne Christina Mohr[2]	studentische Hilfskraft

Daneben waren 16 Aushilfskräfte für den Führungs- und Aufsichtsdienst an Wochenenden, Feiertagen, Abendveranstaltungen und zur Vertretung bei Urlaub und Krankheit tätig.

Als Praktikanten waren im Jahr 2010 beschäftigt: Herr Dominik Juhnke in der Direktion, Bozena Anna Badura und Eva-Lena Arnold in der Faust-Edition, Stefanie Konzelmann und Daniel-David Weis in der Brentanoabteilung und Julia Reis in der Handschriftenabteilung.

Der Aufgabenschwerpunkt des Jahres 2010 lag in der Durchführung der durch das Konjunkturpaket II der Bundesregierung mit 1,6 Mio. Euro finanzierten Baumaßnahmen. Durch die umfassende klimatische Sanierung der Archivräume, das größte Einzelprojekt, hat sich die Aufbewahrungsqualität für die Handschriften, Gemälde, Graphiken und Bücher erheblich verbessert. Auch die anderen Maßnahmen, so die brandschutztechnische Verbesserung derselben Archivräume und des Goethehauses, die Erhöhung der Einbruchsicherheit und die im Jahr 2010 begonnene Neugestaltung der Kabinettausstellung im Goethehaus trugen zu einer Weiterentwicklung des Hauses bei. Die genannten Maßnahmen erstreckten sich noch in das Jahr 2011 hinein.

Weitere Schwerpunkte der Verwaltung bildeten im Jahr 2010 die Betreuung und Abrechnung der diversen und stetig an Zahl zunehmenden Drittmittelprojekte. Unter den Drittmittelgebern seien besonders genannt: die Kulturstiftung des Bundes, die S. Fischer-Stiftung, der Deutsche Literaturfonds, die Stadt Frankfurt am Main, die Deutsche Forschungsgemeinschaft, das Ludwig Boltzmann Institut für Geschichte und Theorie der Biographie, Wien, die Arbeitsgemeinschaft Literarischer Gedenkstätten und die Fazit-Stiftung.

Die Arbeit des Freien Deutschen Hochstifts ist über die institutionelle Förderung durch die Bundesrepublik Deutschland, das Land Hessen und die Stadt Frankfurt und die eben erwähnten Drittmittel hinaus in hohem Maße auf die Unterstützung von Freunden und Förderern angewiesen. Unter den Förderern im Jahr 2010 seien besonders genannt:

Clifford Chance
Deutsche Bank AG
Deutsche Immobilienconsult AG
Eichendorff-Gesellschaft
Eurohypo AG
Freshfields Bruckhaus Deringer Rechtsanwälte
Herr Dr. Andreas Dietzel
Adolf und Luisa Haeuser-Stiftung
Hertie-Stiftung
Erich und Amanda Kress-Stiftung
Frau Nicole Peter
PWC Wirtschaftsprüfungsgesellschaft AG
Frau Monika Schoeller
Herr Dr. Rüdiger Volhard

Christian Alberth

Adressen der Verfasser

Prof. Dr. Irmgard Egger, Universität Wien, Institut für Germanistik, Universitätsring 1, A-1010 Wien, irmgard.egger@univie.ac.at

Faust-Edition, Freies Deutsches Hochstift – Frankfurter Goethe-Haus, Großer Hirschgraben 23–25, 60311 Frankfurt am Main, info@faustedition.de

Prof. em. Dr. Konrad Feilchenfeldt, Ludwig-Maximilians-Universität München, Department I – Germanistik, Komparatistik, Nordistik, Deutsch als Fremdsprache, Deutsche Philologie, Schellingstraße 3 RG, 80799 München, k.feilchenfeldt@freenet.de

Prof. Dr. Karl S. Guthke, Harvard University, Department of Germanic Languages and Literatures, Barker Center 365, 12 Quincy Street, Cambridge, MA 02138-3879, USA, guthke@fas.harvard.edu

Apl. Prof. Dr. Ulrich Kittstein, Seminar für deutsche Philologie der Universität Mannheim, Neuere Germanistik I, 68131 Mannheim, kittstei@rumms.uni-mannheim.de

Charlotte Lee, M.Phil., Murray Edwards College, New Hall, Cambridge, CB3 ODF, United Kingdom, cll38@cam.ak.uk

Per Röcken, Bergstraße 24, 12437 Berlin

Annika Rockenberger M.A., Bergstraße 24, 12437 Berlin, arockenberger@googlemail.com

Prof. i.R. Dr. Dieter Steland, Kleestieg 7, 37077 Göttingen, steland@t-online.de